
HD WIDENER
HW H2EL H


VE
RI
TAS



Anal

Gesammelte Werke

von

Karl Gutzkow.

Vollständig umgearbeitete Ausgabe.

Zwölfter Band.

Briefe aus Paris. 1842.
Pariser Eindrücke. 1846.

Frankfurt am Main.
Literarische Anstalt.
(J. Rütten.)
1846.

Briefe aus Paris

1842.

Pariser Eindrücke

1846.

Von

Karl Gutzkow.

Frankfurt am Main.
Literarische Anstalt.
(J. Rütten.)
1846.

Vorerinnerung.

Die nachfolgenden Briefe aus Paris vom Jahre 1842 sind öfter entstellt als mißverstanden worden. Deßhalb fühlt sich der Verfasser auch nicht gedrungen, irgend etwas zu ihrer Rechtfertigung zu sagen. Absichtlichkeiten bleiben keines Bessern zu belehren.

Die neu hinzugefügten Pariser Eindrücke von 1846 sind in Form von Randglossen und Erläuterungen gehalten. Sie heben oft eine frühere Behauptung auf, noch öfter dienen sie ergänzend und vervollständigend für ein früheres neu bestätig-

tes Urtheil. Man verweist auf die einleitenden Worte dieses Anhanges selbst, der zu gleicher Zeit für Manches entschädigen soll, was seines geringeren und allzuvorübergehenden Interesses wegen aus der ersten Auflage fortgelassen wurde.

Inhalt.

und Moses auf Sinai. Die große Oper. Meyerbeer. Die Italiener und eine Fiktion. Ponsard. Mignet. Die Deputirtenkammer in ihrem Verfall. Wahlreform und Vorschläge für die Regentschaftspolitik. Die Langeweile in Paris. Das Flaniren und die Utopisten. Die Anhänger Fouriers und ihre Anleihen. Enfantin. Cormenin. Das Gouvernable im Franzosen. Der republikanische Egoismus der Deutschen, verglichen mit dem französischen Monarchismus. Corneille vor zweihundert Jahren, verglichen mit Opitz und Gryphius. Philarète Chasles. St. René Taillandier. Henri Blaze. Irrthümliche Auffassungen der deutschen Literatur. Goethe. Mangel einer zuverlässigen Theaterkritik. Das Theatre français und die deutschen Hoftheater. Levasor. Die kranken Kartoffeln. Bardou. Arnal und Beckmann. Bouffé und Döring. Hyacinthe. Rose Chéri und die deutschen Schauspielerinnen. Versailles. Ibrahim Pascha. Belriguardo. Frankreichs Geschichte und die deutsche. Der polnische Aufstand. Wie er beurtheilt wurde. Preußens Haltung. Das Kopfgeld. Herr von Zedlitz. Szela. Versailler Frühlingsträume über Polen und seine Wiederherstellung. Panslavismus. Das germanische Element. Die deutsche Kaiserkrone. Die Communisten. E. M. Arndts Erläuterungen zu Diderots Grundgesetz der Natur. Guizot. Louis Philippe. Die Makler und Geldmänner. Furcht vor dem, was am Legitimismus ehrenwerth ist. Louis Philippes Glück und Unglück. Lecomtes Attentat, verglichen mit Tschechs. Die Privatverwaltung des Königs. Der Philippstag in dem Tuileriengarten. Abreise.

Erster Brief.

Hannover, den 4. März 1842.

Noch steht das bunte, schöne Bild Hamburgs vor meinen Augen. Die bewimpelten Schiffe, die kühnen Himmels-Fragezeichen der Thürme,*) hoch in die Wolken ragend, die bunte Beleuchtung des Ufers voll rother Dächer, weißer Giebel, schwarz geräuchter Schornsteine; die blaue Woge, eben erst aus dem geschmolzenen Eise neu geboren, rings auf dem Dampfschiffe die Passagiere, dumpf und freudig, stumpf und leidig, der drüben ein neues Glück hoffend, der eilend, ein altes sich zu sichern; stampfende Rosse aus Holstein für die Ställe des Königs von Sardinien, die Reisewagen blonder, hektischer Scandinavier, die in den Bädern von Nizza sanftere Auflösung ihrer Lungen hoffen und sanftern Tod finden werden, wenn es sanft ist, einsam sterben, verlassen, entfernt von den Seinigen!

Ja, majestätisch ist der Anblick dieser vereinigten Städte: Hamburg und Altona! Was mich schmerzt: von diesem saugt die Kraft Dänemark, von jenem England und die neue Welt! Diese ungeheure Masse von Fleiß und Thätigkeit,

*) Die zwei Monate darauf in Feuer aufgehen sollten!

diese Häuserreihen, diese Docks, diese riesigen Winden, mit denen sie die Waaren in die Magazine hebeln, diese Wachtschiffe mit der ewig brennenden Lunte, diese kleinen rothen Segler, die durch die großen Dreidecker behend hindurchschlüpfen und das regste Küstenleben vermitteln: es ist, als bildete das eine Welt für sich, eine Welt, deren tiefer eingreifende Vortheile dem deutschen Vaterlande noch vorbehalten sind. Sonderbar, hinter den schlanken Thürmen der stolzen Hammonia war es mir, als säh' ich im Geiste schon herüberschimmern ein mächtiges Gebäude, die künftige Kathedrale des Grasbrooks, mit der für das jetzige Hamburg infernalisch klingenden Inschrift: „Haupt-Zoll-Amt."

Ich will keine Professur am hamburger Johanneum haben und brauche deshalb nicht gegen den Zollverein zu schreiben. Ich liebe diesen Stolz Hamburgs, dem die Ehre der Freiheit und Selbstständigkeit über Alles geht, ich schätze die Gründe, die man gegen die Ersprießlichkeit des Anschlusses vom lokalen Standpunkte anführt. Ob aber der Stolz und der lokale Standpunkt ausreichen werden? Ob nicht eines Morgens im Hamburger Correspondenten in riesenhafter Keilschrift zu lesen ist das eiserne Wort: „Ἀνάγκη", „Nothwendigkeit!" Das Terrain, auf welchem der Handel der Hansestädte wirken kann, wird immer enger. Immer näher rückt die Zollvereins-Barrière, die man längst keine preußische mehr, sondern die deutsche nennen sollte. Lübecker Handel ist Menschentransport nach Rußland, bremer Handel ist Menschentransport nach Amerika; auch Hamburg wird bald mit Menschen nach Australien handeln.*) In die Mitte

*) Herrn Sievekings Uebersiedelungsplan nach Warrekauri hat sich später zerschlagen.

genommen, zwischen den deutschen Zollverein und die mögliche Erfüllung des zu Lord Aberdeen gesprochenen Worts: je vous recommande l'Allemagne, werden diese Uferstaaten, von denen Hannoverland und Mecklenburg bald ausscheiden dürften, zuletzt nicht anders können, als sich gewöhnen an das Unvermeidliche.

Da ich von Talleyrand's Maximen nur die über den Kaffee angenommen habe und ihn gern schwarz wie die Hölle, heiß wie den Teufel und süß wie die Liebe trinke, so werd' ich vom Zollverein des Kaffee's wegen persönliche Nachtheile haben. Dann aber hätt' ich die Freude, zu sagen: Dies bunte Gewühl von Leben, Schaffen und Genuß, diese majestätische Hansakönigin legt ihre Krone zu den Stufen des Altars der deutschen Freiheit nieder. Sie hat einen ihrer kostbaren, Millionen werthen Ringe in die Fluten geworfen und sich mit dem deutschen Vaterland vermählt. Jetzt — wie locker das Band! Wie fern, wie fern liegt Hamburg, diese wahrhafte Hauptstadt des rein deutschen, nicht wendisch deutschen Nordens, wie fern vom Kerne und Centralpunkt des Vaterlands! Jetzt, welcher Egoismus in den Auffassungen! Welche ehrbare, tüchtige und doch wieder so schroffe Lebenssitte, die in diesem Hamburg herrscht! Welche Reichthümer, ohne die Kunst, sie ergiebiger für Alle zu genießen! Der Vortheil wird ein doppelter sein: Bringen uns Eisenbahnen (Folge des Anschlusses) schneller nach Hamburg, hört die Lüneburger Haide auf, eine so abschreckende Wahrheit zu sein, wird auch die Entfernung Berlins, Leipzigs und Frankfurts von Hamburg Illusion, so gewinnen beide Theile. Hamburg muß opfern von seinem „vaterstädtischen" Egoismus, von seinen tausendfach verzweigten

geselligen, literarischen und artistischen Isolirungen, und Deutschland gewinnt einen Zuwachs an Kraft, an Reichthum, an Thätigkeit, Frömmigkeit, häuslichen Tugenden, an schlichter Biederkeit des Charakters, kostbaren Gütern für Körper und Seele, die alle in diesem stolzen Hamburg, ohne Wirkung nach Außen, aufgespeichert liegen.

Gleich das jenseitige Harburg! Ein schlagender Beweis für meine Behauptung, daß Hamburg bis jetzt noch seine moralische Kraft hermetisch verschließt. Alle andern großen Städte haben die belebendsten Ausströmungen auf Meilen, ja Tagereisen in der Runde! Und hier gleich dieses traurige Harburg! Ein Bettler neben einem Fürsten! Ebenso armselig, wie die Zwischenstationen zwischen Hamburg und Berlin. Mit einem enttäuschenden Zauberschlage fühlt man sich plötzlich in die Provinz versetzt. Wirthshäuser, Betten, Speisen, Landescultur . . . es ist als läge Hamburg am Nordpol und Harburg am Südpol. Ich glaube, Hamburg muß Einiges verlieren, damit die Lüneburger Haide Einiges gewinnt.

Traurige, öde Reise von Hamburg nach Hannover! Der Sturmwind pfeift aus Westen herüber. Wehe den Schiffen, die heute dem Canal zusteuern! Das Blau des Himmels ist matt und wäßrig, wie manche jener Augen, die die blauen Augen in Mißcredit gebracht haben. Die braune Erde fröstelt und will die dünnen Hälmchen zurückhalten, die von der Wintersaat sich in ihrem Schoße schon regen. Die weißen Birken harren fröstelnd der Ankunft ihres zitternden Laubes. Bald wird sich der Vogel der Haide einstellen, die Krähe mit ihrem hungernden Liede. Der Winterschnee und der Februarregen ließen in der Haide große Teiche zurück, in denen noch die Frösche schlafen. Aber, gütige Natur,

auch hier wirst du erstehen, auch hier wirst du deinen Sonntagsschmuck anlegen, freilich keine malerische Südlandstracht, aber einen Sonntagsstaat von frischen Linnen, einfachem Putz, in weißer Schürze, arm, doch mit gesundem Auge deinen Schöpfer preisend! — Und die armen schwarzen und weißen Thierchen, „le peuple sauvage qu'on appelle Haidschnucken" nicht zu vergessen! Schon in die kalte Märzluft führen sie die zarten Thiere, damit die Hirten und Bauern im Winter wollene Strümpfe haben. Zitternd steht das kleine Haidenvolk, dicht geschaart, Eines legt dem Andern den Kopf auf den wolligen Rücken. Der Hirt sieht sich ängstlich nach den Regenhosen am Himmel um; denn ein einziger starker Regenguß macht die armen Thierchen zu Hunderten sterben. Man kann die Haidschnucken die Cretinen der Schaafwelt nennen.

Von Meile zu Meile in der Lüneburger Haide ein kleines Gehöft, umgeben an einer Seite von schützenden Morästen, an der andern von einem kleinen Hain aus wenigen zählbaren Birken. In der Mitte einige große Rüster oder Linden. So in Welle, in Bergen. Von Celle nach Schillerslage. Ein wunderlicher Stationsname! Schillerslage, die Lage Schillers, die Lage eines Dichters, recht mitten in der Haide, mitten im Sturm; große Steine auf der Landstraße, die den Wagen zertrümmern können, Sturmwind, düstrer Regen: wohl die Lage eines Dichters! Die frankfurter Kutscher nennen diese Dichterstation immer durch einen Mißverstand: Silberschlag und dachten dabei wohl mehr an des glücklichen Goethe, als an des armen Schiller's Lage.

Es gibt Städte (Hannover gehört zu ihnen), mit

denen man als Reisender nie über seinen Gasthof hinaus vertraut wird. Diese Plätze, diese Straßen, diese Häuser sprechen nicht an. Man würde sich nur mit großer Ueberwindung entschließen können, sie zu bewohnen. Und doch sind hier die Frauen anmuthig und zart, die Männer höflich und gebildet. Das Theater soll verfallen sein, erfreut sich aber großer Theilnahme. Das Militair fällt gut ins Auge, wenn es auch zu stutzer- und junkerhaft auftritt und Manieren nachahmt, die man sogar in Potsdam und Berlin nicht mehr kennt. Dem schweigenden Ernst der Wachtposten sieht man an, daß ihre Parole sehr gemessen und verwickelt sein muß. Die armen, langen Marschbauernbursche sehen in ihren rothen Röcken ganz philosophisch aus: so viel haben sie über die ihnen gegebenen Instructionen nachzudenken. Nichts von jenem heitern Lungern des Wachtdienstes, den man in glücklichen Ländern antrifft.

Als Vorbereitung auf Paris studir' ich französische Geschichte. Nicht aus Barante oder Capefigue, nicht aus Thiers oder Mignet, sondern aus meiner Reisekasse. Mein kleiner metallener Calvarienberg (die Ehrensolde der Schriftsteller sollte man Schmerzensgelder nennen) ersetzt mir eine ganze Bibliothek. Diese Zwanzigfrankenstücke sind wahre Geschichtsmedaillen. Erst erblick' ich auf ihnen Napoleon vom Jahre 1801, vom Jahre 12 der Republik. Kaiser der Republik ist doch in der That ein lächerlicher Widerspruch. Das Antlitz Napoleon's ist auf diesem Goldstück auffallend unschön, ähnlich den Zügen des Hieronymus, dem Herr von Scheele gedient hat. Ein krampfhafter Zug von Herrschbegierde liegt um die zusammengekniffenen Lippen. Ein Goldstück von 1810. Der häßliche Zug ist fort. Das Antlitz

blickt marmorn ernst, die Ehrsucht ist befriedigter und nur unbefriedigte Ehrsucht macht häßlich. Kein von unten aufgestiegener Mensch, der allmälig etwas Großes geworden, kann schön sein. Doch haben Frauen oft das Talent, die Schönheit des Ehrgeizes, die Schönheit der Nachtwachen, die Schönheit großer Seelenleiden heraus zu erkennen. Freilich nur ungewöhnliche Frauen! Die meisten jagen der geistlosen Schönheit des Modekupfers nach. 1810. Noch einmal Napoleon. Ein Lorbeerkranz schlingt sich um die antike Schläfe des **Empereur** des **Empire français.** Ruhige, klare Kälte des Antlitzes. Befriedigung. 1812. Der Lorbeer voller, fester gedrückt über die Stirne, aber das Auge kleiner, lauernder, Mißtrauen in dem geschärfteren Blicke. 1813. Das Antlitz vorgestreckter, der Hals um die Ahnung einer Linie zurückgebogen, wie im Zustand einer großen Erwartung. 1814. Wohlgenährtes, wohlwollendes Bildniß Ludwig des Achtzehnten. Die Bourbonen sind zurückgekehrt. Haarbeutel und Jabot; nichts gelernt und nichts vergessen. 1818. (Meine Goldstücke springen, traurige Ahnung für Paris.) Der Haarbeutel bleibt; aber der seidne Rock und das Jabot sind schon fort. Entweder die Mode oder Beranger haben sie vertrieben. **Domine salvum fac regem.** Früher hieß es am Rande: **Dieu protége la France.** 1825. Karl X. Ein unerfreuliches Profil. Der Mund weit geöffnet, grade wie man es Kindern verbietet. 1830. Der Mund Karl's X. noch mehr geöffnet. Man sieht, er wird etwas aussprechen, was ungefähr wie die Ordonnanzen klingen kann. 1831. Sie sind ausgesprochen. **Louis Philippe, roi des Français. Dieu protége la France.** Schade, daß der so gescheute Kopf so mürrisch aussieht. Man hat mich gezwungen, die Krone

anzunehmen, will diese Miene sagen, und der Kopf gefällt uns so wenig, daß wir der Miene nicht trauen. Die Karlisten sagen: der Kopf gliche einem italienischen Tabuletkrämer. Die Republikaner: er gliche einem reichgewordenen Börsenmakler. Er ähnelt meinem alten berliner Professor der Mathematik. Er ist todt und hieß Benkendorf. Benkendorf war aber freundlicher. Er rechnete immer nur mit der Kreide an der Schultafel, nicht in seinem Ausgabe- und Einnahmebuch und starb aus Gram über seine zerrütteten Finanzen. Louis Philipp war auch einst Lehrer der Mathematik in der Schweiz; ich glaube aber, er wird aus Frankreich die Cubikwurzel eines hübschen Privatvermögens ausziehen. 1841. Er hat sie ausgezogen, und die Rechnung ist gelungen. Ein dicker Bart auf den welken Wangen, Kummer und Freude im Gesicht mit sonderbarer Mischung, ein Eichenlaubkranz um die Haare, die keine echten sind. Das Eichenlaub aber ist echt. Es ist der Friede „um jeden Preis!"

Zweiter Brief.

Köln, den 7. März.

Gleich hinter Hannover schlägt die Natur ihre ersten Bergeswellen, der Boden kräuselt sich, allmälig begrenzen den Horizont kleine violette Streifen, das Auge findet einen sanften Ruhepunkt, und das schweifende Herz blickt gläubig, vertrauend zu den immer höher steigenden umwölkten Himmelsleitern auf.

Berge! Berge! In lyrischer Stimmung schreib' ich:

Ist an Raum und Ort gebunden
Lebenslust und Lebensqual,
Dank' ich meine schönsten Stunden
Dir allein, Gebirg' und Thal!

Wie den alten nord'schen Hünen
Stets nach Süden stand der Sinn,
Zieht's aus Flächen und aus Dünen
Immer mich nach Bergen hin.

Seid gegrüßt, im Glanz der Sonnen,
Thäler ihr und Bergesreih'n!
Himmlischer schließt ihr die Wonnen,
Tröstender die Schmerzen ein!

Wir sind jetzt bald auf hannöverschem, bald kurhessischem, bald bückeburg-lippeschem und endlich preußischem Gebiete. Diese armen kleinen Dörfer und Städte wissen kaum, nach welcher Richtung hin sie frei athmen können. Sie sind überwiegend hannöverisch gesinnt. Sonderbare Landessitten! Im größten Schmutz und Regen müssen alle diese Landleute weiße Kittel tragen. Die Frauen sind in Roth und Weiß verliebt. Ueber ein grellrothes Mieder und Unterkleid werfen sie weiße Mäntel, ganz in Gestalt der afrikanischen Burnus. Wenn mehrere in dieser kleidsamen und malerischen Tracht zusammenstehen, glaubt man eine Gruppe Beduinen zu sehen. Mit diesen weißen Ueberwürfen wird, wie man versichert, auf dem Lande ein Luxus getrieben, so ernst und so komisch, wie in unsern Residenzen mit den Shawls.

Das kleine Schwefelbad Nenndorf ist kurhessisch. Man bohrt seit Jahren hier einen neuen Brunnen, um Eisen zu finden, das wahrscheinlich zeitgemäßer ist, als Schwefel, aber

man findet nichts. Nenndorf war einst sehr besucht, und Eilsen und das weltberühmte Pyrmont! Unter Friedrich Wilhelm II., der Pyrmont in Aufnahme brachte, war es vor Zusammenfluß der Großen nicht möglich, hier Platz zu finden. Jetzt strömt die Bädersucht nach andern Quellen, bis auch diese aus der Mode sein werden. Wer weiß, welches kleine fränkische oder schwäbische Wildbad sich schon im Stillen rüsten kann, nach zwanzig Jahren die grünen Spieltische aufzunehmen! Nenndorf zeigt allen herkömmlichen Apparat auf, die unsere Bäder zu Tempeln der Langeweile machen. Etwas schöne Natur, wenig Schatten, Pappelalleen, Promenaden. Badeleben heißt die gewöhnliche bürgerliche Langeweile von alle Tage erhoben in den Adelstand von sechs Wochen, Saison genannt. Wir Menschen sind sonderbar. Ein Exil, das uns, wenn wir es gezwungen tragen müßten, wahnsinnig machen würde, ertragen wir mit bestem Humor, wenn wir freiwillig dafür Geld ausgeben.

Diese kleinen Bäder, welche den Harpyen in Nassau, Böhmen, Franken und im Schwarzwald weichen mußten, haben noch eine stille Poesie für sich behalten. Sie sind das Rendezvous der Umgegend, sie sind die Gelegenheit der Liebenden. Amor schlägt hier Wunden, Hymen verbindet sie hier. Diese blonden, etwas sonnenverbrannten Töchter der Provinz, diese schwärmerischen, etwas verblühten Töchter der Landpfarrer, diese derberen Wirthschaftsgrazien der Amtleute, Wegemeisters Hannchen, Amthauptmanns Lottchen — hier finden sie noch Tänzer, Schwärmer, Ehemänner: junge Assessoren, Referendare, Candidaten, beurlaubte Offiziere, denen nur gestattet ist, bei 10,000 Thalern ausweisbarem Vermögen zu heirathen. Aber auch diese letzte Bedeutung der

kleinen Bäder wird Nenndorf verloren gehen. Die rauhe Hand der Politik legt sich zwischen diese kleinen Umtriebe der Liebesgötter. Zollverein heißt auch hier der finstre Dämon des Verderbens. Die Familien sind gewohnt, sich ihren Kaffee, ihren Thee, ihren Zucker selbst mitzubringen. Man denke, eine Großtante, zwei entfernte ältre Cousinen, die Mutter mit vier, ihre Schwägerin mit sechs hoffnungsvollen jungen Töchtern; wie viel Kaffee, wie viel Thee, wie viel Zucker braucht eine solche Familie, um allen ihren Vorrath von Medisance zu erschöpfen? Und jetzt hat sie das Alles grausamlich zu versteuern; keine Zollfreiheit, keine Schmuggelei mehr! Der Zollverein, dem Kurhessen angehört, schlägt alle diese Artikel nach den Angaben des Luxustarifes an, Nenndorf wird noch mehr veröden, und viele Ehen, die vielleicht im Himmel beschlossen sind, werden hienieden keinen Priester finden.

Von vernagelten Priestern wird man gehört haben: ich erstaunte, in Nenndorf eine vernagelte Kirche zu sehen. Ein Geistlicher hatte darin kürzlich mit einem solchen Eifer gepredigt, daß seine drohende Rechte, die heftig das Kanzelpult erschütterte, einen ihm zunächst stehenden morschen Pfeiler wankend machte und die ganze Gemeinde mit panischem Schrecken erfüllte. „Die Kirche bricht!“ riefen Männer und Weiber und sprangen zu den Fenstern hinaus, wo und wie Jeder sich zu retten hoffte. Seitdem wagt Niemand mehr, das wankende Gebäude zu besuchen. Es gibt noch einige Kirchen, die baufällig sind, und ich glaube wohl, wir werden wieder damit anfangen müssen, das Christenthum unter dem Blätterdach der Wälder zu predigen.

Bückeburg hat eine stattliche Kirche im Jesuiterge-

schmack. Jesuitergeist wird nicht darin wohnen, denn Herder war es, der einst in ihr lehrte, eh' er nach Weimar ging. Bückeburg ist die kleine Residenz eines kleinen Fürsten. Wenn alle diese Tetrarchen ihre Herrschaft an größere Kronen gäben (z. B. an Preußen) und sich mit einer Apanage begnügten, es würde ihnen und ihren Unterthanen besser sein. Wie sticht gegen all dies knappe, gegen dieses schildbürgerliche Wesen gleich die imponirende Kraft der Preußen in der Festung Minden ab! Minden ist der Schlüssel zu Westphalen. Hier rauscht und fluthet die Weser nach Bremen hinunter. Man sieht den Wellen an, daß sie frisch aus dem Schnee der Gebirge kommen. Ein trotziger, sichrer Wanderer, dieser strudelreiche Strom!

In raschem Fluge entführt uns die Post in das fleißige, gesegnete, stellenweis schöne Westphalen. In Minden bedauerte ich, einen Bekannten nicht besuchen zu können, einen Baumeister, der mit Mühl- und Grabsteinen handelt. Steine, auf denen man uns das Brot des Lebens mahlt, Steine, auf die man uns das Salz des Todes, unsern Leumund, streut! Es gibt arme Erdenringer, arbeitende, mühevolle Seelen, denen man nur jenen Mühlstein auf das Grab legen sollte, mit dem sie sich das Brot ihres Lebens mahlten. Und wer den größten Mühlstein in seinem Leben zu tragen hatte, bekommt meist den kleinsten Grabstein! Und wem sein Mühl- und Sorgenstein so klein wie ein Brillant am Fingerringe war, dem setzen sie die größten Grabessteine. Das ist unsre Welt!

Herford, Bielefeld, Soest sind Blüten des höchsten deutschen Gewerbfleißes. Hier erzeugen sie Salz, weben und bleichen die saubersten Linnen, hier ist das Product des

Gewerbfleißes noch dem nächsten Bedürfniß gewidmet, hieher hat noch der dumpfe Fabrikengeist des Wupperthals sein pietistisches Gas nicht ausgeströmt. Auf den Landstraßen Regen und Weben. Die unzähligen Karren und Wagen bringen Korn und nehmen die Steinkohle mit. Die Steinkohle ist jetzt Brot geworden. Es glitzert und blinkt hier von Steinkohlen über die grünen Wiesen hin. Man fährt unbewußt über ausgehöhlte Schachten und wünscht tausend Mal dem hinuntersteigenden Grubenmanne Gottes Schutz vor „bösen Wettern".

Sonntag — meine liebste Reisezeit am Tage, wie Vollmond bei der Nacht. Wenn die Glocken läuten und die Sterne schimmern, ist der Mensch anders, ist die Natur eine andere. Sauber sind Sonntags die Straßen, gereinigt die Dielen; zur Kirche schlendern die geschmückten Landleute, von weit über Land kommen sie in die von Orgelklang lebendig gewordenen Gotteshäuser. Herumziehende Gaukler ergötzen den Sonntag-Nachmittag die gaffende Menge, ein Jongleur, der Messer verschluckt und Teller auf der Nasenspitze balancirt, ein Bänkelsänger, der auf der grünen Leinwand Kühnapfels Moritthat und Hinrichtung im warnenden Singsang erzählt. Des Abends aber belagert die Dorfjugend die Straßen und jauchzt dem Postwagen nach. Musik schallt in den Wirthshäusern und noch in später Nacht klingt das Horn des Wächters anders als an den Wochentagen. An der Gartenpforte ein liebendes Paar, Umarmung, Kuß, und noch fernher über die Hecken eine gute Nacht, ein Wiedersehen!

In Soest habe ich mich nach der richtigen Aussprache dieses Städtchens erkundigt. Der Name wird ausgesprochen,

wie Itzehoe, ohne alle Rücksicht auf das umlautende e. In der Volkssprache aber heißt Soest: Saust. In diesem Sinne laß ich mir's gefallen, daß Freiligrath in der Nähe geboren, zum Kaufmann hier gebildet und zum Dichter umgewandelt wurde. Dies wilde Saust muß ihn früh in die Wüste versetzt haben. An die benachbarten Orte Suhl und Solingen erinnern seine Damascenerklingen; ja, als er am Soester Comptoirtisch noch den ledernen Bock, nicht Kameele ritt, wie oft muß sich ihm bei einer Versendung von Kaffee, Indigo, Cayennepfeffer und Muscatenblüte jene südliche Tropenwelt aufgedrängt haben, die er später in so schöne Verse kleidete! In Hagen, Schwelm, Lennep, überall Wohlstand und Wohlbehagen. Nur der kleine Abzweig des Sauerlandes bis Mühlheim ist steinicht und dürftig. Bei Mühlheim lacht uns ein blitzender Wasserspiegel an. Es ist der Rhein.

Sei mir gegrüßt, heiliger, deutscher Strom. Nicht aus eines Königs silbernem Pokale, aus einem grünen Römerglase trink' ich auf deine Freiheit! Berge trennen, Ströme binden. Du bist der jungfräuliche Gürtel Deutschlands, den sie nicht lösen sollen mit frevelnder Hand! Nicht die Leier des Dichters allein, auch das Schwert des Helden wird dich vertheidigen! Wir werden dich verlieren können an der Maas und der Mosel, aber wiedergewinnen werden wir dich an der Weser und Elbe, an der Donau und der Weichsel. Folge nicht der Lurlei-Nixe, Victor Hugo!*) Sie führt dich in Frankreich vielleicht in die Pairskamer, vielleicht auf die Ministerbank, sie führt dich aber nur in Strudel und Bran-

*) Der eben seine Briefe über den Rhein herausgegeben hatte.

dungen, in die sie Alle hinabzieht, die die Nixe des Rheins gewinnen wollen.

Dem stolzen Gefühl folgt aber ein wehmüthiges. Da ragt der unvollendete Dom in die Sternennacht. Mit geisterhaftem Dunkel heben sich die abgestumpften Spitzen von dem bläulichen Flimmer des Hintergrundes ab, zwei Arme, die unschön wären, wenn nicht das Großartige auch ohne vollendet zu sein, schön wäre. Bei einem Riesen hören die Maßstäbe der Zwerge auf. Bewundernd steht der Kenner vor der Rückenwölbung, vor dem Oberarm, vor dem Torso eines capitolinischen Jupiters. Wird die neue, moderne Zuthat die Erhabenheit der Antike vermehren?

Es war mir im Geist, als säße oben auf den Thurmstumpfen des kölner Doms die gespenstische, schlotternde Gestalt des Virtuosen Liszt und hämmerte und tastete, um den Bau zu vollenden. Es war mir, als wenn eine Spinne ein Netz weben wollte, in dem man Löwen fängt. Welches Gewühl auf den Zinnen der Ruine! Worthelden, Menschen, angesteckt von einem modernen Laster, das noch seines Aristophanes harrt, von der Comitésucht, Hähne, die den Stolz ihres Lebens darin finden, bei jeder Gelegenheit einen Toast zu krähen, windige Vögel, flatternd, zwitschernd, Popularitätsvogelscheuchen, die bei jedem Anlaß, und wär' es der gedankenloseste, in den Zeitungen als Anreger, Beförderer, Planmacher sich gedruckt sehen müssen! Wie sie auf Leitern an den Pfeilern hinaufklettern, wie sie sich leere Eimer reichen, Phrasen, Redensarten, Stichwörter des Tages, mit dem vorgeschobenen Zweck im lächerlichen Widerspruche stehend. Die Alten schufen aus Bedürfniß; es ist nur zu wahr, wir Neuern schaffen nur aus Ostentation.

Baut ihn denn aus, den Dom, immerhin! Aber wie ich den ehrwürdigen Bau wiedersah, kam er mir vor wie ein müder Greis, der der Welt sagen möchte: Seht, was ich werden konnte, hab' ich ja versäumt, und nun laßt mich mein Haupt zur Ruhe legen! Wir haben Burgruinen, warum sollten wir nicht Kirchenruinen haben? Schützt den Dom von Köln vor gänzlichem Verfall, reißt das kleinliche Gemäuer rings herum fort und gebt dem Vermächtniß der alten Zeit mit heiliger Scheu und Zurückhaltung eine Dauer in dem Sinne, wie die Zeit es uns überliefert hat! Nur der praktische Fabrikensinn unserer Zeit konnte auf die Idee kommen, dies Gebäude *ganz* haben zu wollen, *auszubauen* — ohne Glauben! Faust als Fragment ist uns Allen ja viel werther, als der vollendete.

Da indessen Alles geschieht, um die Ruine (denn das ist sie auf den ersten Blick) zu vollenden zu einem Ganzen, das halb dem Glauben des Mittelalters, halb der Monumentensucht des neunzehnten Jahrhunderts angehört, so erfreue uns denn wenigstens das gemeinsame Wirken, die Anregung einer einigen, für ganz Deutschland wichtig sein sollenden Unternehmung, erfreue uns wenigstens diese neue Offenbarung jener geistigen Einheit, die uns für die mangelnde politische trösten muß! Ich will mit einigem Stolz nach Frankreich gehen und Victor Hugo sagen: Wir Deutsche können *wollen* und wir *thun*, was wir wollen. Wir sind mehr, als ein Land, wir sind ein Volk!

Glückliche Heimath, wenn du auch einst sagen wirst: Wir sind ein Staat!

Dritter Brief.

Aachen, den 9. März.

Der kölner Carneval, die „Floressei", war vorüber. Die Fasten beginnen und nur am letzten Sonntage ist noch das Lätare-Essen erlaubt gewesen, wo der maskirte kölnische „Drikkes" ohne Kappen noch einmal die letzten Kräfte seines Magens und seines Witzes zusammen nimmt, um das diesjährige Fastnachtsspiel würdig zu beschließen. Der kölner Carneval ist in zwei Parteien zerfallen, die jede für sich ausgelassen ist. Wenn dieser Zwiespalt nicht ausgeglichen wird, ist es möglich, daß der „Gürzenich" in künftigen Jahren öde steht und auch diese gesellige Freiheit, dieser gaukelnde Rest des Mittelalters in sich selbst zerfällt.

Das exclusive Wesen greift in unserer Gesellschaft immer mehr wieder um sich. Nehmen wir mit der englischen Sprache auch die englischen Unsitten an, oder kommen sie wieder, diese schon durch die Bühne auf immer verbannt geschienenen Standesvorurtheile? Es tritt wieder ein Wählen ein, ein Sichten, ein Ballotiren, das uns mit Besorgnissen für die Zukunft erfüllen muß. Am kühnsten sind die Wagnisse der westphälisch-rheinischen Ritterschaft, die man hier die Autonomen nennt. Bekanntlich sind dreißig dieser Standesherrn ihren König angegangen, daß er ihnen gestatte, einen Bund zu schließen, in welchen jeder Ritter von 16 Ahnen und von jährlichen 5000 Thalern Einkünften aufgenommen werden könne. Das Privilegium dieser Herrn sollte die

Autonomie der Erbfolge sein, d. h. die Freiheit, nach Belieben, abweichend von den gesetzlichen Bestimmungen, über ihre Erblassenschaft zu verfügen, Söhne zu enterben, Töchter auf Pflichttheile zu setzen, Majorate zu stiften u. s. w. Der König hat diese Autonomie in der That bewilligt, ohne jedoch den Bund der Autonomen als Bund anzuerkennen. Die Autonomen üben eine förmliche, für sich abgeschlossene Gerichtsbarkeit aus. Sie haben eine Art Vehme, eine Art Bann, den sie über die Mitglieder ihrer nun stillschweigend geschlossenen Corporation aussprechen dürfen. Sie haben Strafen, Läuterungen, Verzeihungen und Wiederaufnahmen gebesserter Mitglieder. Die Fehler, für die sich diese Herren strafen, sind nicht etwa Thier- und Menschenquälerei, nicht etwa Spiel und andere „noble Passionen", sondern die abweichenden Ansichten über die schwebenden Kirchenfragen, über die allzugroßen Annäherungen an das herrschende Regierungssystem, an akatholische Principien u. s. w. Der Chef dieses Bundes ist ein Herr von Mirbach, dessen Visitenkarte also lautet:

Freiherr von Mirbach,
Standeshauptmann der rheinischen
ritterbürtigen Ritterschaft.

Mit der Eisenbahn fährt man in drei Stunden nach Aachen, der alten Kaiserstadt. Victor Hugo hat durch seine Briefe den ganzen Rhein aufgeregt. Alle Städte, alle Kathedralen fühlen sich verletzt. Er hat die Sehenswürdigkeiten nicht gläubig anerkennen wollen, er hat die Küster und die Fremdenführer für ihre Trinkgelder zittern gemacht. Victor Hugo klagt über die Theorieen unsrer Politik und über die Saucen unsrer Küche. Dort suchen ihn die Publicisten, hier

die Gastwirthe zu widerlegen. Man schlägt in den Fremdenbüchern nach. „War jemals ein Victor Hugo hier logiert?“ „Vor sechs Jahren ein Vicomte Hugo!“ „Hat er Hammelfleisch gegessen, wie er behauptet?“ „Nein, es war Boeuf à la mode“. Ich lernte deutsche Wirthe kennen, die ihm wirklich diese Ungenauigkeiten im Journal des Debats vorhalten wollten.

Der Aachener Dom ist ein erhabener Bau, dessen tausendjähriger Ursprung aus allen Zuthaten der Zeit und selbst den geschmacklosesten, den Rococo-Stuccaturen der innern Kuppel, unverkennbar hervorleuchtet! Von Karl dem Großen begründet, zweimal durch Feuersbrunst beinahe völlig zerstört, ausgebaut, überbaut, hier schöpferisch ergänzt, dort geflickt, hat das erhabene Gebäude seinen ursprünglichen byzantinischen Charakter nicht ganz verloren, sondern macht einen Eindruck, mehr maurisch als gothisch. Wären die Springquellen und die Oleander da, man würde sich an die Alhambra erinnert fühlen. Mondschein dazu und Nachtigallen hätten wir in Deutschland schon.

Sonderbar, daß der Teufel mit allen deutschen Domen sein Spiel getrieben hat. Alle unsre großen Münster, vom magdeburger bis zum aachner, sind, der Legende zufolge, der Hölle zum Trotz erbaut. An alle diese ehrwürdigen Gebäude knüpft sich die Sage von den Drohungen des Teufels, von Wetten, die er mit den Baumeistern eingegangen wäre, von seinen Anerbietungen, an den großen Werken mitzuarbeiten. Sonderbar aber auch, daß man jedes Mal, wenn man einen deutschen Dom sieht, mit dem Teufel Mitleiden empfindet. Die Priester und Bauleute haben den Teufel überall mitarbeiten lassen, haben ihm die erste in den Dom gehende Seele

versprochen und ihn dann, wenn das Werk fertig war, schmählich getäuscht. Steine half er tragen, Berge half er versetzen, er fügte Quadern auf Quadern, der arme Teufel, und wenn ihm beim Bau unserer Gotteshäuser heißer wurde, als in der Hölle, dann betrogen sie den Schelm und schenkten ihm für seine treuen Dienste statt der ersten Menschenseele die Seele eines Hundes, die Unsterblichkeit eines Wolfes, den man zuerst in die Kirche schickte. Wer wollte dem Teufel verdenken, daß er sich seitdem an den frommen Betrügern zu rächen sucht, daß er Steine vom Brocken auf den magdeburger Dom wirft, daß er sich an die Eisenringe der Thür am aachner Dom klammert und sie ausreißen will; wer wollte ihm verdenken, daß er noch heute um die Dome schleicht, daß durch ihn es nirgends heftiger stürmt und windiger pfeift, als um die Kirchen, und daß er sich freut, wenn die Philosophen beweisen, wie die Idee des Christenthums, so rein, so göttlichen Ursprungs sie war, doch nicht ohne Lug und Trug in die Wirklichkeit getreten ist.

Uebrigens hätten die aachner Baumeister dem Teufel auch immerhin die erste, in die Kirche gehende Menschenseele schenken können, wenn nämlich der links an der Pforte befindliche Tannenzapfen die geschenkte Seele gewesen ist. Der Tannenzapfen, von Eisen geformt, soll die Seele des rechts stehenden, kläglich blickenden Wolfes gewesen sein. Gibt es doch Menschen genug, deren Seele eher einem hölzernen, ungenießbaren Tannenapfel als dem Odem Gottes ähnelt. Einer der Herren Vorsteher des Kaatzer'schen Leseinstituts, dem ich für seine freundliche und zuvorkommende Begleitung dankbar verpflichtet bin, äußerte indessen mit vielem Grund, daß Tannenzapfen und Wölfin wahrscheinlich zu römischen

Wasserkünsten gedient hätten. Die Wölfin ist die Amme des Romulus, und der Pinienapfel ein Attribut des Bachusdienstes, dem die Römer am rebenreichen Rheine überall die Symbole ihrer Götterlehre widmeten.

Im Dome selbst, der durch seine unregelmäßige Bauart, seine spanischen, ungarischen, wallonischen Nebenkapellen ein zwar winkliges Ansehen bekommt, sich aber dadurch förmlich in einen Complex von Begebenheiten, in ein Stück Geschichte verwandelt, sah ich den berühmten Evangelienstuhl in seiner unförmlichen überladenen Kostbarkeit, und dachte beim Grabmale Otto's III. an J. Mosen's Trauerspiel. Wenn die Fakta, auf welche dieser Dichter sein Werk begründete, wahr sind, welch ein erschütternder Abstand zwischen jenen Scenen südlicher Leidenschaft und diesem stillen nordischen, kalten marmornen Grabmale, das des vergifteten Kaisers Reste birgt! — Der Schweizer des Doms ist nur Suisse par profession, wie V. Hugo von ihm sagte, aber ich seh's, er könnte es auch par naissance sein. „Ich schicke mich in Alles," war sein cosmopolitisches Geständniß. Am wenigsten aber scheint er, wie V. Hugo behauptet, den Franzosen geneigt, denn indem wir jenen bronzenen Adler betrachteten, der, ein Geschenk eines alten deutschen Kaisers, den Chorknaben zum Notenpult beim Messesingen dient und wir den französischen Donnerkeil in seinen Klauen etwas wacklig fanden, hört' ich von ihm die Aeußerung: „Die Franzosen haben aus diesem Adler ihren gewöhnlichen Kukkuk gemacht. Ueberall Kukkuks, sehen Sie da, meine Herren, auch da oben am Chor drei französische Kukkuk's!" — Es waren drei vergoldete Napoleonsadler am Chor der Kapelle.

Wie kann man auch hier französisch gesinnt sein, in

den Rücken des Adlers eine Fledermaus befestigtest! Es war vielleicht nichts, als der Künstlerhumor des Mittelalters, der auf die weitgebreiteten Adlerfittige eine teuflisch grinzende Fledermaus von gleichem Metall ausspannte; aber deuten dürfen wir das Symbol. Die Hierarchie liegt spöttisch grinzend auf dem deutschen Adler, der dunkle häßliche Vogel der Nacht auf dem Rücken des sonnanstrebenden Königs. Armes Vaterland, deine Adler flogen und nicht du, nur die Fledermäuse stiegen empor auf ihnen.

Was sollt' ich mit den „kleinen“ und den „großen“ Reliquien, die man im Dome zeigt? Den Betenden dort am Fußboden laß' ich dieses Haar Mariens, diese Gebeine der Apostel, diese Nägel vom Kreuze Christi. Eine zweifelnde Seele sieht diese Knochen nur mit Wehmuth an, mit Wehmuth, daß der Himmel ihr den Gedanken gab und daß es keine andern Reliquien der Ideenwelt, keine Heiligthümer der Gedanken gibt, als die Gedanken selbst! Ihr küßt diese Knochen, ihr frommen Kranken, und ihr seid genesen! Ihr weint in diese heiligen Tücher, ihr Leidtragenden, und ihr seid getröstet! Wir, die wir nichts glauben als den Zweifel, wir, die wir unsichtbar den Gott suchen. den ihr sichtbar an eure Lippen drückt, wir Schmerzzerissenen und Ungetrösteten, wir haben freilich keine Linnen, keine Gebeine, keine Kreuze. Unsre Reliquie ist Gott, unsre Religion der Schmerz, unser Gottesdienst die Thräne.

Auch den Schädel Karl's des Großen laß' ich dem Sakristan. Ich mag nicht sehen, daß ein Lohnbedienter mit dem Finger auf den Schädel Karl's des Großen klopft, um zu zeigen, daß er jetzt so hohl und leer klingt, wie der Schädel eines gewöhnlichen Fürsten unserer Tage. Ich be=

steige den Lousberg. Ueberall Teufelssagen, überall der Teufel drohend, überall geprellt von den Priestern. Aachen steckt voller Teufel, wie es 1817 voller Diplomaten steckte. Diese brauten und kochten laulichte Protokolle, jene brauen und sieden die heißen Quellen, durch welche Aachen Spaa verdrängt hat. Das ganze Land, das sich vom Lousberg in die Ebene vor uns ausbreitet, ist vulkanisch. Nachts muß es leuchten von blauen Flämmchen. Im alten Thurme am Fuße hausen die Wichtelmännchen, das kleine Volk der Zwerge, das auf seinen kleinen ledernen Höschen überall den Minen und Metalladern nachrutscht. Dort Holland, drüben Belgien. Riesenschornsteine dampfen über die schon grünende Ebene. Tief im Thale das sonnenbeschienene Aachen, etwas zerflossen in seiner Lage, nicht begrenzt genug für uns und eingefriedigt, um sich ganz darin heimisch zu fühlen. Eine Stadt, gleichsam ohne Mauern und Thore, geschaffen nur als Uebergang in neue Regionen, in Länder fremder Zunge, die ich morgen begrüßen werde.

Vierter Brief.

Brüssel, den 12. März.

Ein furchtbares Unwetter tobte uns aus dem Lande der Wallonen entgegen. Bäume wurden entwurzelt, Dächer abgedeckt, wie man aus Brügge schreibt, Schiffe entmastet; ein Orkan wüthete mit Regen und Schloßen. Die Bergströme rasten in wilden Sprüngen über das Gestein, Brücken wurden fortgerissen, die Wege waren in Gefahr, von mächtig

anschwellenden Bächen überschwemmt zu werden. Die Gewalt des Windes drückte die Scheiben des Coupés ein, so daß ich bis auf die Haut durchnäßt in Lüttich ankam.

Was ist aber alles dies Körperliche, wenn die Neuheit der Eindrücke unsern Geist beschäftigt! Ich verließ Deutschland, hörte den letzten Mann, der noch in deutscher Zunge redete, und sah, daß dieser plötzliche Uebergang in ein fremdes Idiom kein Mährchen war. Kein Uebergang, keine Vermittelung, plötzlich ein anderes Volk in diesen Bergen, eine andere Sprache in diesen Thälern. Die Landessprache ist wallonisch, ein entartetes oder noch eher ein anomal entwickeltes Französisch. Die Sprache der Douanen, der Gasthöfe, der Postbüreaus ist französisch. Alles bekommt einen andern Anstrich. Die Menschen blicken nicht mehr wie bei uns nach Osten, sondern Alles neigt sich nach Westen. Paris ist die Sonne, die das geistige Wachsthum dieser Gegenden zeitigt. In den Wirthsstuben Erinnerungen an Napoleon, französische Landcharten, Pläne von Brüssel und Paris. Keine Beschwerdenbücher mehr in den Passagierzimmern, keine Kalender mehr mit den Bildnissen der königlichen Familie aus Berlin, keine Lithographien mehr, die die Magna Charta des preußischen Staats — „Meine Zeit in Unruhe" und „Auf Dich, meinen lieben Fritz" in Schönschrift verewigen. Ich muß alle Schleusen meiner Sprachkenntnisse öffnen, um mich oben zu erhalten, und doch werd' ich die Besinnung verlieren. Meidinger, Mozin, Thibaut, ihr Geister des Diktionairs und der Grammatik, verlaßt mich nicht! Mir ist zu Muthe, wie damals, als ich schwimmen lernte. Der „Hallore" warf mich ohne Weiteres in die Spree. Aide toi, le ciel t'aidera.

Und der Himmel hilft, aber Geld ist Gottes Sache nicht. Diese Franken, diese Sous, diese Centimen! Noch eben hatt' ich meine schönen Preußenthaler, meine lieben vaterländischen Silbergroschen und nun eine Faust voll Kupfer! Dreißig, fünfzig, fünf und siebenzig Centimen — die kleinste Zahlung zwingt mich zum Rechnen. Ich werde all meinen Hegel vergessen und wieder mit Meyer Hirsch anfangen müssen. Nur um das Kupfer los zu werden, zahl' ich Trinkgelder, wie ein grand Seigneur. Ein Frank hat zwanzig Sous, ein Sou hat fünf Centimes, hundert Centimes sind ein Frank. Ich werde sehen, ob ich das behalte.

Von Verviers bis Lüttich ist der Weg von malerischer Schönheit. Zu beiden Seiten Felsen, Steinbrüche, abwechselnd mit anmuthigen Wiesen und auf den Abhängen und Bergvorsprüngen dichtgescharte Fruchtbäume. Das furchtbare Unwetter hüllte Alles in Grau, verwusch alle Farben des Bodens und der Ströme in Gelb. Bald wird einer der kühnsten Schienenwege durch diese Straßen, durch diese Berge gehen. Keine Schwierigkeit umgangen, jede durchbrochen. Wo man hinblickt, ein kühn in die längsten Berge gehauener Weg, eine dunkle Pforte, durch welche bald die glühende Lokomotive donnern wird. Lüttich, das malerisch zu beiden Seiten der Meuse gelegene Liège, versetzt uns zu gleicher Zeit in die Poesie des Mittelalters und in die Industrie der Gegenwart. Hier werden die berühmten Lütticher Waffen geschmiedet. Die ganze Stadt hat etwas Massives, etwas Stählernes. Von der Brücke aus in der Abenddämmerung sieht man die Oefen dampfen, die Essen glühen; Feuersäulen steigen über die Dächer auf, ganze Straßen sind erhellt vom rothen Flammenschein. Alles hämmert, Alles schmiedet. Ein

tapfrer Anblick, alle diese Waffenschmiede und Schwertfeger, klopfend, das Feuer schürend, am Amboß den Hammer schwingend, dort Messer, hier Degenklingen, Schuß-, Stoß- und Hiebwaffen, Pistolen, Bajonette, Gewehrläufe, ein werdendes Arsenal, die Initiative eines Schlachtfeldes. Sprecht einen guten Zaubersegen in eure Metalle, ihr wackern Schmiede! Wenn ihr die heiligen Bannformeln über das gehämmerte Erz murmelt, weihet diese Schwerdter einer guten Sache! Betet, daß diese eure Klingen nie gezogen werden für Tyrannei und Völkerdruck, daß sie zerspringen in der Hand der Meineidigen, daß sie siegen in der Hand der Gerechten.

Ein reiches, üppiges Land dieses Belgien! Die Ebenen fruchtbar, die Ströme durchfurcht von belasteten Nachen, die Städte blühend vom Verkehr, da und dort die stolzesten Erinnerungen des Mittelalters. Noch immer ist Belgien berühmt durch den Flor des Handels, den Fleiß des Gewerbes. Die Kirchen überall Gewähr des behaglichen Bürgersinnes, der seine Städte mit seinem Reichthum schmücken wollte, die Rathhäuser, stolz wie Asyle der Bürgerfreiheit. Belgien ist auf der Stufe, die Frankreich nie, Deutschland sehr spät erreichen wird. Belgien hat die abstrakte Freiheit und die Freiheit der deutschen mittelalterlichen Städtebildung. Es ist frei im Allgemeinen und frei im Besondern.

An Tirlemont, Löwen, Mecheln führt uns die Eisenbahn vorüber nach Brüssel. Es ist Nacht. Der Sturm hat sich gelegt. Brausend jagt das wilde Heer eines uns begegnenden Convoi's vorüber. In den Bahnhöfen dampfen und schnauben die geheizten Eisenmaschinen. Funken knistern hoch in die Luft. Bei der Ankunft in Brüssel fühlt man sich betäubt in diesem Gewühl von glühenden Maschinen, von

Fackeln, die unserm tastenden Fuß über hundert sich durchkreuzende Schienenwege fortleuchten. Das dampft, das schnaubt, das zischt, das hustet aus den Lokomotiven um uns her; wir wissen kaum, wie wir uns in einem Omnibus, der uns in die Stadt führt, zurechtfinden. Endlich Ruhe im Hôtel de Flandres.

Ich kann Brüssel nicht in allen seinen Merkwürdigkeiten studiren. Für Brüssels größte Merkwürdigkeit gilt Antwerpen. In meinen Wanderungen durch die hügelige Hauptstadt des jungen Königreichs suchte ich mir das alte Brüssel aus dem neuen hervor. Man muß sich nicht blenden lassen von den pariser Affektationen Brüssels, von den glitzernden Schaufenstern, den Manieren und Redeweisen; der Kern dieser polirten Schaale ist ein germanischer, ein flamändischer, der in Antwerpen und Gent noch unverkennbar deutsch ist. Unter Karl V. war Gent größer als Paris. Je mettrai Paris dans mon gant, war der Calembourg des großen Kaisers, der hier auf diesem majestätischen Stadthause seiner unermeßlichen Herrschaft entsagte, um in Spanien zu beten und Uhren zu bauen. Auf diesem Marktplatze vor dem Stadthause sind Egmont und Horn enthauptet worden. Drüben in dem Brothause, wo jetzt die hellen Fenster eines Casinos leuchten, stand Alba und blickte kalt dem blutigen Schauspiele zu. Man muß auf diesem Platze an Egmont und Goethe denken. In jenem Estaminet, wo man das etwas herbe Pharo-Bier trinkt, mitten unter jenen Blousen könnten Soest, Jetter und Buyk sitzen, könnten Gevatter Schneider und Handschuhmacher streiten über ihre Privilegien, streiten, bis sich Vansen in den Hader mischt, Vansen, das Prototyp der de Potters, der Kats, der Bartels. Ein junger

Literat aus Antwerpen hätte den Faust ins Flamändische übersetzt. Ich rieth ihm, es mit Egmont zu versuchen.

In Brüssel hat das wallonisch-französische Element äußerlich das deutsch-flamändische besiegt. Mehr als zwei Drittel des Landes sind aber Flamänder. Ihre Umgangssprache ist holländisch; doch gestehen sie es nicht gern. Die pariser Cultur, die Abhängigkeit von der französischen Politik und den französischen leitenden Ideen hat über ganz Blgien eine Haut gezogen, die keine natürliche ist. Es ist eine Kruste, keine Haut. Sie hat keine organischen Funktionen, sie ist nur der Nachdruck der pariser Erfindungen, das Echo der französischen Tonangabe. Man beobachte diese armseligen Zeitungen Belgiens! So groß ihre Anzahl, so gering ihr Inhalt. Hätte nicht jedes Journal eine gewisse Anknüpfung an irgend eine Parteimeinung des Landes, an die katholische oder orangistische oder freimauerische Partei, an die Partei der Bank oder die Partei der industriellen Gesellschaft, man würde nicht wissen, wozu diese Unmasse Papiers bedruckt wird. Alle geben sie nur Frankreich wieder: Frankreichs Wahrheiten, Halbwahrheiten und Lügen, die Premiers Paris, die Entremets, die Faits und Accidens sinistres und die Feuilletons. Ganz Belgien ist in seiner Außenseite französischer Nachdruck.

Gegen diese Richtung ist aber eine Reaction eingetreten. Vorläufig muß man freilich noch die flamändischen Bestrebungen eine Literatur nennen, die gleichsam erst noch einen Verleger sucht. Aber von allen Seiten regt sich doch der Drang, frei und selbstständig zu werden. Man wird die Literatur dieses Landes von der place de la bourse in den Platz des Hôtel de ville versetzen, aus den Cafés in die Estaminets, aus dem Frack in die Blouse. Man wird das Siegel

wieder von diesen hohen Domen lösen, die Sprache dieser wunderbaren Bauten enträthseln. Man wird die klassischen Gemälde der flamändischen Schule nicht vom Pinsel allein in Antwerpen fortsetzen lassen, sondern auch die Feder wieder in die alte germanische Erinnerung tauchen. Erwägt man, welche Blüthen die dänische Literatur auf einem Stamm von so wenigen Millionen, die diese Sprache reden, treibt, erwägt man Schweden, Ungarn, Böhmen, warum sollten die Flamänder sich nicht zu einer eigenen Literatur emancipiren können, ein Volk von mehr als drei Millionen in Belgien selbst, ohne das wenn auch feindselige, doch stammverwandte Holland? Die holländische Literatur, ohnedem veraltet, zurückgeblieben, in Vorurtheilen verrostet, kann von diesem regen Treiben in Belgien nur erfrischt und Holland zuletzt sogar noch eine geistige Eroberung des feindlichen Schwesterstaates werden. Jede Literatur, die sich nicht im mythischen Zeitalter durch sich selbst begründet hat, oder durch eine bedeutende naive Kraft, ein Talent erster Größe, ein Genie, getragen wird, muß sich an die Entwickelungen verwandter Völker anschließen. Die flamändische junge Bewegung wird, von Frankreich zurückgewiesen, nur wählen können zwischen England und Deutschland. Coremans, Kuranda, Wolf haben einem Anschluß an Deutschland vorgearbeitet, die Gunst, die plötzlich Hr. Conscience bei uns gefunden hat, wird die Bande noch enger ziehen.

Endlich klärt sich auch draußen der Himmel wieder auf. Ein schöner Tag. Im Park sehnen sich die gegen Winterfrost eingehüllten Statüen aus ihren Strohmänteln heraus. Auch die Bäume, stolze hohe Rüster und Platanen, möchten die häßlichen Hüllen, in die man sie

kleidete, abwerfen, jene blechernen Schilde, mit denen man ihre Wunden verbunden hat, die Wunden der Septembertage. In diesem Park wurde Belgiens Unabhängigkeit erkämpft. Hier in diesem tiefen Grunde unter den Büschen modern die Gebeine von Hunderten der gefallenen Holländer. Die Bäume sind zerfetzt von Kugeln, und wo die Rinde von ihnen zu sehr gelitten hat, wo das Wachsthum von den grausamen Wunden zu sehr bedroht schien, hat man die Narben verdeckt, damit sie langsam heilen. Ein furchtbarer Anblick muß dieser Kampf gewesen sein. Die Holländer, zusammengeschaart, von allen Seiten den Kugeln des Volks preisgegeben, hier in diesem Park. Drüben und draußen von Dächern, aus Fenstern herab das Feuer der Insurgenten. Waffen, schnell zusammengerafft, alte Helme, alte Panzer aus spanischen Zeiten her, hoch zu Roß die Führer des Aufstandes, Knaben die Trommel rührend, die Frauen dazwischen, anfeuernd, Kugeln bringend, die Verwundeten verbindend, die Sterbenden beweinend. Im Eingang der Deputirtenkammer zeigt ein großes Gemälde von Wappens, wie diese Freiheit, eine Treppe höher in diesem Hause frei zu reden und frei abzustimmen für die Interessen des Volkes, draußen unter den Herbstbäumen, drüben im Park, erkauft wurde. Das Gemälde ist etwas verworren gruppirt und die Einheit zu sehr in eine Sterbescene conzentrirt, die uns die siegende Revolution nicht vergegenwärtigen kann. Das Riesengemälde de Kayser's, das links die Schlacht bei Worringen darstellt, steht künstlerisch wohl auf einem höheren Standpunkt.

St. Gudule ist von innen erhabener als von außen. Die Kanzel dieses Münsters, ganz aus Holz geschnitzt, ist ein Meisterstück der Erfindung und Ausführung; sie ist ein Ge-

dicht. Das herrliche Werk stellt die Geschichte des Sündenfalls und der Erlösung vor. Unten Adam und Eva, vom Engel aus dem Paradiese getrieben, die Schlange, riesenhaft sich um den Baum der Erkenntniß ringelnd, oben das Evangelium, in katholischer Auffassung, durch die Sternenkönigin Maria dargestellt. Das Paradies ausgeschmückt mit allen seinen Bewohnern, selbst den Affen nicht zu vergessen. Wenn der Geistliche die Kanzel besteigt, droht ihm ein lustiger Maki auf die Schulter zu springen. Jetzt sollte ein Künstler Kanzeln bauen, an denen er Affen anbrächte! Man würde es für eben so geschmacklos, als irreligiös erklären, und doch haben wir das humoristische Mittelalter nicht erreicht, weder in seiner Schnitzkunst, noch in seiner Andacht. Am Arme Eva's hing an einem dünnen Zwirnsfaden ein Hirtenbrief des Erzbischofs von Mecheln, ein Ablaßbrief für alle liebenden Töchter Eva's, für Alle, die unten vor der Welt das Paradies verlieren und oben bei Gott die Gnade finden.

An der Place de la bourse arbeitete ein Privattelegraph. Daß sich Privatleute Telegraphen halten können, ist einer der Horreurs, vor denen die deutsche Politik erschrecken würde. Dies ist indessen wahrscheinlich jener lügenhafte Berichterstatter, der die antwerpener Börsengerüchte so unsicher macht und dem man in Hamburg so viele verkehrte Nachrichten über Spanien und Frankreich verdankt.

Nichts von einer kläglichen Theatervorstellung im Park, nichts von den trois Suisses und den mille Colonnes, nichts von dem neuen Journal „die Nasenstüber" und dem alten Journal „Mephistopheles", in dem ich mehr Rohheit als Witz gefunden habe, nichts von der Gewissenlosigkeit des schändlichsten Nachdruckssystems gegen ein Land, dem Bel-

gien seine Freiheit verdankt, nichts von Herrn Haumann, der sich durch seinen Nachdruck Häuser baut; ich rüste mich auf Frankreich, nach dem ich morgen abreise. Schon führt eine Eisenbahn nach Mons ins Hennegau oder in den Ainaut, wie es hier heißt, in Gegenden, die historisch berühmt sind aus den Zeiten der Grafen von der Mark, der wilden Ardenneneber. Bald wird diese Eisenbahn Brüssel unmittelbar mit Paris verbinden. So hat Belgien zwei ausgestreckte Eisenbahnarme, einen nach Frankreich, einen nach Deutschland. Die Eisenbahn nach Paris, die Eisenbahn nach Köln. Belgien wählt, welche Hand es mit diesen Armen drücken soll. Eine wird es wählen, aber es muß die Hand eines Mannes sein.

Fünfter Brief.

Paris, 17. März.

Das Meiste, was wir schön, erhaben, groß finden, haben wir in unserer Vorstellung uns schöner, erhabener, größer gedacht. Die ersten Berge, die wir sahen, schienen uns kleiner, als sie uns hätten erscheinen müssen, um uns vollkommen zu befriedigen. Die gerühmtesten Wunder der Welt, wenn wir sie sahen, blieben hinter Kupferstichen, Erzählungen, hinter unsern Phantasieen zurück. Die Liebe auch! Nahm sie nicht anders sich aus, als wir noch kein Herz gefunden hatten, das wir unser nennen durften? Wem gab sie, als wir wirklich liebten, nicht Größeres, als wir hofften, und wem — wie oft! — nicht Kleineres?

Je älter man wird, desto bescheidener, desto anspruchloser sollte man werden. Man sollte die Grenze sich ziehen können für Alles, was diese Welt gewähren kann. Sie hat Alles und gibt so wenig. Wie viel Glück, wie viel Freude — nur dir ist nichts davon beschieden! So hast du entbehren gelernt, bist einfacher in deinen Wünschen, reiner in deinen Genüssen, glücklicher geworden in deinen kleinen Befriedigungen!

Nur ein abstrakter Mensch, ein Mensch, der in Büchern heimischer ist, als unter Seinesgleichen, konnte nach Italien reisen und sich stören lassen durch Alles, was die Natur diesem wunderbaren Lande als Zugabe seiner Wunder gegeben hat. Da die Wunder der Erde natürliche sein müssen, so wirft auch Alles, was himmlischer Abglanz scheint, seinen irdischen Schatten. Wie klein jene Fremden, die unser Vaterland besuchten und alles Das zum Maßstab ihres Urtheils über das Ganze nahmen, was sie im Einzelnen befremdet, was von ihren Gewohnheiten abweicht oder wirklichen Tadel verdient! Ich kam auch nach Frankreich mit Indignation über hundert widerliche Eindrücke. Ein jämmerlicher Postwagen, erbärmliche Plätze, ein grober Conducteur, nicht die Spur von Aufmerksamkeit auf das Befinden der Reisendeu. Schlechte Kost, Prellerei, für den kleinsten Dienst geöffnete Hände, die gemeinste Plusmacherei in Allem, was uns begegnet. In jeder Festung, die wir passirten, wurden die Pässe abgefordert, nur damit die Unterbedienten Geld fordern konnten. Und doch! Ich will nicht klagen. Ich will Frankreich nicht, wie es Manche gethan haben, nach seinem Milchkaffe und seinen Trinkgeldern beurtheilen. Jeder Sou, auf dem ich lese: République française, jedes Bildniß des unglücklichen Ludwig

auf der groben Kupfermünze ergreift mich so, daß ich nur noch den welthistorischen Boden unter mir fühle und getrost durch die Barrière St. Denis bei schönstem Frühlingswetter in das große Babel einfahre.

Ich bin in Frankreich, in Paris. Ich muß mich besinnen, um zu wissen, was mir einst dieser Gedanke war. Als Knabe hab' ich Frankreich gehaßt und Paris geliebt. Meine Gedanken klammerten sich an Deutschlands Fall und Deutschlands Größe; meine Gefühle, meine Phantasieen schweiften durch Paris, das ich früh kennen lernte aus den Erzählungen meines Vaters, der zweimal als preußischer Krieger und Sieger in Paris war. Nach der Julirevolution hat sich in der Auffassung Frankreichs bei uns Alles geändert. Man empfand nicht für, sondern mit Frankreich. Dieselbe Lage, die Frankreich bei sich verändert hatte, fand sich bei den meisten Völkern Europas vor. Selbst England, so fest gewurzelt in seinen historischen Bedingungen, machte die Reformbill und die Entwickelung des Chartismus zum Nachhall der pariser Bewegung. Deutschland vollends, in seiner politischen Lage sogar hinter den geringen Versprechungen der Wiener Congreß-Akte zurückgeblieben, mußte freudig den Sieg des Constitutionalismus begrüßen, einer politischen Form, die, nur halb bei uns eingeführt, auch in sich selbst schon zusammenfiel. Die Hingebung an Frankreich lag vorausgesetzt in einer beschämenden Selbsterkenntniß. Frankreich wurde der Mittelpunkt und der Leitfaden unsrer Reformen.

Das sind Gedankenreihen, die uns viel beschäftigen werden. Vorläufig hab' ich Mühe, meine Gesichtspunkte nicht zu verlieren. Ich muß mich zuweilen besinnen auf das Frankreich, das ich mitgebracht habe, weil das Frankreich,

das ich finde, mich irren kann. Louis Philipp, Guizot, Thiers, der bewaffnete Friede, der Friede um jeden Preis, die Pairskammer, die Königsmörder, die Deputirten, die Epiciers, die großen Männer und die kleinen Intriguen, die Kunst und Wissenschaft, Véry, Vefour, Musard — ich habe Mühe, von alle Dem, was ich früher wußte, hier nichts zu vergessen. Ein Fiacrepferd, das auf dem Boulevard für todt liegt, beschäftigt mich mehr, als drüben das Hôtel des capucines, in dem Guizot seine Diners gibt. Eine Holzpflasterung am Ende der Rue Richelieu weckt mehr Betrachtungen in mir, als das heutige Bulletin der Débats. Sie pflastern Paris mit Holz, um der Revolution den Baustoff zu entziehen. Aus Holzblöcken lassen sich keine Barricaden mehr machen. Lieber mögen Die, die nicht hören können, übergefahren werden, wenn sie auf dem Holzpflaster das Rollen der Wagen nicht vernehmen, als daß Die, die nicht sehen wollen, ewig in Gefahr sind, ihre Würden zu verlieren. Das Zufällige, das Nächste stört den Gedanken an das Allgemeine in Paris.

Schade, daß die diesjährige Frauenfrühlingsmode schwarze Trauerkleider sind, es fehlte nichts, um Alles frühlingsschön zu haben. Blauer Himmel, Sonnenschein, die Bäume grünen schon, die Fontainen am Obelisken glänzen diamanten. Zum Ueberfluß ist der Salon der neuen Gemälde eröffnet. Soll ich dort schon hingehen? Draußen Veilchenduft und drinnen mit ganz Paris die Oelfarbe suchen?

In Paris kommt die Kunstausstellung mit den Veilchen, in Berlin mit den Astern. Ich ziehe den gemalten berliner Nachsommer dem gemalten pariser Vorfrühling vor. Auch innerlich, was die Kunst betrifft. Unsre deutschen Ausstel=

lungen bringen mehr Poesie. Bei uns ist die Malerei lyrisch, hier will Alles dramatisch sein. Jedes Bild drängt sich hervor, jedes schreit um Beifall. Ich sehe ungeheure Effecte, aber wenig Gefühle. Die Religion ist in einigen riesenhohen Altarblättern bedacht. Es sind Votivtafeln einer Andacht, die nur deshalb für die Heiligen sorgte, weil einige neue Kirchen neue Gemälde haben müssen. Bei neuen Kirchen kommen in Anschlag: Steine, Holz, Gold, Silbergeräth, eine Orgel, ein Gemälde für den Altar. Diese Heiligenbilder gehören zum Baudepartement; man sieht ihnen an, daß sie auf Bestellung gearbeitet sind. Sonst wimmelt es in dem Salon von orientalischen Scenen, Familiengemälden und Portraits. Die ersten sollen für Algier begeistern, die andern das Glück der Ehe veranschaulichen, die letzten sind gemalte Heirathsgesuche. Auf den Familiengemälden sind Kinder und kleine Hunde die Hauptsache, auf den männlichen Portraits die Bärte. Ich mag hier keinen Mann mehr ansehen, weil ich nichts als Haare sehe. Alles trägt mittelalterliche Bärte, die Flaneurs, die Kutscher, die Marquis, die Ouvriers. Man ist von allen Seiten umgeben von Van-Dyk's-, von Rubensköpfen, von poetischen Bärten, zu denen prosaische Augen, von Haaren, zu denen fahle Lippen und die geschmacklosesten Trachten des Jahrhunderts gehören. Diese Männer lassen sich ihre Bärte wachsen, ohne daß sie selbst ihren Bärten gewachsen sind.

Die Gemälde des Salons sind im Grunde nichts mehr als gemalte Kupferstiche, colorirte Lithographieen. Sie gehen mit wenig Ausnahmen über den Geist des Kupferstiches und der Lithographie nicht hinaus. Die Mode, die gesellschaftliche Bestimmung scheint die Muse zu sein, die diese

Künstler begeistert, und der sie ihre oft schönen und kühnen Talente opfern. An großen Kunstschöpfungen muß eine Periode immer ärmer werden, wo man die Bedeutung der Epoche angefangen hat so zu verstehen, daß die Menschen dieser Epoche bedeutend wären. Seither wollen denn auch alle diese Philister, die die Haupthebel der Epoche zu sein sich einbilden, sich in der Kunst abgespiegelt finden. Auf den Gemälden, wie in der Poesie, und nirgend mit größerer Tyrannei für die Dichter, als im Drama.

Der Weihrauch der Feuilletons, die den Salon umdampfen, muß erst den frischen Oelgeruch der Kunstausstellung vertreiben. Hinaus in die sonnigen Champs élysées! Hunderte von eleganten Equipagen, mit vorreitenden Jokeys, begleitenden Cavalieren, untermischt mit reitenden Amazonen, machen Queue zu beiden Seiten der Promenade, um bis zum Arc de l'étoile die Renten zu zeigen, die die weißen Handschuhe und die Stulpstiefeln der Jokeys, die diese englischen Wagen, diese Spiegelfenster, diese gestutzten Rosse und die Augen der schönen Damen, die sie ziehen, bezahlen. O, diese schönen, diese stolzen Frauen-Augen! Diese Fülle von Glanz, dieser Hintergrund von Glück und Unglück, von Liebe, Leidenschaft und den dunkelsten Schlaglichtern der Poesie! Hingelehnt auf sammtne Polster, den Arm auf einen Vorsprung der seidnen Kissen gestützt, blicken diese pariser Frauen der großen und reichen Welt mit ihren heißen und doch so furchtbar ruhigen und herzlosen Augen hinaus durch die niedergelassenen Jalousieen des Schlages in die noch kahlen Bäume, die für sie kein Frühling zu belauben braucht. Oder bedürft auch ihr, ihr schönen Wesen, des grünen Schleiers der Natur, um ihn auf euer brennendes Auge zu

legen? Brennen diese Blicke auch von Schmerzen, können diese Augen fiebern, diese Finger unter den glacirten Hüllen auch zittern? Habt auch ihr in euren Freuden eure Schmerzen, in eurem Reichthum eure Armuth, in Eurem Uebermaß eure gestillte Sehnsucht? Seht, dort bringt der aufgerührte Staub ein Beispiel unsers Erdenglücks! Louis Philipp, König der Franzosen, umringt von einer halben Schwadron seiner Leibgarde, ein kaum sichtbares, kleines Fenster in dem tiefen sechsspännigen Wagen, ein König, vorüberfliegend, nicht rastend, nicht zum Schlage hinausblickend, sich verbergend in der Rücklehne, bei der schon drückenden Hitze schwer athmend unter dem stählernen Ringelpanzer, den er nach dem Glauben des Volks stets unter seinen Kleidern trägt! Doch davon später.

Wie ich gestern durch Zufall am Palais royal vorüberstreifte, find' ich le Cid angekündigt. Dem. Rachel Chimêne. Und nun gleich mitten in die pariser Eindrücke hineinzugreifen, so bekenne ich mit großem Leidwesen, daß diese berühmte junge Schauspielerin mich nicht befriedigt hat. Das Leidwesen geht nicht auf Rachel Félix, sondern auf die Möglichkeit, wie man in unserm Zeitalter berühmt sein kann, ohne es wahrhaft zu verdienen. Ungleich sind die Gaben des Geschicks, ungleicher noch die Belohnungen des Genies ausgetheilt. Dem Einen wächst der Lorbeer so hoch, daß seine Stirne ihn nie erreichen wird, dem Andern wuchert er unter den Füßen, wie Brennnesseln. Dieser niedrig wachsende Lorbeer erstickt aber auch oft in den Brennnesseln. Der Ruhm der Rachel ist nicht so hoch, daß er über Janin's Kritik erhaben wäre.

Man rühmt am Corneille'schen Cid, daß er natürlicher

sei, als die französische Tragödie natürlich zu sein erlaube. Man versteht vielleicht einige Verwandlungen darunter, die gegen die Einheit des Ortes verstoßen. Ich finde das Natürliche des Cid in seinen Fehlern und seine Fehler in seinen Vorzügen. Das Stück ist planlos, und, da es von einem starken Geiste ausging, naiv. Das Naive des Cid ist sein schönster Vorzug, und wer diese Tragödie ganz ehren will, muß in ihr mehr Empfindung entwickeln, als sonst auf dem französischen Cothurn üblich ist.

Dem. Rachel hat dem Cid des Corneille diese Ehre nicht erwiesen. Sie war eine eben so frostige, mürrische, gelangweilte Chimêne, als die echte Chimêne ein warmes, liebendes, lebensfrohes, gutes Mädchen sein soll. Der Kampf zwischen Liebe und Pflicht würde nicht von Corneille auf die Schultern Chimênens gelegt worden sein, nicht in ihre Wangen, in ihre Augen, in die Biegungen ihrer Stimme gedichtet, wenn er sich in Chimênen ein Wesen gedacht hätte, wie es Dem. Rachel wiedergibt. Diese Schauspielerin scheint von ihrer Pflicht, den Mörder des Vaters zu hassen, so erfüllt, daß man nicht weiß, warum die Pflicht mit ihrer Liebe in Kampf geräth. Sie hat keine Liebe, sie hat sie wohl in ihren Worten, nicht in ihren Mienen. Corneille wußte, was Chimêne will: Dem. Rachel wußte nicht, was Corneille will.

Die Rachel ist eine lange hagre Gestalt, mit Zügen, die grade nicht unschön sind, mit Augen, die nicht immer blitzen, doch schimmern, wohlbegabt, angewiesen vielleicht auf den Beruf, den sie wählte. Doch zuvörderst gebricht es ihr an Organ. Diese noch so junge Schauspielerin hat in ihrer Stimme nur noch Kraft, wenn sie ihre Stimme anstrengt.

Für den gewöhnlichen Lauf des Dialogs fehlt ihrem Organ Lieblichkeit, Fülle, Metall. Sollte man glauben, daß Dem. Rachel eine Schauspielerin ist, die Anstrengung verlangt, um in Stellen, die nicht leidenschaftlich sind, gehört zu werden?

Chimène, von einer deutschen jungen Tragödin gespielt, würde zunächst die liebende Geliebte des Mannes sein, den die Umstände sie zu hassen zwingen. Dem. Rachel liebt nicht. Sie hat allerdings die Scala der Liebestöne, sie weiß, wo man mit der Stimme zittern, wo man die Augen niederschlagen muß, sie weiß, welche Sätze man fallen lassen, welche Worte hervorheben, welche Abgänge man in einander schleifen und zusammengurgeln muß, um das Publikum klatschen zu machen — das ist aber Alles. Ein Gemüth zu verschenken, ein Herz uns zu geben, hat sie nicht. Sie declamirt vortrefflich. Sie hat alle Regeln des dramatischen Vortrags inne, sie weiß, wo Gleichgültigkeit, wo Ironie, wo langsames, wo schnelles Sprechen wirkt, ihr ganzes Spiel ist, wie man das in der deutschen Theatersprache nennt, aus Druckern zusammengesetzt, aber sie producirt, was sie spricht, aus sich selbst nicht wieder. Nichts erschöpft sie, nichts bewegt sie. Sie liebt nicht, nicht einmal lächeln kann sie. Chimène, und nicht ein einziges Lächeln! Nicht einmal ein Anlauf, das Lächeln werden könnte und sich meinetwegen nur in einen Schmerzenszug verwandelte.

Ihre einzige, dem Gefühl sich nähernde Stelle war, wo sie Act 5, Scene 1 zu schließen hat, indem sie Rodrigue anredet:

Sors vainqueur d'un combat dont Chimène est le prix.
Adieu : ce mot lâché me fait rougir de honte.

Das Gefühl, das sie hier zeigte, bestand in Folgendem:

Sie zerlegte das Wort Chimène in seine drei Sylbentheile und setzte auf jede förmlich ein musikalisches Trillerzeichen. Sie trillerte erst Chi-, dann meckerte sie mê- und ließ rallentando die ganze musikalische Figur auslaufen in die letzte Sylbe -ne, die sie wiederum nur trillernd aussprach. Dann bückte sie sich, als suchte sie auf dem Boden etwas, sprach leise ihr rougir de honte aus, lief zuletzt in die Coulisse fort, wie eine über eine Schmeichelei rothwerdende Grisette, die die Schürze zwischen die Beine klemmt und, um ihre Verlegenheit zu verbergen, auf und davon läuft. Uebrigens fand man dieses kleinliche und gemeine Spiel bewunderungswürdig.

Gerechtfertigt werden kann die Kälte der Rachel durch den Charakter der Französinnen überhaupt. Ich werde mich durch Proben nicht überzeugen können, aber ich glaube, daß die französischen Frauen es verstehen, sich in der Liebe eine größere Selbstständigkeit zu erhalten, als die deutschen. Ich glaube, daß die Hingebung einer Französin die einer Deutschen nicht erreicht. Es ist mir immer vorgekommen, als wenn in Frankreich die Liebe ein Vertrag ist, dem ein gewisses Bewußtsein von gegenseitigen Rechten und Pflichten zum Grunde liegt. Ohne Zweifel ist in der französischen Liebe noch bei weitem mehr der Charakter der Chevalerie vorherrschend, als bei uns, die wir uns durch Höflichkeit nie auszeichneten. Die Französinnen lieben, ohne auf die égards zu verzichten, die man ihnen schenken mußte, ehe sie erhörten. Die deutsche Liebe wird ihren sinnlichen Fond schneller erschöpfen, als die französische, die ein Talent besitzt, auch hier zu ökonomisiren. Eine französische Liebe wird den Mann mehr beschäftigen, als eine deutsche; sie wird ihm minder

schnell geschenkt werden, als bei uns, aber auch länger dafür ausdauern. So kommt in den Charakter der französischen Sexualverhältnisse ein abstraktes Element, etwas Bewußtes, etwas Gedankenmäßiges, das wir nicht kennen. Die sinnliche Flamme lodert dort in einem Behälter, aus dem sie, auch in der Kunst, und ganz besonders in ihr, nur spielend hervorzüngeln darf, nicht aufsteigen in voller heiliger Lohe.

Auch die Liebeskälte der Männer hat mich im Cid angefröstelt. So abgeschmackt und kindisch sich die Helden des Vaudevilles stellen, wenn sie verliebt sind, so kalt war die tragische Liebe Rodrigue's. Oder lag die Schuld dieses völlig ungenügenden Eindrucks an Ligier? Dieser Schauspieler hat eine gewisse ungeschlachte Rohheit, die für seine Rolle vollkommen passen möchte, aber sie schien ihm angeboren zu sein, noch mehr, sie schien dem Publikum männliche Größe zu bedeuten. Ligier ist nicht mit einem unsrer berühmten deutschen „ersten Liebhaber“, unsern Tasso- und Posaspielern zu vergleichen. Was er an Kraft und Natürlichkeit vor ihnen voraushaben mag, das fehlte ihm an Grazie, Anmuth und Würde. Ein unschöner Kopf, eine plumpe Gestalt. Dafür freilich ein großes Redetalent und die feinste Nüancirung aller nur möglichen deklamatorischen Effekte. Der Vortrag der Scene, wo er die Schlacht am Meere schildert, war ein Meisterstück*).

Ein durchaus tüchtiger und mir sehr lieb gewordener Schauspieler ist Guyon, der den Don Diego spielte. Hier wehte mich etwas von unserer guten deutschen „alten Schule“

*) Ligier ist mir vier Jahre später unbedeutender erschienen. Er hatte sehr gealtert. Oder kam seine Bequemlichkeit daher, daß er eben Hofschauspieler geworden war? Seine lebenslängliche Anstellung am Théâtre français war Gegenstand vieler Debatten.

an, nicht von der alten Schule, die ihren Stolz nur darin findet, daß sie schlecht auswendig lernt, sondern nur jener alten Schule, die durch biedere Treuherzigkeit des Tons, Natürlichkeit des Benehmens und jenen Humor sich auszeichnet, den die echte Mimenkunst auch beim Erhabensten, ja selbst noch beim Schmerze zu entfalten weiß.

Das Ensemble war gut, das Arrangement ohne Bedeutung. Die Weise des Spiels der untergeordneten Rollen entsprach der Vorstellung nicht, die man von der Tradition des Theatre français hat. Wenn Ligier den Unterleib vorstreckt, die Rachel gegen alle Gesetze der dramatischen Aktion ganze Tiraden mit vorgestrecktem Zeigefinger deklamirt, dann kann es nicht Wunder nehmen, daß eine Confidente beim Reden die Hände so familiär zusammenlegt, wie eine Ladendame, die ihren handelnden Käufern erklärt: Es thut mir leid, prix fixes, wir schlagen nichts vor! — Die Bärte waren auch hier, wie jetzt fast überall auch in Deutschland, die Hauptsache. Schöne Bärte, schlechte Schauspieler.

Die Stimmung des Publikums schien merkwürdig. Jede politische Anspielung, jede schöne Stelle wurde mit Enthusiasmus aufgenommen. Gewisse Force-Phrasen erregten allgemeine Theilnahme. Vieles, Vieles davon hat mich verwundet. Ich liebe dieses französische Pathos nicht, ich liebe Lakonismen nicht, die meist erhaben klingen sollen und zuweilen gemein sind. Als Rodrigue den Grafen auffordert, sich mit ihm zu schlagen, und dieser ausweicht, sagt Ligier:

As-tu peur de mourir?

Er sprach diese Worte mit einer Kälte, mit einem Hohn, daß man Fouquier Tinville zu sehen glaubte, der einem Girondisten die Süßigkeit der Guillotine vormalen will. Die

Franzosen waren außer sich über dieses as-tu peur de mourir. Vielleicht in ihrem Sinn mit Recht, mit Recht in der Erinnerung an ihre Geschichte, mit Recht an die Erinnerung der blutigen, furchtbaren Dinge, die sie nicht würden ertragen haben, ohne einen finstern, ruhigen Todesmuth.

Bei drei Stellen war der Applaus von specieller Bedeutung. Man klatschte begeistert bei der schönen Phrase·

Je suis jeune, il est vrai, mais aux âmes bien nées
La valeur n'attend pas le nombre des années.

Noch größer war die Aufregung bei den Versen, wo der König sich weigert, Krieg zu führen mit den Worten: Sortir d'une bataille et combattre à l'instant, und Diego mit Beziehung auf die obenerwähnte Schilderung der Schlacht mit ruhiger Ironie sagt:

Rodrigue a pris haleine en vous la racontant.

„Der Friede um jeden Preis" hätte hier bei dem donnernden Jubel der Menge beschämt zu Boden blicken müssen. Endlich wurde der Versuch einer kleinen Partei, bei den Worten:

Et quand un roi commande, on lui doit obéir.

zu klatschen, mit lautem Lachen und zischend zurückgewiesen. Als der Vorhang fiel, rief man die Rachel, Ligier und Guyon hervor. Sie kamen und verbeugten sich. Ich fixirte die Rachel. Kein Lächeln, noch immer kein Lächeln! Stummer, starrer Ernst in ihren Mienen. Die gemalte Kälte. *)

---

*) Das Urtheil über Dem. Rachel hat sich mir nach vier Jahren und durch andre Rollen wesentlich geändert. Ich hatte das Unglück, als Chimène sie in ihrer schwächsten Parthie zu sehen.

Sechster Brief.

Paris, den 19. März 1842.

Guizot hat wegen eines häuslichen Krankheitsfalles mehrere Tage nicht empfangen. Gestern war zum ersten Mal wieder im Hôtel des Capucines jener Salon geöffnet, den hier jede politische Renommée unterhält, um an dessen Besuch den Grad zu zeigen, auf welchem sein politischer Thermometer steht. Guizot's Salon war nicht gefüllt; theils Militairs, theils Gesandte, einige Deputirte und Gelehrte. Die Charwoche hat begonnen. Die in der Nähe von Paris auf dem Lande wohnenden Staatsmänner machen sich Ferien.

Für einen Ketzer eigenthümlich genug, wurd' ich Guizot nach dem Gesandten des Papstes vorgestellt. Guizot ist klein, von Figur gedrungen, ein angehender Sechsziger. Auge und Haltung lebhaft, der Vortrag sehr bestimmt; die Lebhaftigkeit schien sich fast der Reizbarkeit zu nähern; es lag eine gewisse Spannung, eine gezwungene Elasticität in seinem Wesen. Wenn ich seine gegenwärtige Stellung bedenke, wenn ich nichts vergleiche, als nur die polemischen Artikel der Oppositionsblätter von heute früh, die Drohung, daß sich in allen Seehäfen der Kaufmannsstand eines nicht gegebenen Gesetzes wegen gegen ihn erheben würde, die triumphirende Hinweisung auf das Resultat der bevorstehenden Wahlen, so ist es nicht zu verwundern, daß Guizot's Inner-

stes über sein Aeußerstes hinauszulangen scheint. Sein ganzes Wesen schien mir wie galvanisirt.

Frankreichs Allianz, sei's nun unter Guizot mit England oder unter Molé mit Rußland, wird schwerlich etwas Aufrichtiges und Dauerndes sein. So hat Frankreich denn allerdings das größte Interesse, sich mit Deutschland zu verständigen. Unglücklicherweise ist aber Deutschland ein Land, das einer bestimmten politischen Sympathie nicht fähig ist. Man kann von den Sympathieen des Rheins sprechen und hat nicht die Sympathieen der Donau. Die Stimmung des Volks ist nicht die der Gelehrten. Die Regierungen haben wieder ihr System für sich und hängen von Preußen und Oesterreich ab, zwei Staaten, deren Politik sich noch immer nicht hat entschließen können, rein und ausschließlich deutsch zu sein. So ist es außerordentlich schwer, irgendwie für eine Stimmung Deutschlands gut zu sagen.

Vor zehn Jahren, noch unter Casimir Perier, der zuerst anfing, die Julimonarchie ihres revolutionairen Ursprungs zu entkleiden, war die französische Politik darauf bedacht, in den westlichen und südlichen kleinern Staaten Deutschlands die alten Rheinbundsideen zu nähren. Die Stimmung des deutschen Volkes war beinahe reif, sich von einem Regierungssystem loszusagen, das die Protokolle von 1832 gegeben und in jenen unglücklichen Verhaftnahmen und Verfolgungen das einzige Mittel erblickte, Deutschland zu beruhigen Später haben sich alle diese Dinge geändert; Vieles, was Andere ihrer Weisheit zuschreiben werden, muß man der Erschöpfung zuschreiben. In Frankreich geschieht Alles durch die Personen, in Deutschland geschieht Alles durch die Umstände.

Wenn es Frankreichs Interesse ist, von Richelieu bis Thiers bewiesen es alle seine Staatsmänner, Deutschland uneinig zu wissen, so hätte es den Moment der kölnischen Wirren benutzen können, um die drohende und damals wirklich eingetretene Spaltung weiter aufzureißen. Frankreich ist aber solchen umgreifenden Unternehmungen nicht mehr gewachsen. Den innern Parteiungen, die das Land zerfleischen, preisgegeben, geleitet von einer Politik, die nur die Befestigung der Dynastie Orleans einzig und allein im Auge hat, hätte es auch, wie es jetzt ist, nicht die moralische und religiöse Weihe besessen, um der katholischen Sache in dem Sinne sich anzunehmen, wie Graf Montalembert und die ihm ähnlich gesinnte Partei vielleicht die Grundzüge dieses Schutzes würde entworfen haben. Frankreich wird nur noch von administrativen Ideen regiert. Es ist die Regierung einer absoluten Polizei. Frankreich hätte den legitimistischen Principien des Romanismus gegenüber eine andre Weltanschauung, die rein liberale, fest begründen können. Seitdem es sich aber vor dieser Weltanschauung selber fürchtet, sind ihm auch die Zügel der Weltregierung entfallen. Frankreichs Regierung ist kein Organismus mehr, sondern nur noch Administration. Von Ministerium zu Ministerium, von Kammersitzung zu Kammersitzung befestigt man nichts, als die Centralisation. Hatte es doch selbst eine Fehde mit dem Erzbischof von Paris, wie konnte es den Erzbischof von Köln in Schutz nehmen!

Auch die deutsche Politik ist mehr administrativ und polizeilich, als organisch. Es liegt dies in der Furcht vor der Revolution. Als man sahe, daß die liberale Partei mit ihren constitutionellen Wünschen sich in die kirchliche Fehde

mischte und der Zwiespalt zwischen deutschem Norden und deutschem Süden immer bedenklicher wurde, beeilte man sich, das kirchliche Gebiet zu verlassen, die schwebende religiöse Frage wie nur irgend möglich beizulegen und das locker werdende Band des Zusammenhanges am Bundestage enger wieder als je zu knüpfen. Die Festungen sind ihrem Ausbau näher gebracht worden, die eben ausbrechende Krisis der orientalischen Frage erlaubte, unter einem guten Vorwande, den Kriegszustand aller deutschen Territorien zu prüfen und zu verbessern, die Rheinfrage mit ihren poetischen und musikalischen Accidenzien kam hinzu, und so hat sich Deutschland im Augenblick eines Zusammenhanges, einer Einigkeit zu erfreuen, die ihm plötzlich eine seit lange nicht behauptete Stellung gegeben hat. Die französische Politik ist in diesem Augenblick Deutschland nicht gewachsen.

Die Thatsache dieses unsres Aufschwunges kann für jeden Deutschen nur erhebend sein. Wenn die Regierungen so verständig sind und dem revolutionairen Princip dadurch zuvorkommen, daß sie die Versprechungen desselben zu ihren eignen Leistungen machen, so wird Deutschland zunehmen an Kraft, an Kraft des Widerstandes, an Kraft, dulden zu können, an Kraft der Neutralität. Eine handelnde Kraft kann aus Deutschland nicht werden, so lange sein Zusammenhang ein Mechanismus ist. Mechanisch lassen sich sechszig Hände zu zwei Händen vereinigen, aber nicht dreißig Willensmeinungen zu einem Willen. Doch hindert das nichts. Schon als europäischer Schwerpunkt ist Deutschland groß, und wenn unsre Regierungen nicht zu schroff dem Volksleben sich entziehen, wenn nicht so unzeitige Erbitterungen, wie die von Seiten der ministeriellen Partei in Baden und der dy=

nastischen in Hannover das zunehmende Vertrauen stören, so könnte wohl eine Zeit kommen, wo die Frage: Monsieur est Allemand? in einem politischen pariser Salon an uns gerichtet, uns nicht in Verlegenheit setzt, sondern mit einer kräftigen Bejahung stolz beantwortet werden kann.

Es ist eine Lieblingswendung der Franzosen, Deutschland müsse mit Frankreich Hand in Hand gehen. Früher klang diese Phrase etwas nach der Klugheit des Löwen, der den Esel einladet, an der gemeinschaftlichen Beute Theil zu nehmen; jetzt liegt wirklich etwas Aufrichtiges darin. Die Franzosen räumen uns so außerordentlich viel ein, daß man mehr als mißtrauisch wäre, ihren Versicherungen keinen Glauben zu schenken. Die Franzosen bedauern selbst, daß die Rheinfrage von einigen allzu sanguinischen Hitzköpfen, von einigen Radoteurs aufgeworfen wurde, die gern mit Phrasen paradiren. Die Franzosen sagen: Nehmt uns nicht übel, daß wir zuweilen an unsere Eroberungen denken; seid ihr doch zwei Mal in unserm Lande gewesen, im Revolutionskriege und am Ende der großen Tragödie Napoleon! Man sagte mir: „Nur die sinkenden Größen in Frankreich, Größen, die keine populaire Idee mehr zu verarbeiten haben, greifen nach dem letzten Rettungsbrett, nach der Rheinfrage." Es wären dies die Geister, die Frankreich selbst schon aufgegeben hätte. Man verstand Thiers darunter.

Ich rathe allen Deutschen, die nach Frankreich reisen, dort im Gefühl ihrer Nationalität aufzutreten. Die Franzosen kennen an sich selbst keine andere Methode sich einzuführen und achten nur diese. Freilich muß sich da erst ein unabhängiges, tief verstimmtes Gefühl überwinden. Aber wer wird grollen mit dem Vaterlande in einem Augenblick,

wo man in Frankreich anfängt, bei der Frage: Monsieur est Allemand? den Hut abzuziehen!

Was gibt dem deutschen Namen in Paris dies Feierliche und Bedeutsame? Nicht der Bundestag, nicht Fürst Metternich, sondern der Geist unsres Volks! Unsre einst große Geschichte, unser Tiefsinn, unsre Poesie! Guizot stellte mir frei, deutsch zu reden; er behielt sich nur die französische Antwort vor. Ich wollte ihn nicht auf die Probe stellen, aber daß er es wagt, deutsch verstehen zu wollen, ist schon ehrenvoll für uns. Man schätzt jetzt in Frankreich mehr an uns, als nur den deutschen Sammlerfleiß. Man kauft mehr von unsrer Literatur, als nur unsre medicinischen, historischen, philologischen Werke. Man ist von unserm Fleiß auf unser Genie übergegangen. Man wird uns in Allem die Form absprechen und mit großem Rechte, in dem Meisten aber, vielleicht mit Ausnahme der socialen Philosophie, uns nur das Tiefste und Gründlichste zuerkennen. Es gilt in Frankreich für ein Mittel, sich einen Weg zu bahnen, wenn man eine specialité allemande ist. Unsre Musik ist uns zugestanden. Die Musik ist unsre Domaine. Auch die Malerei wird es werden, wenn der hiesige Salon sich von Jahr zu Jahr, wie es den Anschein hat, verschlechtert und aus der deutschen Kunst die unglückselige Heiligenjagd und Mysticisterei verbannt wird. Am weitesten zurück sind die Franzosen allerdings in der Anerkennung unsrer neuen Poesie. Und mit Recht. Denn unsre neuere deutsche Poesie ist zu sehr die Frucht der französischen gewesen. Es lag darin ein nothwendiges Gesetz, das wir befolgen mußten wider Willen. Die Zeit wird kommen, wo wir auch hier die Franzosen, die

in der schönen Literatur weiter als wir waren, aber es jetzt nicht mehr sind, wieder einholen, vielleicht übertreffen.

Ich komme auf Guizot noch einmal zurück. Je vous reserve encore une heure du matin, ou nous causerons à notre aise. Wir werden wahrscheinlich über deutsche Philosophie sprechen. Es ist die gewöhnliche Kost, die die Franzosen den deutschen Besuchern vorsetzen. Guizot ist ein guter Philosoph. Dies hindert aber nicht, daß ihn heute die Kammer über den Runkelrübenzucker interpellirt und er wahrscheinlich wie ein gelernter Oekonom darauf antworten wird.

Siebenter Brief.

Paris, den 22. März.

Das Frühlingswetter will doch noch nicht Bestand haben. Ein regnerischer Tag, grau der Himmel, trüber die Seine; alle Steine auf den Straßen zum Ausgleiten schmutzig. Man flüchtet sich in die Passagen, ins Palais-Royal. Die Passagen, die Lesekabinette sind Oerter, wo man sich Rendez-vous gibt. Man ißt im Boeuf à la Mode, im grand Vatel, im Restaurant anglais. Very, Vefour, den Rocher de Cancale spart man sich noch auf, wenn ein schöner Tag, eine heitere Stimmung kommt.

Meine ersten Studien sind der Oertlichkeit gewidmet. Ich habe mir den Plan von Paris gekauft, abgedruckt auf einem Taschentuch. So unregelmäßig Paris gebaut ist, so hat es doch gewisse topographische Punkte, von denen aus man sich wenigstens über die Arrondissements, über die Brücken,

die bedeutenden Gebäude und Hauptplätze zurecht findet. Großartig ist der Anblick der Stadt vom Pont-Neuf. An beiden Seiten der Seine dehnt sich die ungeheuere Stadt mit ihren Quais, ihren Palästen, ihren Kirchen. Im Gewühl der engen Straßen wird man fortgedrängt. Die Lastträger, die Ausrufer, Alles umschwirrt, umwirrt uns. Mit Mühe erreichen wir die Punkte, die wir suchen. Neugierig bleiben wir an den Läden stehen, an den Straßenecken, an die sie die ungeheuern bunten Plakate heften, an hundert Erscheinungen, die von unsern deutschen Gewohnheiten abweichen.

Auf den Boulevards streifen die Flaneurs. Tausende von Fremden zeigen sich zum ersten Mal, wie sie sich in dem neuen pariser Costume ausnehmen. Frauen, die uns verwirren würden, wenn sie so hübsch wie elegant wären, treten auf uns zu: „Pardon, vous êtes Monsieur Albert?“ Der künstliche Irrthum zerrinnt in eine ironische Verlegenheit, die nur uns, nicht die sich doppelt irrende Dame irre macht. Dort rechts von Notre-Dame de Lorette, links hier von den Bains chinois erzählt man uns mehr, als sich beim Nachforschen bestätigen möchte. Die Phantasie erfindet über Paris mehr, als die Stadt in Wirklichkeit darbietet. Ermüdet von den Wanderungen, ermüdet von diesem Prüfen, Aufnehmen, Beobachten, fühlt' man, wie überspät doch in Paris gegessen wird, und tritt drüben ins Café Foy ein, um den Charivari zu lesen, Chocolade à la crême zu trinken. Die Dame du comptoir zeichnet mit wichtiger Miene den gezahlten Frank in ihr Hauptbuch ein.

Ich sahe an meinem zweiten Theaterabend die Dejazet. Sie spielte in einem kleinen Schubladenstück, la fille de

Dominique. Sie ist hier die Tochter eines verstorbenen königlichen Schauspielers zur Zeit Molières. Sie kommt nach Paris, um sich unter die Truppe aufnehmen zu lassen, der ihr Vater angehörte. Sie soll Proben ihres Talentes ablegen und hat es schon gethan, ehe man es vermuthete. Sie war beim Schauspieler Baron gewesen und hatte sich als Bäuerin, als phantastische Dame, als junger Tambour von der königlichen Garde präsentirt. In allen diesen Rollen sehen wir sie. Das erste Wort, das sie spricht, ihr erster Schritt, ließ mich die große Wahrheit ihres Spiels erkennen. Es ist keine Königin, keine Fee, keine Dame eines Scribe'schen Lustspiels, es ist die junge Bäuerin, die angehende Grisette, die Heldin des Vaudevilles. Alles an ihr neckisch, lieblich, wahr. Dabei die sichersten Bewegungen und trotz ihrer rauhen Altstimme, trotz ihres Organs, in dem viel wilde Nächte, viel Champagnerräusche zu schlummern scheinen, doch ein Vortrag der Couplets, der rein in der Intonation, geschmackvoll in der Behandlung des Gesanges und nicht selten erschütternd in seiner Wirkung ist. Ich kann die ganze Entfaltung dieses eigenthümlichen Spieles hier nicht entwickeln. Alles, was sie gab, war Variation des lieblichsten: Je danse, je chante, je danse!

Und diese Erscheinung nahmen, fand ich, die Franzosen schon ziemlich leicht hin. Sie stießen sich, man sah es wohl, schon an den 45 Jahren dieser Schauspielerin. Arme Dejazet! 45 Jahre! Ein Glück, daß sie wenigstens noch lieben kann. Noch hat sie Leidenschaft und die Leidenschaft wird sie jung erhalten. Die Dejazet ist nicht schön und war es nie. Sie würde vielleicht weniger genial sein, wenn sie schöner wäre. Auch weil sie geistreich ist, kann sie nicht

schön sein. Man behauptet, sie wäre reich an guten Einfällen. Man hat eine Sammlung ihrer Calembourgs unter dem Titel: Perroquet de Mademoiselle Dejazet herausgegeben. Wenn man sie in dem Dessert des gestrigen Theaterabends sahe, möchte man glauben, daß diese Autorschaft keine erfundene ist. Das Stück: un scandale, wurde fast ganz aus dem Stegreif gespielt. Die Dejazet erschien darin auf der Gallerie des ersten Logenranges, als Madame Fromageac, plauderte vertraut mit ihrem Begleiter, machte sich über das Publicum lustig, sprach ins Parterre hinein und erzählte ihre Lebensgeschichte als Madame Fromageac. Es fehlte hier natürlich nicht an den ärgsten Zweideutigkeiten, die sie indessen alle mit einem sich immer gleichbleibenden Anstand vortrug. Mes pêres et mêres étaient, fing sie an, unterbrach sich aber und fragte einen der Schauspieler auf der Bühne, ob es französisch wäre zu sagen: mes pêres? — Sie bekam die Antwort, daß „mes pêres" leider nur zu französisch wäre. Mitten im lustigsten Zuge ihrer Lebensgeschichte erscheint im dritten Range ihr Mann und stellt sie von dort zur Rede, wie sie mit einem Liebhaber ins Theater gehen könne. Das drolligste Intermezzo beginnt. Mann und Frau zanken sich und werfen sich einander die Nichterfüllung ihrer ehelichen Verbindlichkeiten vor. Um dem Publicum einen Beweis von der Dummheit ihres Mannes zu geben, erzählte sie, sie esse gerne junge Hühner und wäre mit dem Herrn Fromageac, ihrem Gatten, gegangen, um sich welche zu kaufen. Der Geflügelhändler hätte für das Stück 1 ½ Frcs. gefordert: für alle sechs aber, die er hatte, sechs Franken. Was thut mein Geizhals von Gatte? Er handelt und handelt, nimmt erst eins und dann

noch eins und schließt endlich den Kauf so ab, daß er vier nimmt, das Stück zu 1 ½ Frcs., macht sechs Franken, statt daß er dafür gleich Anfangs hätte alle sechs haben können!

Von den übrigen Mitspielenden läßt sich nicht viel Bedeutendes sagen. Ravel hat eine gute, passive Komik. Im Allgemeinen mach' ich vielerlei Entdeckungen über die Bildung der französischen Schauspieler. Zum Besten der deutschen theil' ich sie später mit. Wenn man in den Lesekabinetten die Unzahl von Zeitungen sieht, die man in Deutschland kaum dem Namen nach kennt, Zeitungen, die nicht aus der Nothwendigkeit eines politischen Dranges, sondern nur aus Geldspekulation entstehen, wenn man diese Gleichgültigkeit der Masse, die Interesselosigkeit der Verhandlungen in den gesetzgebenden Körpern zusammennimmt, so möchte man die gesammte politische Debatte Frankreichs, die ganze sociale Polemik, die uns im Auslande so beschäftigt, für eine Erfindung der Journale halten. Und doch, unter dem Einerlei der Alltäglichkeit sind alle diese Parteien, alle diese Gährungen und Leidenschaften da. Viertausend Arbeiter, die mitten in diesem so geregelt scheinenden Leben und Treiben täglich frühe auf dem Grève-Platze stehen und noch nicht wissen, wovon sie den Tag leben sollen, wenn sie keine Beschäftigung finden, zehntausend, die unsicher über den morgenden Tag, zwanzigtausend, die unsicher sind über die nächste Woche — das ist der Krankheitsstoff, der sich täglich von der äußersten Haut dieser Stadt, von den Barrieren und den Faubourgs auf die innern Theile des gesellschaftlichen Körpers werfen kann, auf den Bund der Macht mit dem Reichthum, auf die Würden und das Besitzthum. Es ist wahr, immer schwächer wird jene politische Opposition, die nur aus Leidenschaft, wie

bei den Legitimisten, nur aus Prinzip und Ehrgeiz, wie bei dem größten Theil der parlamentarischen Opposition, gegen die nun seit zwölf Jahren bestehende Ordnung der Dinge geführt wird: immer stärker aber auch wird dafür die Opposition des Bedürfnisses und der Widerspruch der arbeitenden gegen die genießenden Klassen. Hier in Frankreich, wo noch kein Steffens gewagt hat zu sagen, daß den Armen ihre Arbeit Genuß, und den Reichen ihr Genuß Arbeit wäre, hier fängt durch die grellste Hervorstellung dieses Gesichtspunktes die politische Polemik an, sich immer mehr zu vereinfachen. Der Communismus ist nicht blos das Glaubensbekenntniß einiger verworrener Handwerker, sondern die wissenschaftliche Theorie einiger Denker geworden, die zwischen den Debats und dem National einen neuen methodischen Widerspruch begründen, der einen erstaunlichen Zulauf findet. Es ist dies die Partei, welcher zu Liebe George Sand ihren Frack mit der Blouse, die revue des deux mondes mit der revue indépendante vertauscht hat, dieselbe Partei, welche die Gedichte der Handwerker über die Gedichte Lamartine's und Victor Hugo's setzt und kürzlich erklärt hat, ein Gassenkehrer in Paris, der seine Gedichte so eben herausgegeben hat, wäre der größte jetzt lebende Dichter in Frankreich.

Die Noth der Zeiten drängt. Die Bedürfnisse des Volkes müssen uns heilig sein. Ehre den Geistern, die ihre Gedanken einer so edlen Sache, der Wohlfahrt des Volkes widmen, die für ihre Betrachtungen, Vertheidigungen und Vorschläge den üblichen Undank der Masse dem Golde, den Belohnungen und Bestechungen der Reichen vorziehen! Aber der Weg, den die neue communistische Philosophie Frankreichs einschlägt, ist nicht der rechte. Er führt vom Ziele ab, er

verdirbt die Wissenschaft und bessert nicht die Glückseligkeit. Er schleudert uns in den Materialismus des vorigen Jahrhunderts zurück und überliefert uns entweder der Revolution oder dem Aberglauben. Denn von diesem Materialismus zum Aberglauben ist nur ein Schritt. Wie Lamennais vom Katholicismus ausging und zum Communismus kam, so wird Pierre Leroux vom Communismus ausgehen und zum Katholicismus zurückkehren.

Frankreich hat jetzt die Sucht, neue Philosophieen und neue Gesellschaften zu bauen. Die ersten sind geistlos, wie können die zweiten richtig sein? Geistlos ist dies Schematisiren der Stände, der Beschäftigungen, der Arbeiten und des Lohnes, das die Communisten von St. Simon und Fourier geerbt haben. Man soll die Gesellschaft nicht deßhalb so hinnehmen, wie sie ist, weil die Geschichte sie so gebildet hat, sondern weil man nicht die Fähigkeit hat, auf dem Papier eine abstrakte Gesellschaftsbildung aus Nichts hervorzurufen. Alle unsere faktischen Verhältnisse, unsere Wünsche und Bedürfnisse drängen über eure Paragraphen hinaus, ihr zeichnet die Arbeit hin, wo die Menge schon Genuß will, ihr macht Unterscheidungen, die sich von selbst aufheben, ihr theilt und ordnet und wißt nicht, daß die Masse nach Einheit, alle Unterschiede nach Aufhebung streben! Ihr reißt die ganze gegenwärtige Gesellschaft ein, um diese Gesellschaft glücklich zu machen. Ihr wollt der Geschichte eine schöne Zukunft geben, ohne daß ihr die nachwirkende Kraft der Vergangenheit ersticken könnt!

Ich ziehe die Opposition im alten Sinne vor. Ich ziehe es vor, den Staat, wie er jetzt ist, nicht für einen Rechnungsfehler zu halten, den man nicht tilgen kann, wenn

man nicht ganz auf den ersten Ansatz, auf das Einmaleins und die vier Spezies der Gesellschaft zurückgeht, sondern ich halte ihn für einen erkrankten Organismus, der sich heilen läßt, ohne ihn darum zu zerstören. Die moderne Gesellschaft in ihrer ungleichen Vertheilung der Güter, in ihren Lasten auf die Arbeitenden, in allen den Ungerechtigkeiten, die die oft künstliche Zusammensetzung unserer Verhältnisse mit sich bringt, ist ein vegetativer Organismus, dessen Wurzeln zwar hie und da von der schützenden Erde entblößt sind, die aber noch tief genug in den Schooß der Geschichte greifen, um ihm noch auf lange Zeiten Wachsthum und kräftige Entfaltung zu sichern. Die wahre Philosophie und die politische Opposition, die so eben bei uns in Deutschland einen Bund mit der Philosophie geschlossen hat, beide sind berufen, diesen Organismus zu überwachen. Wuchernde Auswüchse — fort mit ihnen! Erstorbene Aeste — weggesägt! Grünes junges Laub, das an den Zweigen ansetzt — geschont, gepflegt! Die sociale Philosophie unsrer Tage darf nie den historischen Boden verlieren, nie unsere objektiven Bedürfnisse, unsere faktischen Nothwendigkeiten absichtlich vergessen wollen. Man überwache die Entwickelung des modernen Staates, sorge aus reinem, edlem, rechtem Herzen für das Reine, Edle und Rechte, man verbessere die Gesellschaft, indem man sie ermuthigt, an ihren göttlichen, ihr inwohnenden Geist zu glauben, nicht indem man sie lehrt, sich für verworfen zu halten und sich neu zu begründen — aus dem Nichts!

Ich gehe noch einen Schritt weiter. Ich habe diese moderne, socialistische Philosophie Frankreichs einen veredelten Materialismus genannt. Ich nenne sie einen Materialismus, der sich auf Genußsucht begründet, und leite diese aus dem

französischen Charakter her. Alles jammert jetzt in Frankreich über die Last der Arbeit. Niemand will arbeiten, weil es Menschen gibt, die genießen. Ja, sie wollen arbeiten, aber nur zehn Jahre, sie wollen in zehn Jahren so viel erwerben, daß sie dreißig Jahre lang von ihren Renten leben können. Arbeit, Renten! Um diese Begriffe dreht sich in Frankreich Alles. Man ist so erfaßt von der Genußsucht, so erschöpft vom Verlangen nach sinnlichen Anregungen, daß man das Proletariat in Renten umzaubern und die Mittelstraße, die einzig das Proletariat zu Renten bringen kann, die Arbeit, überspringen möchte. Alles träumt hier von plötzlichem Glück, Alles will mit einem Schlage haben, woran man in friedlichen und fleißigen Zeiten die ganze Kraft seines Lebens setzte. Die Erfindungen der Dichter sind voll von plötzlicher Umgestaltung häuslicher Existenzen, Alles schwärmt von Marquisinnen, Prinzessinnen, von den Wundern der Tausend und einen Nacht. Es ist ein Opiumrausch, der das ganze Volk ergriffen hat. Die Industrie hat hierin noch mehr verdorben, als die Poesie. Die Industrie hat den Aktienschwindel erzeugt, die Exploitationen aller möglichen Dinge, die man zu künstlichen Bedürfnissen machen wollte, und die Manie für Dividenden. Alle diese Neuerungen entsprechen dem Charakter der Franzosen. Wer weiß nicht, daß ein Franzose glücklich ist, es dahin zu bringen, endlich mit einer kleinen Rente sich zur Ruhe zu setzen? Und wäre die Rente noch so klein, wären es nur jährlich 1000 Franks: er hungert, er darbt sich die Bedürfnisse vom Munde weg, er ist mit 1000 Franks vorm Hungertode gesichert, braucht nicht zu arbeiten, zieht dann entweder nach Paris oder aufs Land — und flanirt.

Als Europa noch nicht gesittet war, machten es um zu Renten zu kommen die Franzosen anders. Sie gingen in den Krieg. Sie plünderten und beraubten als Normannen die Küsten bis nach Sizilien, sie schlossen sich allen kriegerischen Expeditionen an. Die Kreuzzüge führten sie zu Hunderttausenden aus dem Lande, als Armagnacs dienten sie, wo sie Geld fanden. Napoleon verstand es vortrefflich, diesem alten französischen Räuber- und Erpressungssinn seine Befriedigung zu verschaffen. Millionen schleppten die Friedensschlüsse und Brandschatzungen nach Frankreich für das Ganze, Millionen schleppten mit ihnen die Einzelnen fort. Die nobelsten Charaktere des Schlachtfeldes waren Wucherer in der Einquartirung. Die größte Last der gegenwärtigen französischen Politik, die Eroberung Algiers, würde längst nicht mehr so drückend auf den Schultern des Landes liegen, wenn nicht die Offiziere und Beamten ihre Mission nach Afrika nur als eine Gelegenheit ansähen, in der Weise römischer Proconsuln sich dort ein Vermögen zu machen. Vor einigen Jahren wurde ein schwieriger Prozeß verhandelt, bei welchem es offen zum Vorschein kam, daß Louis Philippe selbst, der sich auf Renten versteht, einem General in Algier ein Commando mit der Weisung gab, dort seine zerrütteten Vermögensumstände wieder herzustellen.

Ehrsucht beseelt in Frankreich die Gebildeten, Geldsucht die Massen. Darum bei so vielen der Wunsch nach Krieg; nur Krieg, es sei für welche Sache es sei! Da man England und Spanien nicht erobern kann, Italien zu arm, und Rußland zu kalt ist, so kann nur Deutschland die Beute werden, das passive, sparsame, dumme Deutschland. Doch ich

will noch nicht urtheilen, ich will erst beobachten. Die Aussenseite kann täuschen und in das Innere hab' ich erst noch einzudringen.

Achter Brief.

Paris, 22. März 1842.

Ehe meine Empfehlungen wirken, muß ich mich in den Theatern zerstreuen. Ich werde sie künftig vergessen und beeile mich, die Aufgabe, sie zu studiren, je früher je lieber abzuthun. Ich fange sie übrigens von rückwärts an. Das Bedeutendste, wenigstens Das, was Fremde zuerst aufsuchen, behalt' ich mir für zuletzt vor. So war ich noch nicht bei den Italienern, noch nicht in der großen Oper, ging aber gestern in die komische. Die komische Oper in Paris, in das geschmackvolle, etwas zu hell erleuchtete ehemalige italienische Theater aufgenommen, ist ein Absenker der großen Oper, ein Absenker, der jetzt seine Wurzeln schlägt. Die glücklichen Würfe Auber's und Adam's haben diesem Theater eine Selbstständigkeit erhalten, die nicht ganz natürlich ist. Früher kannte man die absolute Trennung des Tragischen und Komischen in der Oper nicht. Man führte sie später ein, zum großen Nachtheil für das Opernwesen selbst. Bedenkt man, daß Paris den Ton für alle Theater Europa's, mit Ausnahme der italienischen, angibt, so wird man diese dauernde Trennung beider Operngattungen um so gefährlicher finden, als wir grade ihr den Verfall der reinen musikalischen Rhetorik vorzuwerfen haben. Die tragische Oper, um immer

tragisch zu sein, hat das Repertoir der klassischen und romantischen Tragödie geplündert. Die komische Oper, um immer komisch zu sein, ist zum größten Theil dem Vaudeville verschuldet. Drüben in der Rue Lepelletier hat die musikalische Malerei der Leidenschaften, die Ausmalung der decorativen Staffagen, das Aufgebot großer Effekte und massenhafter Anhäufungen so überhand genommen, wie hier die Musik zum Spiel, der gesunde kräftige Ton zur schaumgebacknen Spielerei herabgesunken ist. So geht die eigentliche Bedeutung der Musik fast verloren. Der tragische oder komische Zweck des Librettos überwiegt den Werth der Töne, die hier nur noch zur grelleren Belebung des Sujets verwandt werden.

Aber nicht blos, daß durch diese Trennung der komischen und heroischen Opernmusik der Zweck der dramatischen Tonmalerei leidet, auch die Kunst des Gesanges geht verloren. Drüben in der Rue Lepelletier singen die Sänger fast nur noch Dialog und Recitative, hier in der komischen Oper sprechen sie mehr, als sie singen. Wenn auch bei einer Einigung beider Operngattungen die Hauptstimmen verwandt würden je nach ihrem Talent, für das Ernste oder Komische, so gibt es doch eine Menge untergeordneter Parthieen, deren Besetzung keine Specialitäten verlangt. Ein großer Theil des Personals der komischen Oper, fand ich, singt und spielt sehr tragisch. Um mich von dem Verhältniß der deutschen Bühne zur französischen genau zu unterrichten, wollte ich grade mir bekannte Sachen sehen. Man gab an einem Abend: Johann von Paris und Richard Löwenherz.

Der Darsteller des Johann von Paris heißt Puig, ein Tenor, lang und hager, d. h. nicht gebaut, wie Tenore

gebaut sein müssen. Unschöne Stimme. Einige kräftige Brusttöne, das Uebrige Fistel, die mit widerlicher Geschmacklosigkeit zuweilen bis in die höchsten Regionen schweifte. Der Gesang so brodirt und colorirt, daß man oft die ursprüngliche Grundlage des Tons kaum wieder erkannte. Puig kann sich weder im Gesang, noch im naiven Spiel mit Mantius vergleichen. Doch, was sage ich, naiv? Puig spielte seinen Johann von Paris mit einem dicken modernen Backenbart, ohne die Spur chevaleresken Humors, ganz in der Tournüre des modernen Dandysmus, d. h. gar schön frisirt, sonst aber phlegmatisch, eitel und geistlos.

Die Prinzessin von Navarra war Mad. Rossi, eine große Schönheit, eine Stimme vom reinsten Metall. Sie wußte ihre Stimme auf eine schwindelnde Höhe zu bringen, trillerte rein und stickte ihren Gesang mit den feinsten brüsseler Tonspitzen aus. Bei aller frischen Schönheit war sie todtenkalt, eckig und steif in jeder ihrer Bewegungen. Sie schien aus dem Chor genommen und zum ersten Male auf eine Stelle befördert zu sein, in der sie, was Spiel betrifft, von der gewöhnlichsten deutschen Roturière, wie vielmehr von Sophie Löwe würde übertroffen sein.

Der Seneschall war mittelmäßig, Pedrillo schlecht, Olivier, der Page, wurde durch eine hübsche Dem. Revilly erträglich wiedergegeben. Das Chorpersonal müßte für die pariser komische Oper anmuthigere Gestalten aufweisen. Im Arrangement bemerkte ich einige Abweichungen von unsrer Art, dieses einfache Operettchen darzustellen.

Richard Löwenherz, die zweite Oper, die ich hörte, verfolgt mich schon von Lüttich aus, wo Grétry, der Erfinder dieser schönen rührenden Töne, mitten unter den Fabriken

und Schmiedehämmern geboren wurde. In Brüssel wie in Lüttich sang den Blondel Chollet, einst gefeierter Spieltenor der pariser komischen Oper, jetzt ausgeschieden. Hier sang ihn Masset, der früher Dirigent des Orchesters dieser Bühne war und vom Kapellmeisterstuhl auf die Bretter gestiegen ist. Stimme und Spiel erschienen mir frisch, ohne grade bedeutend zu sein. Anziehend war, daß er seine Geige selbst spielen konnte. Richard war wieder der lange Puig, dem ich auch jetzt, wo er ohnedies schon heiser geworden war, keinen Geschmack abgewinnen konnte. Anna Thillon, eine geborne Engländerin, die „Freundin" Auber's, eine Lionne der Gesangswelt, sang Laurette mit zarter Stimme, spielte graziös und wirkte durch ihre zarte Figur und ihr sprechendes Auge. Daß sie das Französisch englisch aussprach, schien sie dem Publikum noch pikanter zu machen. In der Anordnung gefiel mir das Schlußtableau. In Deutschland wird Richard meist mit einigem Blechgerassel, einigen pappenen Harnischen, einigem Kolophonium und mehreren Todten und Verwundeten befreit. Hier sieht man nur den eroberten Dürrenstein, malerisch staffirt mit Flaggen und Sturmleitern, Alles unbeweglich, ein lebendes Bild. Dagegen schien mir das Wiederfinden Blondel's und Richard's nicht so gut arrangirt, wie in Hamburg, wo ich die liebliche Oper zuletzt sah. Wurda, obgleich nicht mehr im Besitz einer Stimme, wie Masset's, riß doch mehr hin. Masset steigt hier auf einen Baumstamm, um seinen König zu sehen. Der Baumstamm ist zu schwächlich für die ergreifende Situation. Auch interessirt man sich mehr für die Gefühle des Freundes, der den König entdeckt, als für die Gefühle des Königs, der den Freund findet. Deshalb muß Blondel, mit dem wir mehr

empfinden, auch mehr in der Mitte des Bildes stehen und die Scene beherrschen.

Diese Oper hat Manchem in der Revolution das Leben gekostet. Die Worte: Richard, ô mon Roi, l'univers t'abandonne, harmlos hingesungen, konnten auf die Guillotine bringen. Es ist noch jetzt die Oper der Henriquinquisten. In dem bekannten Lied von Sultan Soliman vermißte ich den Refrain: „Was gehen uns die Türken an!" eine Anspielung, die in Berlin so viel Anklang gefunden hat, als es sich darum handelte, Deutschland um die Interessen Rußlands, Frankreichs und Englands in einen Krieg zu verwickeln. „Was gehen uns die Türken an!" Die Franzosen würden diesen Refrain nicht so aufgenommen haben, wie die Berliner; denn sie halten sich, trotz Victor Hugo, für die einzig legitimen Erben der Türkei.

Die Beziehungen Frankreichs zu Rußland werden noch lebhafter hier besprochen, als die mit Deutschland. So auffallend es klingt, so sind die Franzosen doch mit Rußland vertrauter, als mit Deutschland. Der Grund ist, weil die Bildung, die Rußland an den europäischen Angelegenheiten Theil nehmen läßt, eine nur französische ist. Ein russischer Gesandter wurde französischer Minister, der Herzog von Richelieu, und ein französischer Minister wurde russischer Gesandter, der Graf Pozzo di Borgo.

Die deutsche Sprache macht sich in Petersburg nur durch die deutschen Ansiedler und Einwohner geltend. Die französische ist die, durch welche sich der Russe selbst zur Bildung emancipirt. Seit Katharina der Großen, die Voltaire's Bibliothek an sich kaufte und in ihr wahrscheinlich die Entwürfe jener Dramen fand, für deren Verfasserin sie gilt, ist

Rußland in geistiger Hinsicht eine Commandite Frankreichs. Rußland ist für Frankreich, was für England seine Kolonieen sind. Mit keiner europäischen Nation kann sich der Franzose leichter verständigen, als mit der russischen, denn diese legt von allen Nationen am meisten von ihrer Ursprünglichkeit ab, um den Franzosen zu ähneln. Der Kaiser Nicolaus bekämpft zwar dieses System, aber da er sein Land bilden will, so kann er das einzige Mittel dazu, die leichten, mundgerechten französischen Elemente, nicht gänzlich unterdrücken. In Petersburg ist ein französisches Theater, das in unmittelbarem Verkehr mit Paris steht. Petersburg ist noch immer die Zuflucht der Tanzmeister, Friseurs, Hauslehrer, Gouvernanten, Fechtlehrer und Schauspieler von Paris. Die jüngste Ukase des Kaisers hebt die Pensionirung nach zehn Jahren für alle fremden Künstler auf. Die hiesigen Journale machen darüber einen großen Lärm. Wer den Franzosen seine Bildung verdankt, den behandeln sie am wenigsten wie einen der Ihrigen. Niemand wird hier mehr verspottet, als Katharina und Friedrich der Große. Wenn den kleinen Blättern der Witz ausgeht, so polemisiren sie gegen Preußen und Rußland. Sie drohen jetzt Petersburg, daß Paris sich entschlossen hätte, es zur Strafe für jene Ukase verwildern lassen. Und doch warten ganze Schaaren auf das nächste Dampfboot, das von Havre nach Petersburg geht: Tanzmeister mit steifen Füßen, Maler, die hier von den Daguerreotypisten verdrängt werden, Gelehrte, die bei aller ihrer Unwissenheit doch immer den Vortheil voraushaben, daß sie französisch können, Schauspieler, die nicht einmal bei den Folies dramatiques mehr unterkommen konnten, ein jeune premier, der schon einen Bauch ansetzt, eine

première amoureuse, die schon über das Alter Balzac's hinaus ist. Die Taglioni haben die Russen schon. Die Rachel werden sie bald auch haben können. Zwar ist sie mündig geworden, zwar ist sie Societaire der „Schauspieler des Königs", dennoch sehnt sie sich von Paris fort. Seit einigen Wochen schließt sie sich von aller Welt ab und erscheint nur noch, wenn sie auf der Bühne zu knirschen oder die Augen zu rollen und dabei ihre Alexandriner zu singen hat. Die Arme! Sie ist das Opfer der Männer, das Opfer unsrer Bosheit geworden! Die Rachel würde jetzt nach London gehen können und gewiß sein dürfen, daß sie die Königin Victoria nicht mehr in ihre Cirkel zöge; D'Arlincourt kann sie nicht mehr als die neue Jungfrau von Orleans besingen. Man hielt früher so viel auf ihre Tugend, sie machte Aufsehen damit, daß sie sich im Leben für eben so kalt gab, wie sie in ihren Rollen spielt. Nun ist sie überführt, daß sie auch lieben kann. Lieben? Paris ist nicht so kalt, um einem jungen Mädchen die Glut ihres Herzens zum Vorwurf zu machen. Paris würde die Rachel noch ehren, auch wenn sie ihrer Leidenschaft erlegen wäre. Aber sie hat Véron erhört, sie hat jenen bekannten Véron, der, ohne Schriftsteller zu sein, die Revue de Paris begründete, der, ohne von Musik etwas zu verstehen, die pariser große Oper zur Direction, d. h. wie man es hier nennt, zum Exploitiren erhielt, sie hat Véron erhört. Véron soll um den Besitz der Rachel an der Table d'Hote des Hotel des Princes gewettet haben, wie Richelieu in dem bekannten Lustspiele von Dumas über den Besitz der Demoiselle de Belle-Isle wettet, wie vor einigen Jahren ein Cavalier in Berlin um die Tänzerin Wandt wettete. Man würde die Rachel bemitleiden,

wenn Véron jung wäre. Véron ist aber alt, dick und häßlich. Diese Liebe ist nichts als wieder eine Maklergeschichte des Papa Felix gewesen; denn Véron hat Geld. Man darf in Paris lieben, lieben bis zum Scandal, aber man muß, wenn man poetischen Reiz behalten will, kein Geld nehmen.

Das ewige Schaukelsystem der hiesigen Politik ist Anschließung entweder an England oder Rußland. Man begreift aber nicht, was eine Allianz mit Rußland sagen soll, während die Antipathie des russischen Kaisers gegen den gegenwärtigen Zustand der Dinge in Frankreich eher zu- als abnimmt. Vielleicht will Louis Philippe nur vermeiden, daß sich das kaiserliche Haus nicht zu sehr mit den Prätendenten seines Thrones verschwägert und nach einem Leuchtenberg auch einen Bourbon in seinen Familienkreis aufnimmt. Die Politik Louis Philipp's ist mehr dynastisch, als national, mehr seiner eigenen Befestigung, als den Interessen Frankreichs gewidmet.

In der orientalischen Frage, da sie nun doch durch Richard Löwenherz angeregt ist, wird Rußland sich immer nur durch Isolirung behaupten. Rußland legt die eiserne Faust auf die Erbschaft des Türkenreiches, es hat den Vorsprung der Oertlichkeit, es braucht seine beiden Arme nur vom schwarzen Meer und Persien zusammenzudrücken, um zu haben, was es wahrscheinlich will. Es liegt etwas Stolzes, etwas Großes in dieser ruhigen Kälte, die Rußland Frankreich gegenüber stellt, es liegt etwas Kleines in diesem Buhlen Louis Philipp's um Eintracht mit dem Kabinet von St. Petersburg. In der orientalischen Frage wird sich Frankreich eben so wenig geltend machen können, wie in der Rheinfrage, obgleich es den Rhein einen französischen Fluß und das mittelländische Meer einen französischen See nennt. Es

fehlt dem Frankreich von heute an Muth und Entschlossenheit. Louis Philippe, sich selbst für den unveränderlichen Gedanken des Schicksals haltend, überläßt es vielleicht seinen Söhnen, die Demüthigungen ihres Vaters einst zu rächen. Er selbst ist Bürger, seine Söhne erzieht er zu Kriegern.

Die Anrede an den König, die immer noch hier zu Neujahr üblich ist und die der König nicht missen will, weil sie ihn in jener Eintracht mit den Fürsten sehen läßt, die er so sehr wünscht, würde in diesem Jahre bekanntlich auf den russischen Gesandten gefallen sein, er hat sich entfernt. Dafür ist der französische Ambassadeur am petersburger Hofe gleichfalls nicht auf seiner Mission. Ich hatte das Vergnügen, den Baron von Barante kennen zu lernen. Ein feiner, zuvorkommender Staatsmann, der in der gelehrten Welt als Historiker eines bedeutenden Rufs sich erfreut. Seine Geschichte der Herzoge von Burgund in sechs Bänden ist eines der gediegensten Werke, welches die neue historische Literatur aufzuweisen hat. Herr von Barante sagte, er wäre der einzige französische Schriftsteller, der sich über die belgischen Nachdrucker nicht zu beklagen hätte. Sie hätten ihm zwar das Eigenthum seines Buchs geraubt, dafür aber aus belgischen Hülfsquellen, aus den Archiven der ehemaligen Theile Burgunds, die an Belgien gekommen sind, sein Werk so vermehrt, vervollständigt und berichtigt, daß es ein ganz neues und viel besseres geworden wäre. *) Wenn Herr von Barante unter Andern bemerkte: „Sie werden Frankreich sehr still finden!" so läßt es sich desto besser studiren.

*) Herr von Barante gilt gewöhnlich für den Uebersetzer Schillers: doch kann er kein Deutsch und hat für die Arbeit eines Andern nur seinen berühmten Namen hergeliehen.

Hier ist aber nichts still. Der Lärm ist nur zuweilen entfernter, zuweilen näher. Die Leidenschaften schlummern nur und träumen. Aus diesen Träumen muß man wahrsagen und die Geheimnisse deuten. Frankreich ist jenem geblendeten Simson zu vergleichen, der nur im Stillen abwartet, bis ihm wieder die Locken wachsen. Er wird sie noch einmal schütteln, entweder siegen oder sich vielleicht auf immer unter den Trümmern begraben müssen.

Neunter Brief.

Paris, 24. März 1842.

Man klagt hier über Mangel an Nachrichten. Die Franzosen langweilen sich, die deutschen Berichterstatter sind in Verlegenheit, Neues nach Augsburg und Berlin zu melden, und doch geschieht so viel, drängt sich so viel, Leben und Tod, Sieg und Niederlage. Hier wird etwas geboren, dort etwas begraben. Leichen und Wiegen; wo man hinblickt, und die Morgue wird von den Opfern der Seine nicht leer.

Es ist ein eignes Leben in Paris. In jeder Stunde geschieht etwas ganz im Stillen, das uns auswärts, wenn wir davon hören, Tagelang beschäftigt. Hier kündigt sich Unzähliges pomphaft an und endet unbedeutend, und Manches scheint anfangs geringfügig und wird bedeutend. Das unglückselige Wetter! Der Schmutz von Paris! Ich hätte nicht ausbleiben sollen, den Obsequien Cherubini's in der Kirche St. Roch beizuwohnen.

Mit Cherubini ist die letzte Stütze des klassischen Contrapunktes in Frankreich gestorben. Wenn man Auber zum Nachfolger in seinem Direktorat des Conservatoires erwählen würde*), so bewiese dies, wie verlegen man wäre, einen würdigern zu finden. Halévy, den man als gründlichen Theoretiker schätzt, würde, wenn er nicht zu jung wäre, Cherubini gefolgt sein, denn er besitzt Alles, was zum Akademiker gehört, theoretische Kenntnisse und kein Genie. So wird man nun, glaub' ich, Auber wählen, der weder kenntnißreich, noch genial ist, aber ein ungeheures Talent. Wird Auber die große Trommel in die Kirchenmusik einführen?

An demselben Tage, wo man den Componisten des Wasserträgers zur Ruhe bestattete, wurde auch Balzac begraben. Er lebt noch, aber seine Dramen sind todt. Dem Vautrin sind die „Hülfsquellen Quinolas" auf dem Fuß gefolgt. Seit acht Tagen redete man von der bevorstehenden Aufführung des Quinola. Man lockte das Publicum mit falschen Affichen ins zweite französische Theater, das Theater de l'Odéon, jenseits der Seine, man wies es ab, lockte wieder und machte Die, die Lust hatten, das Stück ohne Prozeß zu verurtheilen, irre. Und doch ist es gefallen. Ich erstaunte, das ganze pariser Publicum gegen Balzac so gereizt zu finden. Alles haßt ihn, Alles verfolgt ihn. Kein Bedauern über seinen Fall, allgemeine Schadenfreude. Es ist, als wenn die geistvollen Erfindungen dieses Erzählers nicht vorhanden wären, als wenn Frankreich nicht Ursache hätte, auf dies seltene Talent stolz zu sein!

Balzac scheint durch seine Persönlichkeit viel von dem

*) Er ist gewählt.

Vorsprunge seines Talents zu verlieren. Man wirft ihm Arroganz und Geldgier vor. Beides sind Fehler, die allerdings den Ruhm eines Dichters untergraben können. Daß Balzac anmaßend ist, bestätigt die Manier seiner Erzählungen, seine Art, sie einzuleiten, seine Selbstbespiegelung, seine Selbstkritik. Er geht von dem Grundsatz aus, daß ein Schriftsteller, der etwas gelten wolle, zuvörderst selbst etwas auf sich halten müsse. Daher kommt er jedes Mal, wenn ihm der Stoff ausgeht, auf sich zu sprechen. Man hält dies, was vielleicht nur Verlegenheit und Nothhülfe ist, für Eitelkeit. Balzac's Geldgier findet man in vielen flüchtigen, seinem Namen keine Ehre machenden Produktionen bestätigt. Man vergibt einem guten Autor wirklich nichts schwerer, als ein schlechtes Buch. Balzac hat unter viel vorzüglichen mehre Werke geschrieben, die seiner unwürdig sind. Man nennt dies nicht Erschöpfung, man bemitleidet es nicht, als die nothwendige Folge dieser ewigen Anstrengung, dieses ewigen Schaffens, nein, man haßt es, als seinen Geiz.

Vollends war Balzac verloren, als man erfuhr, er hätte sich die drei ersten Vorstellungen des Quinola als Entschädigung für die Tantième der folgenden Vorstellungen bedungen. Es ist hier Sitte, daß die Autoren, um sich schnell in Besitz einer großen Summe zu setzen und den Weitläufigkeiten der spätern Verrechnungen auszuweichen, mit der Gesammteinnahme der ersten Vorstellungen dem Impressario das Recht verkaufen, alle folgenden Einnahmen ungeschmälert für sich zu behalten. So Scribe im Theater français. Wenn nun der Autor die Plätze so verkauft, wie sie kassenüblich sind, so ist diese Finanzoperation ganz in der Ordnung; wenn aber, wie Balzac es thut, eine Agiotage eröffnet wird,

wenn man für die Stalles statt fünf Franken fünfzehn fordert, für Logen 100 Franken, so kann sich der Verfasser des Quinola nicht wundern, wenn man Eugenie Grandet und den Père Goriot vergißt und seine Werke kläglich zu Fall bringt. Heute sind wohl nahe an hundert Kritiken über Quinola erschienen. Ich glaube, Balzac liest nicht eine einzige und zählt seine Fünffrankenthaler.

Um auf den rechten Weg zu kommen, der uns zur Liebenswürdigkeit der Franzosen führt, muß man öfters Bouffé sehen. Ich sah ihn im Gymnase als Oncle Baptiste. Es ist dies wieder eines jener Stücke, in denen Souvestre die Poesie des Handwerkerstandes schildert. G. Sand emancipirt die Handwerker als Dichter, Souvestre als Gedichte. Wer in Frankreich Glück machen will, muß sich zu einer Spezialität ausbilden. Wie es hier wissenschaftliche Spezialitäten gibt, die sich, wie z. B. Michel Chevalier ausschließlich die Eisenbahnen vorbehalten, so gibt es dichterische, die Alles, was sie schreiben, in einem bestimmten Genre halten. Das Genre Souvestre's ist eine solche Sphäre, die Sphäre der Handwerker.

Es ist schön an Souvestre, daß er der Poesie ein neues Feld gewann. Er hat poetisches Leben entdeckt in Gegenden, über welche früher nur die Pflugschar der Prosa ging. Sein Streben, eine neue Poesie zu schaffen, ist lobenswerth, insofern er die alte nicht zerstört. Es ist Schade, daß Souvestre nicht gerecht gegen die Einen sein kann, ohne zuweilen ungerecht gegen die Andern zu werden. Im Hamelin schon begann er, das Comptoir der Kaufleute, die Strumpfwirkereien, die Weberstühle, die Rechnungsabschlüsse, die Wochenlöhnungen an die Arbeiter zu poetischen Staffagen zu ma-

chen: er entdeckte hier eine neue Poesie, aber er wurde ungerecht gegen die alte. Sein Cantal spricht gegen die ewig dauernde und von Gott eingesetzte Aristokratie des Geistes mehr Dinge, als ein Strumpfwirker verantworten kann.

Im Oncle Baptiste, der keinen eigentlichen Erfindungswerth hat und nur von Bouffé getragen wird, ist die Polemik gegen Das, was bisher für poetisch gegolten hat, weniger beleidigend. Das kleine Stück würde auch in Deutschland Glück machen, wenn es sich nicht zu sehr um die in Deutschland theatralisch abgenutzten Fallissemente drehte, wenn es mit seiner eigenthümlichen musikalischen Begleitung vorgetragen würde, endlich wenn man bei uns Bouffé hätte, d. h. dreißig Bouffé's; denn das ist das Unglück in Deutschland, daß bei uns ein Stück nur dann seine Probe bestanden hat, wenn es an dreißig Theatern gut gegeben ist!

Bouffé ist einer der wahrsten, liebenswürdigsten Schauspieler, die ich je gesehen habe. Er überraschte mich um so mehr, als ich mir von ihm eine andere Vorstellung gemacht hatte. Bouffé hat nichts von einem Bouffon. Er ist eine hagere, kleine, schmächtige Figur, mit scharf ausgeprägten Zügen, etwa wie Döring in Deutschland. Bouffé hat die Physiognomie eines Mephistopheles und das Auge eines Engels. So glänzend sein Blick, so feurig die Blitze, die sein Auge entsendet, so seelenvoll ist es doch wieder umblaut, so gemüthlich umflort. Wenn er lacht, so legen die Falten sich, wie bei allen bedeutenden Menschen, die, wenn sie lachen, bitter aussehen. Man sieht erst die Schlangen um den Mund, dann glänzen die schönen weißen Zähne, und es wird das ein seelenvolles, liebes Lächeln, was erst beinahe ein dämonisches zu werden schien. Es ist sehr leicht sagen, daß Bouffé,

der gute, lustige Onkel Baptiste, etwas Deutsches habe. Onkel Baptiste ist ein echter Franzose, ein Franzose, der nur seinem Beruf und seinem Vergnügen lebt, der keine andere Leidenschaft kennt, als die für seine Frau und seine Ehre. Onkel Baptiste ist galant, witzig, gemüthlich: er ist die Freude seiner Nichten und Neffen; er vergißt keinen Geburtstag: er hat immer die Taschen voll kleiner Geschenke; Alles drängt sich um ihn und will ihn herzen, ihm liebkosen. Er hat nur eine Freude, Andre glücklich zu machen, und nur einen Schmerz, ohne Kinder zu sein.

Zehnter Brief.

Paris, 26. März 1842.

Eine der schwierigsten Finanzfragen dieses Landes ist die Ausgleichung der einheimischen Rübenfabrikation mit dem Interesse der Colonieen. Frankreich kann seine Colonieen nicht aufgeben. Es ist in einer argen Klemme, ob es die Fabrikanten des Landes oder die Schwarzen opfern soll. Opfert es die Schwarzen in den Colonieen, so opfert es die Plantagenbesitzer und entzieht den Colonieen ihren Kern, ihre Bedeutung, die auf Frankreich rückströmende Wohlhabenheit der dortigen Einwohner, die Garantieen und Anknüpfungen seiner Flotte. Opfert es die Fabrikanten, so nimmt der Hader, die Anfeindung im Lande, der Haß der Parteien kein Ende. Das jetzige Frankreich ist in seiner Politik auf die materiellen Interessen begründet, wie kann es wagen, eines dieser materiellen Interessen zu verletzen!

Das Ministerium hatte sich anheischig gemacht, in den ersten drei Monaten der dießjährigen Kammersitzung über diese schwierige Frage ein Gesetz einzubringen. Man vermuthet, daß es die Colonieen begünstigen und den Zuckerfabrikanten ihre Vorräthe abkaufen würde. Jetzt bittet das Ministerium um Aufschub. Die Frage wäre zu schwierig, die Arbeit der Untersuchung des Thatbestandes noch nicht ganz vollendet. Guizot wünscht Vertagung der Frage bis auf die nächste, neu zu wählende Kammer.

Hier wittert die Opposition eine Falle. Sie griff in der Sitzung am Mittwoch die Minister mit materiellen und theoretischen Gegengründen an. Sie drückte unverschleiert aus, daß das Ministerium mit dieser Vertagung nur beabsichtige, die neuen Wahlen wieder unter den Gesichtspunkt der materiellen Interessen zu stellen und von der Kammer wiederum die unabhängige, freie Intelligenz auszuschließen.

Jedenfalls ist diese Voraussetzung eine Gewissensfrage, über die sich nichts entscheiden läßt. In der Verhandlung schienen mir zwei Dinge besonders bemerkenswerth. Die Opposition verbrüdert sich mit den sogenannten Generalconseils der Hafenstädte, mit Corporationen von einer entschieden illiberalen Tendenz, wie die vor mehreren Jahren an sie gerichteten und von ihnen so auffallend egoistisch beantworteten commerziellen Fragen beweisen. Damals empörte sich die ganze liberale Presse, der National an der Spitze, gegen die Generalconseils. Jetzt fraternisiren sie. Es ist in Frankreich, wie bei allen haltlosen, nicht ganz despotischen und nicht ganz freisinnigen Zwischenzuständen immer so, daß Parteien und Interessen zusammenkommen, sie wissen nicht wie. Das Zweite ist noch auffallender. In Baden sagt das Mi-

nisterium zur Kammer, die materiellen Fragen litten unter ihren theoretischen Doctrinen und Formstreitigkeiten. Hier in Paris wirft die Opposition dasselbe den Ministern vor. Hier sind die Minister die Unpraktischen, die Unzeitgemäßen, die Männer der Phrase. Keine Eisenbahnen, keine Canäle, keine Zuckergesetze! ruft hier die Opposition, die sich mit dem materiellen Eigennutz der Masse zu vereinigen sucht. Guizot, als guter Theoretiker, sollte diese Umkehr der Debatte nicht aufkommen lassen, denn in unserer Zeit ist nichts siegreicher als der Widerspruch der Materie. Die Herrschaft des Geistes scheint einem andern Jahrhundert aufbehalten zu sein.

Die heilige Woche ist kalt. Ein frostiges Longchamps, ein Longchamps mit rothen Nasen, ein Longchamps im Muff und Pelzmantel. Die Feiertage kommen zu früh. Die Erde hat sich noch nicht schmücken können, sie würdig zu empfangen. Der Schmuck der Menschen sah eben so kahl aus, wie die elyseischen Felder. Man weiß, daß Longchamps die Mode erfindet. Ich habe keine neue gesehen, aber morgen werden alle Follets, alle petits couriers des dames, alle Psyche's in ihren Bulletins von neuen Trachten erzählen, die schon fertig und erfunden waren, ehe Longchamps kam. Manche der Carossen hab' ich sehr in Verdacht, daß ihr Besitzer statt einer Dame, die darin zu sitzen schien, nur eine Modefigur schickte, die tragen mußte, was seinem Interesse an Shawls, seidenen und sammetnen Stoffen entsprechend ist. Vier junge Elegants trugen Hüte von geripptem Zeuge, die sehr häßlich aussehen, aber nun sicher Mode werden. Man kann hier bei einem Modehändler Kleider erstehen, wenn man sich erbietet, sie auf Longchamps in die Mode zu bringen. Gäbe man nur diese häßliche, schwarze Trauertracht auf! Alle

Frauen auf den Boulevards trauern und viele doch nur um den Verlust ihrer Schönheit. Man muß sehr schön sein, um über die schmeichelnden Farben des Regenbogens erhaben zu sein.

In den elyseischen Feldern drängten und wogten Tausende. Rechts und links die Zuschauer. In der Mitte zwei Wagenreihen, eine gehende, eine kommende. In der Mitte passiren die entschieden Vornehmen. Ich bemerke, daß der Franzose im Grunde sehr servil ist. Titel und Rang macht bei ihm Alles. Wenn der ganze Ruhm von Freiheit und Gleichheit nur eine Einbildung wäre! Die Demokratie kann zwar die Vornehmheit nicht aufheben, aber sie sollte machen, daß der Vornehme sich fürchtet, vornehm zu erscheinen. Wo man hier hinblickt, sieht man gesellschaftliche Anomalieen, die für ein Land, das zwei Revolutionen erlebt hat, nicht passen. Es ist beklemmend, wenn man denkt, daß hier noch einmal eine dritte Ausgleichung stattfinden könnte.

Unter den zahllosen Wagen des Longchamps sind die meisten gemiethet. Vielen Kleidern sieht man an, daß sie morgen auf den mont de piété wandern werden. Die reichsten und schwersten Stoffe tragen meist ältere Damen, die wenigstens heute träumen können, den nächsten Sommer wieder in die Mode zu kommen. Sonderbar, daß jede dieser nachlässig hingelehnten Personen sich einbildet, das ganze Longchamps drehe sich um sie. Armer Tropfen im Meere! Hinter den glänzenden Carossen, wenn sie nicht das Privilegium haben, in der Mitte zu fahren, sieht man ambulante Annoncen, Wagen mit gemalten Anpreisungen neuer Erfindungen: ein Reiter mit bunter Fahne und dem Volk das Wunder predigend: „In der Straße Poissonnière Stiefeln

für zehn Franken!" — Dahinter Wagen, die die beste englische Wichse empfehlen, ein ambulanter großer Ofen, Alles schreit und bittet um Zuspruch, auch einige schmachtende Augen, die in ihrem Wagen nicht wissen, daß hinter ihrer poetischen Erscheinung sich gleich die größte Prosa, Stiefelwichse, ankündigt. So wallen und wogen die Massen hinauf bis zum Triumphbogen de l'étoile.

Rechts und links zur Seite das gaffende Volk. Keines ist neugieriger als das pariser. Es fehlt Musik, es fehlt Freude und Lust; freilich, es fehlt noch der Frühling. Nur die Kinder sind glücklich. Sie fahren in langen Omnibus, von drei stattlich gehörnten Ziegenböcken gezogen, mit Schellen und bunten Bändern. Policinell treibt seine Späße. Eigen, daß auch hier die Spitze des Volkshumors immer Prügel sind. Napoleon winkt in allen möglichen Stellungen zum Besuch kleiner naturhistorischer Museen, optischer Kabinette, zum Besuch von Flohkünsteleien, Caroussels u. s. w. Auch wiegen kann man sich lassen, was ich thäte, wenn ich die Kilogramme in meine deutschen Pfunde zu übersetzen wüßte. Drüben sind Krokodille, Athleten, Mißgeburten zu sehen. Eine Taschenspielergilde lockt durch eine klägliche Musik die kleinen französischen Voltigeurs, junge Recruten, meist unansehnliches, aber kernhaftes Volk, zu seinen Künsten. Die Kinder des Taschenspielers geschminkt, mit bloßem Halse in der Kälte, fröstelnd und mit Waldhörnern lustige Lieder blasend, deren Töne ihnen wie Lügen in der kalten Luft erfrieren. All das bunte Elend zieht sich hinauf bis an den Arc de l'étoile, der den Siegen Napoleon's gewidmet ist. Es ist ein schönes Felsengebäude, aber kalt, wie der Wind, der um die Höhe pfeift. In Hautreliefs wird

Napoleon gekrönt für Siege über ächzende, verwundete, sterbende Barbaren, in denen wir zum Theil unsre deutschen Brüder erkennen. Im Innern nennt eine Reihenfolge von Namen die Orte, wo Napoleon siegte. Erst folgen sie sich geschwätzig aufeinander, dann rücken Jahre und Meilen dazwischen, Moskau, „Wurschen" sind die letzten — von den übrigen Schlachten schweigt die Geschichte, nämlich die französische.

Am Charfreitage hofft' ich in Notre-Dame zu jeder Stunde Gesänge, Orgelklänge, singende Priester und betende Gläubigen zu finden. Ich täuschte mich. Nur ein kleiner Troß von Bettlern und Armen kniete in einem dunkeln Winkel, in welchem einige Lichter brannten. Es sollte dies das Grab des Heilands sein. „Und den Armen wird das Evangelium gepredigt." Nur eine einzige vornehme Dame befand sich vor dem Grabe, mitten unter den Bettlern und Armen. Draußen vor der hohen Eingangspforte des uralten Doms zeigte ihr haltender Wagen ein altes gräfliches Wappen. An einem Pfeiler saß ein Chorknabe mit einem bronzenen Christus, dessen Wunden und Nägelmale die Herantretenden küßten. Wer es konnte, zahlte einen Sou. Wer nicht, dem blieben darum doch die Wunden offen, aber der Chorknabe wischte jeden unbezahlten Kuß ab. Und nicht mit Unrecht; in Paris gibt es sehr sündige Lippen. In einer kleinen Kapelle stand auf der einen Seite ein hohes Altarbild des Erlösers., auf der andern war die Wand übertüncht, weil sie zu viel der weltlichen Inschriften trug. Und doch las ich neuerdings: „Ich liebe Dich: wann werd' ich Dich wiedersehen?" — Mit Bleistift stand darunter: „Demain."

Das Innere der Notre-Dame hat nicht ganz das Ergreifende, das man in andern alten Kathedralen findet. Das

innere Schiff ist zu klein gegen die nebenher laufenden Gänge. Die Kapellen folgen zu regelmäßig aufeinander. Der Eindruck hat etwas von dem Unheiligen, Weltlichen, beinahe Theatralischen des berliner Doms. Nach außen ist die Front minder erhaben, als der Seitenanblick, doch macht sich das Ganze im Verlauf der Betrachtung ergreifender, als bei der ersten Begrüßung. Neben dem Trost der Armen ist drüben das Hôtel de Dieu, der Trost der Kranken. Und wem kein Arzt mehr helfen konnte, wem die Arznei der Religion und der Balsam der Kunst den Schmerz des Lebens nicht linderte, der findet dort unten Trost in den Armen des Todes und der Verzweiflung. Auf hundert Schritt liegt unter Fischen und Gemüsekräutern, die dort verkauft werden, neben Notre-Dame und dem Hôtel de Dieu, die gräßliche Morgue.

Elfter Brief.

Paris, den 27. März 1842.

Dichter in Paris zu sein, ist schwerer als in der Provinz. Dichter in Frankreich zu sein, ist schwerer als in Deutschland. Mitten unter diesen politischen Debatten, dieser Witzjagd der Journale, dieser haarscharfen Verstandesbildung, mitten unter diesen Leidenschaften, dieser Sucht nach Effekt, mitten in diesem unruhigen Paris, diesen kalten, poesie- und glaubenlosen Kirchen, mitten in dem Krämergeist mit seinen Boutiken, seinen Schaustellungen, seinen gesellschaftlichen Ansprüchen — die elysäischen Felder und der Bois de Boulogne

reichen nicht aus, um da der Ermüdung Schatten, der Melancholie Trost zu geben.

Es gehört in Paris zum wahren, anspruchslosen Dichter großes Genie und große Entsagung. Sich all' diesen Schimmer und all diesen Schmutz vom Auge bannen und es nur heften können auf die Springbrunnen, die Blumen und die Sterne, die auch hier am dunkeln Nachthimmel strahlen, das vermag man nur durch eine große Einbildungskraft oder durch ein moralisches Selbstbewußtsein, das starken Geistern große Ueberwindung kostet, genügsamen von der Natur gegeben ist. Ich sehe zuweilen im Gewühl der Massen, die sich durch die Straßen drängen, einige Jünglinge abbiegen in die engern, einsamern Gassen. Ich sehe schweigsam ernste Lustwandler am Quai des Augustins, am Quai du Louvre, am Quai Voltaire. Sie blicken in die immer bewegte, dunkle Seine, sie verfolgen die gelben Lichter, mit denen die scheidende Sonne die letzten Spitzen der Thürme vergoldet; sie stellen sich an einen der unzähligen Büchertrödel hin, die zu beiden Seiten der Seine aufgeschichtet sind. Sie behandeln ein altes vergessenes Buch. Es ist ihnen zu theuer. Sie schreiten weiter, blasse Mienen, ein tiefliegendes Auge, das Haar lang und schwarz, eine trübe, finstere Erscheinung, die mich fesselt, seitdem die Passagen und die Boulevards mit ihrem ewigen Einerlei schon langweilig sind. Diese einsamen Träumer sind die Dichter, die Denker Frankreichs, die eine Zukunft haben werden, weil sie sich vorbereiten durch Entsagung. Es gibt in Frankreich viel Talente, die es verschmähen, der Mode des Tages zu huldigen, Talente, die sich für eine neue Epoche aufsparen. Ja, nicht einmal alle die Namen, die wir am Fuße der Feuilletons treffen, schwelgen

in jener behaglichen Existenz, die wir in Frankreich mit der Führung der Feder zu verbinden pflegen. Die bedeutenderen Kräfte der französischen Literatur, die Träumer, die Dichter sind arm, wie in Deutschland.

— — Gérard, der Uebersetzer des Faust, der Verfasser jenes wunderlichen Studentendramas Leo Burckart, das vor zwei Jahren an der Porte St. Martin so viel Glück machte, Gérard wurde von der Direction des zweiten Theatre Français, dem Odéon, aufgefordert, in der deutschen Literatur Stoff für die französische Bühne zu suchen. Es ist eine unglückliche Sache mit diesem Odéontheater! Es liegt drüben jenseits der Seine, nahe dem Quartier Latin, es ist der Tummelplatz der muthwilligen Studenten. Fast alle seine Stücke fallen durch. Nun will man, um nicht immer die französischen Autoren zum Fall zu bringen, die deutschen vorschieben. Man will Schiller, Goethe, Lessing, besonders aber die neuesten Dichter des deutschen Theaters, Raupach, Blum, Devrient, Frau Birch-Pfeiffer, vor den französischen Studenten durchfallen lassen. Da die Mission des Odéons das Fiasco ist, so ist es Nationalsache Frankreichs geworden, das Odéon der Literatur des Auslandes zu widmen.

Gérard fragte mich nach deutschen Schlachtopfern. Mit mehr Eitelkeit hätt' ich mich sehr großmüthig zeigen können. Ich hielt mit meinen eigenen Stücken zurück. „Zuvörderst Emilia Galotti von Lessing.“

„Ist schon gegeben.“

„Goethe.“

„Ist schon übersetzt.“

„Schiller.“

„Ist schon gedruckt. Maria Stuart ist auf dem Theater

Français. Kabale und Liebe ist bekannt als la fille du musicien. Auch die brigands sind schon gegeben."

„Kotzebue."

„Hat das Meiste aus dem Französischen genommen, und Das, was ihm eigen ist, wurde schon übersetzt. Manches, was ursprünglich französisch, wurde deutsch und kam deutsch-französisch wieder nach Frankreich zurück."

„Iffland."

„Seine Welt wird in Frankreich nicht verstanden."

„Raupach."

Isidor und Olga wurde im Süjet erzählt. Gérard kannte es schon als les deux frères polonais. „Die Geschwister" ist dem Französischen entlehnt: l'incendiaire. Vormund und Mündel. Der englische Roman, aus dem Raupach schöpfte, ist auch im Französischen benutzt. Die Lustspiele Raupach's sind zu deutsch.

„Die Verirrungen, von Devrient."

„Müßten auf drei Acte gekürzt werden."

Vieles wurde noch aufgezählt, aber das Meiste war in dieser oder jener Form schon einmal dagewesen. Auch Friedrich den Großen, in allen möglichen Lagen, hat man schon nachgehustet, nachgehinkt, nachgeschnupft, ganz so, wie ihn Töpfer und Seydelmann bei uns spielten. Ich empfahl Daniel, den Wändekratzer, im Erbvertrag. Das Wort, „nach Hoffmann" elektrisirt jeden Franzosen. Aber auch hier wollte man schon etwas Aehnliches besitzen. Alle unsere Hofräthe, Husarenrittmeister, unsere treuen und treulosen Gatten und Gattinnen, alle unsere Thränen und Rührungen sind in Frankreich schon einmal ausgelacht worden. Es ist schwer, diese Demüthigung, die früher nicht bemerkt wurde, jetzt,

wo sie ein System werden soll, noch einmal neu in Scene zu setzen.

Um mich von den unglücklichen Folgen dieser Germanisirung des Odéons doch zuletzt nicht ganz auszuschließen, entwickelte ich Gérard den Inhalt meines „Werner". Dieser und Robert's „Macht der Verhältnisse" schienen anzusprechen. Aber eine neue Schwierigkeit! Beide Stücke sind auf den Unterschied der Stände begründet. Werner tritt aus dem Adel in den Bürgerstand zurück, Eduard Weiß erschießt einen Adeligen, weil er ihm Satisfaction verweigert. „In Frankreich," sagte Gérard, „hat man keinen Adel". „In Frankreich," fügte er hinzu, „verweigert kein adeliger Officier einem bürgerlichen Schriftsteller Satisfaction". Das Letzte geb' ich zu, das Erste nicht. Frankreich hat den Unterschied des Adels von der Bürgerklasse bis zur klaffenden Wunde, bis zur höchsten Spitze der Anomalie, aber das geb' ich zu, man will diesen Unterschied nicht auf der Bühne sehen, man darf ihn dort nicht zur Voraussetzung einer ernsten Intrigue nehmen, man würde das Factum des Unterschiedes verspotten, noch ehe es sich entwickelt hat. So sind wir in allen Voraussetzungen der geselligen Grundlagen des Dramas gegen die Franzosen zurück und werden wol auf die Ehre, sie mit unserer Bühne bekannt zu machen, verzichten müssen. Bei dem unglücklichen Privilegium des Odéon jedenfalls ein Erfolg, zu dem wir uns Glück wünschen können.

Odillon Barrot war im Salon des Arztes La Corbière, den zuweilen auch Lamennais und Thibeaudeau besuchen. Odillon Barrot ist ein Fünfziger; stark, behaglich in seinem Aeußern, viel älter und minder sanguinisch, als ich ihn mir vorgestellt hatte. Man kann Odillon Barrot's Augen nicht sehen, da sie hinter einer Brille versteckt sind. Sein Wesen verräth den

etwas pathetischen Advokaten, der hinter seinem Barreau die Angelegenheiten Anderer vertheidigt, ohne sich selbst an ihnen zu betheiligen. Es muß für bequeme Gemüther ein wohliges Gefühl sein, einen Verbrecher zu vertheidigen, ohne selbst hingerichtet zu werden. Odillon Barrot hat wenig Intriguantes in seiner Art: man gewöhnt sich in Paris, Das, was uns Vertrauen einflößt und nach Gutmüthigkeit aussieht, deutsch zu nennen. Odillon Barrot's Stellung zur Gegenwart Frankreichs ist nicht mehr so bedeutend, wie vor zehn Jahren. Er hat sich den Ministerien zu oft genähert und zu viel Phrasen gesprochen, um noch in der Kammer von großem Gewicht zu sein. Er war zuweilen daran, Minister zu werden. Wär' er es geworden, er hätte das volle, lange Haar nicht mehr, das ihm noch vom Scheitel fällt. Es wäre grau wie Guizot's, weiß wie das Haar des noch jugendlichen Thiers.

Zwölfter Brief.

Paris, den 29. März.

Auch in St. Eustache fand ich ein trübes, düstres Heidenthum, und so feierte ich meine Ostern mit Musik und Poesie, mit einem reinern Christenthum, als es diese monotonen, gedankenlosen, von aus- und eingehenden Neugierigen gestörten Offizien thun.

Ich hörte im Conservatoire Beethoven. Der Saal der Société des concerts liegt in der rue Bergére, das Orchester nimmt auf einem Theater Platz. Die Sängerchöre

stehen in der ersten Reihe des Parquets und entfernen sich nach jeder Nummer, die sie gesungen haben. Der Dirigent im weißen Haar ist der Kapellmeister der großen Oper, Habeneck, kein Deutscher. Im ganzen Orchester befindet sich nur ein einziger Deutscher.

Dafür ist aber die Musik deutsch. Nicht eine italienische, nicht eine französische Piece. Das ganze Programm deutsche Musik. Nach der Ouvertüre zur Fingalshöhle von Mendelssohn Bartholdy, die mit der den Franzosen eigenen Frische ausgeführt wurde, folgte Mozart's Ave verum corpus. Die Sänger und (meist häßlichen) Sängerinnen sprachen verüm corpüs, doch hinderte das nicht, daß der heilige Morgengruß an den erstandenen Christ in frommer Weihe ertönte. Dann entnahm man aus Beethoven's großem Septuor einzelne Sätze, um mit ihnen ein Experiment zu machen, das zwar nicht die Schönheiten des Componisten, wol aber das Talent dieser Musiker in ein helles Licht stellte. Man hatte die für sieben Instrumente berechnete Composition auf das ganze Orchester vertheilt. Zwanzig Violinen führten die schwierigsten Passagen, die ursprünglich nur einer einzigen übertragen sind, mit einer bewunderungswürdigen Präcision aus. Eine Cadenz, die einem Einzelnen zu schaffen macht, wurde von sämmtlichen Violinen mit unglaublicher Reinheit und Uebereinstimmung vorgetragen. Nächstdem kamen Chöre aus dem Messias, in denen die Solostimmen Einiges zu wünschen übrig ließen. Den Beschluß machte in größter Vollendung Beethoven's fünfte Symphonie, dieselbe, die überall misverstanden, zuerst in Paris dem Genie jenes unsterblichen Tondichters die Bahn brach. Nach dieser Symphonie wurde Beethoven die Losung der hiesigen Musiker. Er ist der Schutzheilige des Conservatoriums geworden. Und

welch' eine Schöpfung! Beethoven's Genius in allen seinen Zaubern, in allen seinen Höhen und Tiefen. Gemüth, Phantasie, Zweifel, Glaube, Himmel und Erde, und zwischen ihm im dritten Satz der Tartarus mit seinen Klüften, mit der schwindelnden Teufelsbrücke der langen, langen Trommelfermate und endlich Sieg, endlich Triumph, der vierte Satz in den dritten verschlungen, Jubel und seligste Ueberwindung.

Dieser ganze Tag war mir bedeutungsvoll. Ich war nach Paris gekommen, um Frankreichs große Männer zu sehen, dem Brennpunkte dieses ewig grollenden Vulkans mich zu nähern, mich zu ergötzen an der Lust des Volkes, mich zu prüfen an seinem Schmerz. Ich fuhr durch die Barrière St. Denis, auf die Boulevards, ich sah diese berühmten Straßen und Plätze, historische Schauer umwehten mich rings. Anknüpfungen der buntesten Art fesselten mich an Vieles, was Andern vielleicht leer erscheint. Ich komme, durstend nach Allem, was nur den Durst des Interesses stillen kann. Bald ist die kalte Prüfung, bald die pochende, bange Erwartung, bald nur die laue Neugier mein Führer. Ich sah schon Manches, werde noch Vieles sehen, aber ich gestehe, daß mich vom ersten Schritt, den ich auf diese Straßen setzte, die Sehnsucht verfolgt, George Sand zu besuchen.

Es ist nicht nöthig, daß man mir einräumt, George Sand wäre Frankreichs größter, jetzt lebender Schriftsteller. Es ist nicht nöthig, daß man bewundert, was Allen interessant erscheinen wird. Reizen muß Jeden, auch den Gegner, der Anblick einer Frau, die durch die Tiefe ihrer Ideen, die Poesie ihrer Anschauungen, den Glanz ihrer Darstellung Alles übertrifft, was in Frankreich mit ihr wetteifert. Sie hat Werke geschrieben,

die nur Erholungen von bedeutenderen Werken sind, aber nicht die Vollendung ihrer Schöpfungen ist es allein, die uns an sie fesselt. Es ist die freie Hingebung an den Gedanken, die Aufopferung des Egoismus, ja selbst des Vorurtheils und der Sitte an die edelsten Wallungen des Gefühls.

Sie zieht sich zurück. Sie lebt der Pflege des seit Jahren leidenden Musikers Chopin. Sie fürchtet die Zudringlichkeit einer Neugier, die in ihr nicht die Regel der schöneren Natur, sondern nur die Ausnahme beachten will. Und vollends ist sie mistrauisch gegen Touristen. Man hat sie in grotesken Umrissen an die Wand gemalt. Man hat ihre Geheimnisse, ihr Vertrauen nicht heilig gehalten. Man hat sie um Audienzen gebeten und dann herabgezogen in die Sphären, wo wir alle menschlich sind; man hat sie an die Medisance der Reiseliteratur verrathen. Und doch zieht es mich in ihre Nähe. Nur den Kreis möcht' ich sehen, wo sie waltet, nur wissen, wohin ihr Auge fällt, wenn sie von der Arbeit ihres Geistes erschöpft, das Fenster öffnet, um die Brust an der Luft zu kühlen. Es trieb mich, wenigstens G. Sand's Wohnung zu sehen. Rue Pigalle 16 dicht in meiner Nähe. Nicht weit von Notre-Dame de Lorette. Ich wandre. Paris bekommt in der Nähe der Rue Pigalle ein neues Ansehen. Hier sah ich, daß man Landhäuser mit Gärten in Paris selbst haben kann. An der Rue des Martyrs vorüber, durch die Rue Fontaine, wo ein anmuthiger kleiner Platz im schönsten, italienischen Geschmack von Landhäusern gebildet wird und Thiers wohnt, links die Rue Pigalle 20, 18, 16. — No. 16! Mir klopfte das Herz. Ein großes steinernes, neues Haus. Hinten ein Garten, das sah ich wohl. Aber das Haus verschlossen. Ein Riegel vor dem Geheimniß, ein

Wall, der mich auch nicht einmal die Jalousieen ihres Zimmers sehen läßt.

Da les' ich an der Thür des kalten steinernen Hauses: petit appartement à louer pour un garçon. Ich werde klingeln. Ich werde eine kleine Komödie aufführen. „Hier ist ein Zimmer zu vermiethen?"

„Für 200 Franken," sagte die Concierge.

„Wo liegt es?"

„Im Entresol."

„Nach hinten?"

„Nach vorn, mein Herr."

Das war schon unglücklich getroffen. Ich sah durch den offnen Thorweg einen kleinen Garten und im Hintergrunde einen Pavillon, den G. Sand bewohnt.

„Wollen Sie das Zimmer sehen?"

„Zeigen Sie mir's." — So konnt' ich noch länger bleiben und den Ort überblicken, wo Spiridion, die Reise durch Frankreich, wo vielleicht schon Mauprat geschrieben ist.

Die Concierge stieg voran.

„Dies Zimmer ist es, mein Herr!"

Es war geräumig, neu gebaut, ohne Möbeln, niedrig, für zweihundert Franken wohlfeil genug, aber es ging nach vorne: in die sonnige Straße, nicht in die Schatten des Gartens! Wenn gutmüthige Seelen miethen und sie armen Leuten, die harren, bis sie finden, was sie suchen, das kalte Nein in trostreicherer Form aussprechen wollen, so sagen sie: „Ich werde wiederkommen."

„Ich werde wiederkommen, Madame."

Zur Thür mich wendend, fragt' ich: „Wohnt nicht hier G. Sand?"

Im Pavillon, mein Herr.

„Es ist wohl zweihundert Franken werth, in der Nähe G. Sand's zu wohnen. Lassen Sie mich den Garten sehen."

Ich stieg hinunter und blickte in den kleinen Garten. Einige Rüster, einige Linden, drei oder vier Anlagen zu Blumenbeeten, wenn der Frühling kommt. Der Raum, der hier bald sich schmücken wird, ist klein, aber drüben sind dieser kleinen Räume mehr, sie bilden eine freie offne Aussicht. Die Vögel von drüben kommen auf die Bäume von hier. Die Hollunderdüfte von hier würzen die Luft von dort. Was im dritten Garten Raupe ist, kann im zweiten sich verpuppen und hier im ersten, in dem Gärtchen G. Sand's, Schmetterling werden. So setzt sich musivisch hier ein gewisses Naturleben zusammen, eine fourieristische schöne Gegend, ein Natur-Phalanstére. So seh' ich, daß es in Paris noch immer Oerter gibt, wo man vielleicht nicht grade Dichter werden, aber, wenn man es schon ist, doch bleiben kann.

Die Concierge verstand das Interesse, das ich an diesem Orte nahm, vollkommen und hinderte mich nicht, länger in dem kleinen Garten zu verweilen. Die Jalousieen waren niedergelassen. Mitten in dem wirren Paris ein so stiller, kleiner Fleck, wo man lieben, dichten und die Welt verachten kann. Ja es ist etwas Großes um die moralische Kraft des Menschen, wenn die Natur sie unterstützt! Im Angesicht der Berge, im Angesicht des Meers, ja nur im säuselnden Schatten einiger alten Lerchenbäume, durch die der Mond mit tröstendem Glanze schimmert, — man wird mehr wagen, größer sein als im Salon, wo die Medisance herrscht. Ich rief mir die Nacht mit ihren Sternen, den

Frühling mit seinen Blüten auf diese idyllische Abgeschiedenheit hernieder, ich begriff den Geist, der in den Schriften dieser merkwürdigen Frau lebt. Ich begriff den Muth, es mit dem Urtheil der Welt zu wagen. Ich begriff, daß es eine Nähe der Gottheit gibt, die uns die Entfernung der Menschen vergessen lehrt.

Dreizehnter Brief.

Paris, den 30. März 1842.

Das Palais Luxemburg ist ganz den Kindern gewidmet. Vorn in dem schwerfällig verwickelten Gebäude versammeln sich die Pairs; hinten im Garten spielen die Bonnen mit ihren Zöglingen, dicht gegenüber wohnt Jules Janin.

Ich wollte aber heute das Pantheon sehen, das die Franzosen der Unsterblichkeit gewidmet haben. Aux grands hommes la patrie reconnaissante. Man muß bergaufsteigen, um in die Nähe der Unsterblichen zu kommen.

Sonderbar, auch hier noch Schuppen um den vor achtzig Jahren begonnenen Bau, auch hier noch nicht Alles fertig. Wie beim Arc de l'étoile, noch Staub von den letzten Steinmetzen, die hier meißelten. Die Franzosen fingen an, ihrer Unsterblichkeit Tempel zu bauen, da sie noch Gelegenheit hatten, unsterblich zu werden. Jetzt in ihrer Pygmäenepoche werden die Tempel erst fertig: jetzt, wo es leicht ist, berühmt, und so schwer, unsterblich zu werden.

Das Pantheon war ursprünglich die erste Kirche von Paris. Auf der Stelle, wo es später erbaut wurde, stand

eine uralte Kapelle. Das Christenthum ist also hier dem Cultus des Genius erlegen. Das große, in der That imposante Gebäude, mit seiner Riesenkuppel, seinen großartigen, freien, innern Räumen, wurde von Soufflot auf Befehl des funfzehnten Ludwig erbaut. Es sollte eine Kirche der pariser Schutzheiligen, der heiligen Genoveva, werden. Die Jacobiner wollten aber ihre Unsterblichen in diese Kirche bringen. Die Altäre wurden weggeräumt, die Reliquien der Genoveva wurden mit denen Marat's vertauscht. Als die Bourbonen zurückkamen, gaben sie diese Räume wieder der Genoveva; als Louis Philipp kam, fielen sie wieder den großen Männern zu. So streitet jetzt der Cultus des Glaubens mit dem Cultus des Genius! Wer weiß, ob nicht die Heiligen einst wieder hieher zurückkehren! Wenn in einer Zeit, wo Alles nach Größe strebt, die großen Männer zu sehr überhand nehmen, wird man anfangen, wieder den guten Menschen zu opfern. Wir stiegen in die Gewölbe hinab. Wie feucht, wie kalt ist es in der Nähe der Unsterblichkeit! Warum liegen sie da unten in den trüben, dunkeln Räumen! Ihr habt Rousseau und Voltaire, wenigstens ihr Andenken, dort hingelegt. Voltaire würde nie diese dunkeln Gewölbe für seine Gebeine als Ruheort gewählt haben. Voltaire wollte Licht im Leben, er würde auch Licht im Tode gewollt haben. Rousseau hätte allerdings das Dunkel gesucht, aber das Dunkel eines verschwiegenen Parks, einen stillen, schattigen Blätterhain. Fröstelnder Gedanke, hier unsterblich zu liegen! Lieber seiner Zeit, der Mitwelt genügen, und dann gebettet, wie Uhland singt, in Gras und Blumen oder vergessen.

Rousseau, der arme, gute, schwache Rousseau, liegt im tiefsten, feuchtesten Dunkel. Aus seinem Sarkophag langt

eine Hand heraus, die eine Fackel trägt. Es soll dies bedeuten, daß er im Grabe leuchtet. Man findet diese Idee sehr sinnig. Mir war sie schauerlich. Es fiel mir ein: „Wer Vater und Mutter nicht ehrt, dem wächst die Hand aus dem Grabe." Auch an Rousseau hat sich die alte Sage bewährt. Rousseau ehrte seine Eltern, aber der Vater ehrte nicht seine Kinder. Im Pantheon wächst ihm die Hand aus dem Grabe.

Auf der entgegengesetzten Seite liegt Voltaire. Als hätte der eitle Mann es bestellt, sein Sarkophag ist vergoldet und aufgeputzt. Seine Statüe blickt sarkastisch auf seine irdischen Ueberreste herab. Dieser ganze dunkle Winkel ist eine Ironie. Voltaire, der war, bezweifelt den Voltaire, der einst sein wird. Dieser Winkel, der Voltaire gewidmet, ist keine Apotheose, sondern ein Epigramm. Das grinsende Lächeln des Philosophen von Ferney, durch Marmor verewigt, ist an dieser Stelle fast eine Blasphemie.

Auch das Modell des Pantheon haben die Franzosen ins Pantheon gesetzt. Es mag der Sarkophag seines Erbauers sein. In den übrigen Räumen, dunkeln, unheimlichen Kammern, sind steinerne Särge in beträchtlicher Zahl auf einander geschichtet. Sie enthalten die Gebeine vieler Unsterblichen, von denen man in den Jahrbüchern der Geschichte und Wissenschaft einst vergebens nach bedeutendern Spuren suchen würde. In Ermangelung großer Männer, hat Talleyrand gesagt, setzt man Beamte ins Pantheon. Und in der That, diese Bureauchefs, diese Akademiker, diese Divisionsgenerale haben ihre Unsterblichkeit wohlfeil erkauft. Nicht daß Frankreich arm an Ruhm wäre, aber selten, daß die Mitwelt den Ruhm der Zeitgenossen zu schätzen weiß und

die Nachwelt Zeit findet, an die Vergangenheit zu denken. Die wahren Größen Frankreichs wird man im Pantheon vergebens suchen.

Ich stieg dann mit einer gemischten Truppe von Studenten, Rekruten, Grisetten in die Kuppel hinauf. Eine Höhe von 500 Fuß über dem Spiegel der Seine. Ich sah das frische und in der That anziehende Kuppelgemälde von Gros, das in bunter Gruppirung alle bedeutenden Personen, die sich an die Idee des Pantheons in kirchlicher Hinsicht knüpfen, darstellt. Die heilige Genoveva gilt für ein Meisterstück und hat dem Maler von Karl X. den Adel eingetragen. Sie ist hübsch hingehaucht, luftig und schwebend, verklärt und heilig. Noch höher hinauf steht man in der Kuppel. Drinnen an den Wänden eine Unmasse von Namen, die, mit Bleistift an die Wand gezeichnet, auf ihre Weise ins Pantheon zu kommen suchen. Präfekten dort unten, Maires, Bureauchefs — warum hier oben nicht Commis, Epiciers und Champagnerreisende? Draußen das ungeheure Paris aus der Vogelperspective, dieses Paris, das so Großes erlebt hat, das Paris des vierten Heinrich, des vierzehnten Ludwig, das Paris der Jacobiner, Napoleon's, das Paris der Julirevolution. Notre-Dame, die nächste dem Thron des Pantheon, der erste Pair dieses majestätischen Reichs. Welche Fülle berühmter Gebäude, diese Säulen, diese Triumphbogen, und dazwischen die gelbe Seine. Dort der Kirchhof Montmartre, drüben der Père Lachaise, ein Pantheon, romantischer noch, als dieses klassische steinerne.

Ich mochte nicht länger oben bleiben. Der wollte wissen, wo Boulogne, der, wo Orleans liegt. Die wollte unten in der Stadt einen Winkel sehen, wo vielleicht in diesem

Augenblick ihr Freund ihr untreu ist. Jeder langte sich seine Neigungen, seine heiligen Stätten aus dem Panorama heraus. Ich eilte die Stufen hinunter, wählte auf Gerathewohl von zwei Treppen die nächste, springe über Drathgitter weg, die ich für blinde Warnungen halte, hüpfe wohlgemuth auf den Vorsprung der Kirche, der etwa 200 Fuß tiefer ist, als die Kuppel, und will fort. Da fällt die Kuppelthür hinter mir zu. Ich suche eine neue und finde sie nicht. Ich finde sie, sie ist verschlossen. Ich warte auf den Führer. Er verschwindet mit seinem Zuge oben in den Lüften auf der Gallerie, ich zähle die Stufen, der Führer kommt nicht. Er ist die andere Treppe hinunter gegangen und ich bin hier allein. Vor= und rückwärts kein Weg. Rings nichts als Quadersteine, Gallerien, vor mir das noch immer vogelluftige Panorama, die Entfernung in die Tiefe viel zu weit, um meine Stimme hörbar zu machen. Dreihundert Fuß hoch klettere ich auf der Gallerie herum. Ich winke und schwenke mein Taschentuch in die Luft mit großer Selbstüberwindung, denn von der schlechten pariser Wäsche hatte es ein großes Loch, das ich mich genirte, dreihundert Fuß hoch dem medisanten Paris zu zeigen. Eine halbe Stunde resignirte ich mich, hier oben auf dem Pantheon, wie einst Quasimodo drüben auf Notre=Dame zu leben. Ich sah mich, da es regnen wollte, nach einer Glocke um, um mich unter ihr zu bergen. Endlich aber erblickte ich auf einem andern Flügel des großen Baues eine kleine Figur. Es war dunkel geworden. Ich hielt sie für einen Gnomen, für einen Mitesser der Unsterblichkeit, der sich ärgert, daß Jemand, der mit ihm einst in einem Zimmer wohnte, unsterblich geworden ist und er nicht. Ich winkte dem schwarzen

beweglichen Punkt. Er streckte ein Fragezeichen aus, einen schwarzen rußigen Besen. Es war ein Pantheonfeger, ein Decrotteur des Staubes der Unsterblichkeit. Er lachte, wie Voltaire in den Katakomben unter uns lacht. Er winkte Freiheit und Erlösung. Nach einer Viertelstunde öffnete sich die Thüre. Für einen Franken entging ich der Gefahr, lebendig im Pantheon der Franzosen beigesetzt zu werden. Wenn ich den Eifer bedenke, mit dem ich nach diesem Abenteuer im Hause des Ruhms auf die erste beste Carte du jour eines Restaurant im Palais Royal stürzte, so bin ich vollkommen der Meinung, daß der Hunger und der Ruhm Geschwisterkinder sind.

Vierzehnter Brief.

Paris, 31. März 1842.

Nun weiß ich, wie es eigentlich gekommen ist, daß wir die Schlacht bei Leipzig gewonnen haben. Die Franzosen sind an die Preußen verrathen worden und den Verräther hab' ich gestern kennen gelernt.

Es ist ein Mann, nahe an den Sechzigen, ein Mann, der sich vermittelst seiner Halsbinde noch ein Ansehen von Vierzigen zu schnüren weiß. Er trägt feine Wäsche, einen gefärbten Backenbart und hat die Manieren mehr eines Maklers, als eines Soldaten. Er ist Spanier von Geburt, dann in Frankreich naturalisirt, zu verschiedenen diplomatischen Aufträgen verwandt worden, sehr reich und bewirbt sich jetzt um den Gesandtschaftsposten an einem der ersten Höfe

Europas. Dieser Mann heißt gewöhnlich Herr Fontenay; seit einigen Wochen nennt man ihn Marquis de Lormias. Er gibt täglich offne Audienz am Börsenplatz, in dem eleganten Theater Vaudeville.

Indessen Herr Fontenay ist an der Bedeutung, die er für die Geschichte des Jahres 1813 gewonnen hat, sehr unschuldig. Arago und Vermond, die das kleine Drama „Die Memoiren des Teufels", geschrieben haben, sind es, die ihn mit einem so bedeutenden Gewicht in Scene setzten. Der Moment, wo es herauskommt, wie eigentlich die Schlacht bei Leipzig verloren ging, macht täglich im Vaudeville außerordentliches Glück. Die Franzosen nehmen ihn für eine authentische historische Aufklärung und schmettern diesen Verräther, Marquis von Lormias, mit einem Beifallssturm nieder, für den sich der Teufel, der ihn entlarvt, zu bedanken hat.

So wichtig uns die französischen Memoiren für die Geschichtschreibung sind, diese Memoiren des Teufels werden es nicht werden *).

Man kann in Paris nicht von Antecedentien sprechen, ohne an die Politik zu denken. Antecedentien war hier noch vor einigen Jahren ein furchtbares Wort. Jetzt hat man sich daran gewöhnt, weil Jeder die seinen hat. Antecedentien! Man las sie aus dem „Dictionnaire der Windfahnen" heraus, in welchem die Staatsmänner Frankreichs aufgezählt sind und geschildert nach ihren Eiden. Talleyrand war der Oberceremonienmeister der Antecedentien. Er hatte mehr als

*) In der deutschen Uebersetzung verräth der Marquis de Lormias die Franzosen bei Vittoria, nicht bei Leipzig.

dreizehn Eide geschworen und alle gebrochen. Die Andern folgten der Reihe nach. Es war eine schreckliche Polemik, damals, als man sich die oft drückenden Nothwendigkeiten der Vergangenheit zu Vorwürfen für die Gegenwart machte. Die, die nichts erlebt hatten, wühlten nach den Inconsequenzen der Greise. Man vergaß den gewaltigen Umschwung der Begebenheiten, man vergaß die menschliche Schwäche.

Und doch waren Viele wohl auch zu schwach! Es ist ein kalter Gedanke, zurückzublicken auf die Vergangenheit, ihren Glauben, ihren Glanz und Die, die diesen Glanz anbeteten, diesen Glanz verriethen. Zu schnell flohen sie von dem Besiegten zum Sieger, zu schnell bückten sie sich unter das Joch der Nothwendigkeit. Wenige sind da, die mit der sterbenden Sache gestorben wären, Wenige, die sich in die Fahne hüllten, die sie einst trugen, einst vertheidigten, in die Fahne, um sich still zu verbluten! Wie lockten die neuen Sterne und Ehrenbänder, wie lockten die goldnen Schlüssel und Grafenkronen! Es ist traurig, daß in Frankreich die Greise nicht das Ehrwürdigste sind.

Im Palais Luxembourg sitzen die Pairs. Das Local ist neu, noch neuer als die Erfindung dieser Würde. Eine Rotunde. An den Seiten die Tribünen der Zuhörer, die sich aber nicht zahlreich einfinden. Gegenüber in einem Einbau der Präsidentenstuhl, die Sitze der Secretaire. Unten die Lehnstühle der Pairs, rothe und grüne Polster, davor Tische, auf ihnen Schreibmaterialien. Die Einrichtung ist bequem. Die Lehnsessel gestatten die gefälligste Erholung, für die allzubetagten Gesetzgeber sogar den stärkenden süßen Schlaf. Der ganze Raum ist mit Malereien, Draperien, Vergoldungen überladen. Die Sonne scheint freundlich auf die über=

wiegend grünen Farben. Es liegt viel Behaglichkeit, viel Vornehmheit in dem Gesammteindruck, und so gedenkt man unwillkürlich der unglücklichen Verirrten, die vor diesen Richtern schon so oft gestanden haben, um heute gerichtet, morgen guillotinirt zu werden. Es ist sehr grausam, von diesen kostbaren Teppichen Jemanden auf das Blutgerüst schicken.

Der Herzog von Broglie präsidirte. Der eigentliche Kanzler, Herr Pasquier, studirte wahrscheinlich an seiner akademischen Antrittsrede. Eine nüchterne Sitzung. Ein Gesetzentwurf, der verlesen wurde und schon angenommen war, ehe man noch über ihn abstimmte. Man brachte die Kugeln, man zählte sie, schüttete sie aus einem Korbe in den andern, es hatte etwas von Taschenspielerei, etwas von Escamotage. Dabei statteten sich die alten Herren Visiten ab und unterhielten sich von Dingen, die ihnen lieber waren, als die langweilige Tagesordnung. Die Pairs tragen alle eine gestickte Uniform, die mit ihren meist greisen Häuptern nicht gut harmonirt. Viel bedeutende Namen auf den grünen Sesseln. Viel Ruhm unter diesen Perücken, manche Unsterblichkeit! Gelehrte, Staatsmänner, Krieger von großer Auszeichnung. Die, die nichts waren, als treu ergebene Beamte, schienen mir die vorlautesten zu sein.

Die französische Pairskammer ist ein durchaus verfehltes Institut. Als man die Pairswürde für n i c h t e r b l i c h erklärte, hob man auch den Begriff der Pairie in sich selbst auf. Noch entsinn' ich mich deutlich jener Kämpfe um die Erblichkeit der Pairie. Es war ein Streit, wo sich, wie oft, Liberalismus und Despotismus in ihrer äußersten Einseitigkeit begegneten. Die Liberalen wollten die Pairie nicht erblich, weil ihnen alle Privilegien und zumal die, die sich ver-

erben, ein Greuel sind. Die Regierung wollte die Pairie nicht erblich, weil sie vorzog, die Macht, die sie controliren sollte, sich alle zehn Jahre selbst zu schaffen. So ist die französische Pairie als Körper dem Ganzen eine Last und für die Einzelnen, die ihm angehören, ein Privilegium der Unpopularität, eine Sinecure des Volkshasses.

Wenn es doch einmal zwei Kammern geben soll, so muß die eine das Princip der Bewegung, die andere das Gesetz der Trägheit vorstellen. Das Gesetz der Trägheit heißt es sehr mißverstehen, wenn man es durch Greise wiedergeben will. Es muß zwei Principien im Staate geben, das Interesse des Neuen und das des Alten, die Veränderung und die Beharrlichkeit, den Fluß und den Stillstand. Aber das Alte muß nicht greis, das Beharrliche nicht eigensinnig, der Stillstand nicht der Tod sein. Die Pairie, erblich oder nicht erblich, scheint uns, da die Regierung selbst schon das Princip des Widerstandes und der Trägheit genug ist, ein Uebel. Soll man aber von zwei Uebeln wählen, so nimmt man das geringere. Eine erbliche Pairie kann wenigstens Das vorstellen, was sie bedeutet. Eine erbliche Pairie stellt der Regierung gesunde, kräftige Elemente gegenüber. Sie wird nie zäh werden, ja sie kann zu Zeiten freisinniger sein, als die Kammer der Gemeinen. Was sind diese Schatten der französischen Pairie! Abhängige Würdenträger der Krone, die nichts repräsentiren, als die Zahl ihrer Dienstjahre. Kein Besitz, auf dem sie fußen, keine Erinnerung an alte Größe, die sie aufrecht halten. Die französischen Pairs sind eine der hohlsten Institutionen, die unsre in Staatsformen so erfinderische Zeit nur hat ersinnen können. Inzwischen sind sie dem allgemeinen Spotte geweiht. Ein Pair machte neulich

in einem Anfall von Freimüthigkeit, den diese alten Herren zuweilen, wenn das Podagra zu arg ist, bekommen, den Antrag, ob denn die Regierung bei ihnen nicht die Opiumfrage vorbringen werde? Sie hätte ihm antworten können, daß die schläfrigen Verhandlungen der Pairskammer genug bewiesen, wie lange schon diese Frage von ihr verhandelt wird.

Der Ausspruch Schiller's vom Werth des Einzelnen beim Unwerth des Ganzen bewährte sich mir wohl, als ich in Baron Degerando einen Pair kennen lernte, der an sich der größten Achtung würdig ist. Herr von Degerando ist ein Greis, der mitten in den flüchtigen und oft frivolen Bestrebungen der pariser Tagesordnung sich einen edlen, menschenfreundlichen, einen rein humanen Zweck erhalten hat. Früh Krieger, dann den Degen mit der Feder vertauschend, lebt er der Idee des Friedens, dem Wohle der Gesellschaft, der Erleichterung von ihren drückendsten Uebeln. Ich begrüßte ihn als „eine lebendige Anwendung der Ideen unseres Herder" und er gestand, daß er den Schriften Herder's seine besten Anregungen verdanke. Er war es, der Edgar Quinet veranlaßte, Herder's Ideen zur Geschichte der Menschheit ins Französische zu übersetzen. Degerando verhält sich zur Philosophie, wie der Mönch zum Theologen. Er bewegt sich nur im praktischen Gebiete der Wissenschaft, in ihren Anwendungen auf das Wohl der bürgerlichen Gesellschaft. Die Flüge der deutschen Philosophie sind ihm zu überschwenglich, er verlangt von der Metaphysik einen schnelleren Uebergang zur Moral, von der Moral einen schnellern Uebergang auf die Sittenpolizei, auf die Straf- und Besserungsanstalten, auf die Volkswirthschaftslehre, auf die Anlegung von Gesundheits- und Krankheitshäusern, auf die Warte- und Klein-

kinderschulen. Einer Unzahl kleiner Gesellschaften, die diesen Zwecken gewidmet sind, präsidirt Herr von Degerando mit demselben Eifer, den er den Verhandlungen der moralischen Section des Instituts de France widmet.*)

Fünfzehnter Brief.

Paris, den 1. April 1842.

Wieder um einen Glauben ärmer, um eine Täuschung reicher.

Die Italiener schließen heute den Saal Ventadour, um nach London zu gehen. Gestern war ihre letzte Vorstellung. Ich eilte die vorletzte zu sehen.

Alter Ruhm, gestützt auf das Herkommen. Verblichene Größe, verjährte Vollendung. Die Italiener verdienen ihren Ruf nicht mehr. Sie werden noch einmal nach London gehen, noch ein Mal dort mit der deutschen Oper wetteifern und nach Paris ohne Erfolg zurückkehren, wenn sie nicht frische, neue Elemente in ihr verstocktes Blut aufnehmen. Was die Italiener in Paris noch ehrt, ist, daß sie sich selber ehren. Man zahlt nicht gern zehn Franken Eintrittgeld zu einem Genuß, den man sich zergliedert.

Alle Welt tröstete mich: Sie müssen den Barbier von Sevilla sehen. Seit zwanzig Jahren kommen die Fremden nach Paris, um bei den Italienern den Barbier von Sevilla zu sehen. Es erben sich Gesetze und Rechte, aber nicht Ju=

*) Degerando ist seitdem gestorben.

gend und Schönheit fort. Ich sah eine heroische Oper, eine Oper, die ich oft von Italienern selbst schon gehört habe, Lucrezia Borgia.

Es ist wahr, es waltete ein Unstern über dieser Vorstellung. Die Grisi ist seit einigen Monaten im Begriff, Mutter zu werden. Man muß einräumen, daß ein solcher Zustand keine Entfaltung ihrer Künstlerschaft gestattete; aber eine so oft gesungene Oper, eine so oft gespielte Rolle, — sollten sie nicht mehr Spuren von der üblichen Leistung übrig gelassen haben, mehr, wenigstens soviel mechanische Kunstgriffe, daß man aus diesen den gewöhnlichen Grad ihrer Kunst hätte entnehmen können? Zuvörderst kann die Stimme zwar etwas von ihrem Timbre, aber nichts von ihrem Adel verlieren und die Grisi hat eine unedle Stimme. Schlacke, kein Erz: ausgesungene, stumpfe, zuweilen gemeine Töne, nicht um den Klang einer Messerspitze zu vergleichen dem Metall einer Hasselt-Barth. Eben so geringfügig schien mir die Kunst des Gesanges. Ich hörte von einer Signora Oni — Ini — oder Etti, einer allerdings häßlichen und darum nicht in vogue gekommenen Italienerin in Berlin, die Lucrezia singen, mit einer Virtuosität der Kehle, mit einem Feuerwerk von Kunstfiguren, daß mir die Grisi wie eine Schülerin dagegen erschien. Ihre Passagen waren ausgetreten, ohne Fluß, ohne Poesie. Die ganze Erscheinung dieser Sängerin hat etwas Bedeutungsloses. Am wenigsten macht sich ihr Spiel geltend. Es war schlaff, ohne Reiz, ohne Anregung. Man sah die hundert Mal abgeleierte Anekdote des Stückes, erzählt wie im Schlaf. Die Leidenschaften lagen in den Worten, nicht in den Blicken; ich mußte lachen, wenn ich diese Comödie mit dem Spiel einer

Fischer-Achten verglich. Wie diese Deutschen ihre Seele preisgeben, wie sie mit Feuer und Poesie den Geist ihrer Rolle erschöpfen, ohne geschätzt, ohne besungen zu werden, als in unsern kleinen Lokalblättchen, während eine Grisi in Ueppigkeit und Ruhm schwelgt! Sie wird niederkommen, in London Tausende verdienen, in Paris wieder auftreten und bewundert werden, bis auch einmal ihre Stunde schlägt.

Mario hat Rubini verjagt. Mario ist ein hübscher Mann, der den Primadonnen besser gefiel, als der häßliche Rubini. Mario hat einen heisern Tenor, dessen Beherrschung ihm um so mehr Ehre macht, als man jeden Augenblick fürchtet, er würde überschlagen. Diese Angst der Zuhörer muß man bei Schätzung seines Werthes ein wenig mit anschlagen. Italien hat vielleicht keine Schenkel, die sich ausgestopft so schön ausnehmen, wie die Mario's, aber bessere Kehlen hat es gewiß. Tamburini sang den Herzog. Dies ist ein Name, der seine Geltung verdient. Unsre Zeit ist reich an herrlichen Barytonen und Tamburini ist einer der vorzüglichern. Gewundert hat mich, daß Tamburini Das Figurenmachen nennt, was wir im gewöhnlichen Leben husten nennen. Er hustet seine Coloraturen, wie es Sängerinnen gibt, die sich einbilden, trillern zu können, wenn sie mit dem Kehlkopf lachen. Eine häßliche Signora Detti sang den Orsino. Jede Soubrette an einem deutschen Mitteltheater ist besser. Lablache, eine Falstaff-Figur, wirkte im Chor der Nobilis mit. — Füg' ich nun noch hinzu, daß die Chöre vollendet schlecht, die Arrangements der Tafelscene im dritten Akt italienisch hungrig waren, so wird man nicht begreifen können, wie diese Bühne sich in ihrer Geltung behaupten kann. Sie steht nicht nur hinter den ersten Bühnen Italiens zurück

sondern kann sich mit Ausnahme der Persiani, die gut sein soll, Tamburini's und Lablache's kaum höher anschlagen, als jene italienischen wandernden Truppen, von denen einige neuerdings auch nach Deutschland gekommen sind. Zur Erklärung dieses falschen Ruhms tragen besonders drei Dinge bei. Zuvörderst der Reiz alles Fremden, dann der Mangel einer guten Kritik. In Paris wird viel getadelt, aber, man sieht es, nur zu oft aus Parteilichkeit. Die großen politischen Blätter kümmern sich nicht im Zusammenhang um die fortlaufende Chronik der Bühnen, und die kleinen belletristischen sind nicht im Stande, ihre Mitarbeiter gegen die Folgen ihrer Wahrheitsliebe sicher zu stellen. Meistentheils kritisiren Dilettanten, die sich durch ihre Feder den Eingang in die Boudoirs der hübschen Schauspielerinnen zu verschaffen suchen. Die Theaterkritik ist hier ein petit maître, die Analysen des Spiels sind Liebeserklärungen. Der dritte Grund ist der Mangel eines stationären Publicums. Das Publicum in Paris ist überhaupt ein immer nur zufälliges. Die zwanzig Bühnen, die täglich spielen, rekrutiren ihr Auditorium aus einer Masse, die jeden Morgen den Theaterzettel des Corsaire wie eine Speisekarte durchläuft, um zu wählen, was essen wir heute? Daher ist das pariser Publicum, wenn nicht gerade erste Vorstellungen die Elite der Tonangeber oder die Kabalenmacher in Bewegung setzen, im Allgemeinen harmloser und empfänglicher, als die Herren Abonnenten, die in den deutschen Theatern das Urtheil sprechen. Man kennt hier trotz der ewigen Komödie inner- und außerhalb der Theater jene Uebersättigung, jene Erschlaffung nicht, die den Deutschen in seinem Beifall oft so spröde, in seiner Hingebung oft so kühl macht. Das Publicum der

Italiener sind zum größten Theil Fremde, die kein Urtheil auszusprechen wagen, Damen, die hieher gehen, um ihre Toiletten zu zeigen und lernen wollen, wie man statt pourquoi sagen kann perche, elegante Herren, die mit ihrer Lorgnette mehr in die Logen, als auf die Bühne blicken, Leute endlich aus der Masse, die alle Jahr nur zwei Mal zu den Italienern gehen können, weil es ihnen sonst zu theuer käme. Und an solche Festtage kann man freilich nicht den Maßstab der Kritik legen.

Der Regen treibt des Abends in die Theater. Ich behalte mir Politik und Wissenschaft noch vor und verfolge Eindrücke, die so viel zur Kenntniß Frankreichs und des pariser Lebens beitragen. Gestern hab' ich mir das Grab des deutschen Repertoirs angesehen. Ich war im Odéon.

Diese Bühne kann sich nicht aufschwingen, weil sie zu entlegen ist. Es ist wirklich eine Anmaßung, wenn sie sich zweites Théatre Français nennt. Die Studenten geben hier den Ton an. Das Odéon liegt dicht am Quartier latin. Man pfeift und tobt während und zwischen den Akten. Dabei keine Ordnung in der Zeit, keine fleißige Musik, Gasgestank von zerspringenden Beleuchtungsgläsern, arme Toilette der Schauspielerinnen und wenig Talent. Das sind die Elemente, von denen hier Raupach, Blum, Eduard Devrient und Bauernfeld erwartet werden. Ein Abend im Odéon ist meist immer ein rasender See: und der See will sein Opfer haben.

Ich sah „Quinolas Hülfsquellen" von Balzac. Seit vierzehn Tagen ist Balzac das tägliche Brod der Journale. Wo man hinblickt, eine Demüthigung; was man liest, ein Witz auf Balzac. Balzac's Idee war, berühmt zu werden

in Frankreich, malgré la presse. Dazu gehört mehr als Philosophie, dazu gehört die Unempfindlichkeit jenes Bambusrohrs, der canne de Mr. de Balzac, die man hier zuweilen mit ihm selbst verwechselt. Balzac sollte vom Staat eine Pension beziehen, denn er gibt den hiesigen Ministern das erhabenste Beispiel, wie man Impopularität mit Gleichmuth ertragen kann. Balzac's Haut — ob sie auch eine peau de chagrin ist?

Gestern wurde Quinola vielleicht zum siebenten Male gegeben und noch immer finden Unterbrechungen, dauernde Tumulte, Zwischenreden des Parterres, kurz alle Manöver einer ersten Vorstellung statt. Ich bewunderte die Geduld dieser Schauspieler. Vielleicht hätt' ich die Klugheit des Direktors bewundern sollen. Die Schauspieler des Odéon sind arme Teufel, die in Paris leben wollen, ohne auf den Boulevards ein Engagement finden zu können. Sie haben etwas von dem Wesen der reisenden Gesellschaften in Deutschland. Man sieht ihnen an, daß sie heute spielen, um Morgen leben zu können. Sie spielen nicht, wie unsere Hoftheaterkünstler, auf Lebenszeit, sondern auf Wochengage, wie damals in Deutschland, als wir noch weniger „Künstler" und bessere Schauspieler hatten. Diese armen Teufel des Odéon müssen aushalten, wenn man auch mit Aepfeln nach ihnen wirft. Sie sind engagirt, nicht für die französische Bühne der Gegenwart, sondern für die französische Bühne der Zukunft. Unsere deutschen Hofschauspieler bekommen sehr oft Rollen auf den Leib zugeschnitten. Diese Schauspieler des Odéon müssen sich zuschneiden lassen auf den Leib der Rollen. Sie sind nicht engagirt für das Drama, sondern für Experimentaldramatik.

Ich hatte tiefstes Mitleid mit diesen armen Mittelmäßigkeiten. Sie sind gewohnt, Rollen zu spielen, die ihnen, wie ihre wurmstichige Garderobe, vom Leibe fallen. Sie denken, sie haben eine Tirade, die rauschend applaudirt wird, sie sprechen sie mit Pathos, mit Würde und werden ausgelacht. Sie treten wie Löwen aus den Coulissen auf und schleichen wie Katzen wieder davon. Dabei dürfen sie nie Partei für das Publikum nehmen. Sie müssen ihren Autor vertheidigen, bis auf's Blut. Sie müssen ihre Rollen wissen, sie müssen ihren Dichter durch alle Schrecknisse des empörten Parterres hindurchtragen. Ein deutscher Schauspieler, beim ersten Murren des Parterres, verräth den Dichter. Ein deutscher Schauspieler, ich kenne Ausnahmen, zieht es vor, lieber mit seinem Parterre befreundet zu bleiben, als mit dem Autor. Er gibt das neue Repertoir im Nu auf, da ihm ja noch das alte bleibt! Zertrümmert man ihm heute eine Rolle, er wird morgen noch Ferdinand in Kabale und Liebe spielen können, er hat noch Posa, noch Hamlet. Ein deutscher Schauspieler liebäugelt mit dem Publikum, tritt an die Lampen, zuckt mit den Achseln und bettelt um Nachsicht für die Künstler, die an dem misfallenden Gedichte keine Schuld trügen! In Paris weicht der Darsteller nicht, der Dichter nicht. Es war nicht französisch, daß Georges Sand ihre unglückliche Cosima aus dem Pfeifen und Zischen der Darstellung fortnahm. Es war menschlich, es war deutsch. Aber Balzac läßt seinen Quinola dem Odéon unverkürzt. Keine Scene, kein Akt ist verändert. Die siebente Vorstellung wie die erste. Alle die Phrasen, die Jüles Janin als lächerlich hervorgehoben hat, sind geblieben, obgleich jedesmal, wenn sie gesprochen werden, das ganze Haus in Gelächter aus

bricht. Nach einer langen Pause sagt Fontanares mit feierlicher Stimme: cette femme est perfide, comme le soleil en hiver. Dies feine, deutsche, Jeanpaul'sche Bild wird regelmäßig mit einem Sturm von Hohn und Spott aufgenommen. Bliebe es fort, die Direktion müßte etwas von dem Eintrittsgeld wieder herausgeben.

Soll ich nun sagen, ob Quinola ein gutes Stück ist, so muß ich sagen: Nein. Wenn ein Mann von Geist geistreich ist, so ist das seine Schuldigkeit, denn man verehrt ihn als geistreich. Ein Mann von Geist darf nicht albern sein. Es gibt bei geistreichen Männern Albernheiten, die aus einer Phantasie, aus einem trüben Tage, aus einem erbitterten Herzen entstehen. Aber Quinola ist keine Schwärmerei Balzac's, sondern eine nüchterne Erfindung, eine Berechnung, die sich weder durch eine Verirrung der Phantasie, noch durch eine Verirrung des Herzens entschuldigen läßt. Die gesunde Vernunft, der gewöhnliche Menschenverstand hat nicht nöthig, geistreich zu sein. Aber der Geist hat nöthig, daß er vernünftig ist.

Balzac hat ein Stück geschrieben, das weder ein Drama, noch ein dialogisirter Roman ist. Es ist ein Drama, es ist ein Roman, aber der Fehler liegt darin, daß es in seiner ganzen Ausdehnung Episode ist. Das ganze Stück ist Arabeske. Es ist einer Oper zu vergleichen, die nur aus Septuors, nur aus Finalen und Ensemblen besteht. Balzac belebt die Scene durch Menschen, die nichts, nichts thun, als nur die Scene beleben. Man kann in dieser Art Romane, aber keine Dramen schreiben.

Balzac's Quinola ist ein Drama ohne Stoff, ohne Handlung. Ein Spanier hat die Dampfschiffe erfunden. Schon

unter Philipp II. Dies ist eine Erfindung Balzac's. Arago wird darüber gelächelt haben, wir lächeln auch, denn diese Hypothese ist Dampf. Wir glauben schon nicht an die Realität des Süjets. Fontanares hat die Macht des Dampfes entdeckt, hat sie, ein anticipirter Fulton, gleich auf Schiffe angewandt, er wird ein zweiter Columbus werden und die Welt behandelt ihn wie Columbus. Man verfolgt ihn, man verleumdet ihn, man gibt die Ehre seiner Erfindung einem Andern. Es ist die alte Geschichte von der Stellung des Genius zur kalten Verstandesauffassung, von der Stellung der Poesie zum Materialismus. Die Geschichte ist für Den, den sie trifft, in ihrer nackten Einfachheit oft schmerzhaft genug, aber um sie zündend zu machen für Alle, muß man tiefer in das Menschengemüth greifen als es mit den Balzac'schen Phrasen möglich ist, muß man starken Schatten zeichnen, um stärkeres Licht zu gewinnen. Bei Balzac verdirbt der komische Theil den tragischen. Das Ganze sinkt zur Pasquinade herab. Die Idee des Stücks ist tragisch, die Ausführung komisch. Shakespeare verstand diesen Widerspruch zu lösen, aber Shakspeare, im Vergleich mit den Feuilletonromantikern unsrer Zeit, wenn er auch dichtete, um zu leben, l e b t e, um zu dichten.

Quinola ist der Bediente des Erfinders. Diese Figur ist im Geschmack des Gil Blas gedacht. Das ganze Stück ist in seinen Hauptfiguren aus dem Bettler-, Abenteuer- und Spitzbubenkreise dieses überschätzten spanischen Vagabundenromans entnommen. Quinola macht einige gute Späße. Seine à parts, die den Lauf der Handlung wie eine ironische Selbstkritik des Autors begleiten, sind oft witzig und werden belacht. Der jüngere Monrose, der einzige Künst-

ler *) unter dieser zusammengelaufenen Truppe, spielt den mehr als zweideutigen Charakter mit Humor. Er faßt die Rolle leicht und gewinnt dadurch einen großen Vortheil für das Stück. Er macht nichts geltend, er schlüpft unter Gutem und Schlechtem weg, er zwingt dem Zuhörer nichts gewaltsam auf. Dies ist ein großer Fehler deutscher Schauspieler. Sie können ihre Rollen nie genug erschöpfen, fassen sie meist mit grotesker Wichtigkeit an und werfen uns die Effekte, die wir darum nicht mögen, förmlich ins Gesicht. Hier in Paris zieht man allmälig erst den Zuhörer an, läßt ihn selber kommen und reizt ihn durch ein ruhiges und einfaches Spiel, selber an dem Ganzen Theil zu nehmen. Quinola, in deutscher Art gespielt, würde nicht zu Hülfsquellen, sondern zu wahren Saug- und Pumpwerken werden. Das Publikum würde durch die Prätensionen der Schauspieler schon im zweiten Akt mit dem Stücke zerfallen sein. Hier dauert es aus bis zum vierten Akt. Quinola hat aber deren sieben. Nichts desto weniger imponirt den Franzosen Balzac's Gleichgültigkeit. Sein Genre, so decousu es ist, wie sie es nennen, ist immerhin neu und wir können erleben, daß Balzac mit seinem dritten Stücke vielleicht großes Glück macht.

---

*) Jetzige Direktor.

Sechszehnter Brief.

Paris, den 2. April 1842.

Dicht an das Hôtel der auswärtigen Angelegenheiten stößt ein altes Gebäude, das Archiv. In den Höfen dieses Institutes, mitten unter den kostbaren hier aufgeschichteten alten Denkwürdigkeiten, mitten unter zahllosen ungedruckten ja selbst noch ungelesenen archivalischen Schätzen wohnt Mignet.

Mignet gehört zu den wenigen jüngern Gelehrten Frankreichs, die die Wissenschaft nicht benutzt haben, um durch sie zur Politik zu kommen. Mignet war zuweilen im Begriff, auf die politische Arena zu treten. Freund, Jugendgenosse Thiers, hat er aber den Freund und Genossen steigen, fliegen lassen von Bahn zu Bahn: Mignet ist nicht geflogen, Mignet ist auch nicht gestürzt. Mitten in den Wechselfällen der Politik hat sich Mignet auf seinem Posten erhalten. Er ist Vorsteher sämmtlicher königlicher Archive. Er bewacht sie nicht nur, er benutzt sie auch. Er erschließt sie Andern. Man behauptet, Fremde bekämen die Materialien noch leichter, als die Einheimischen. Alle deutschen Historiker, die in Paris Studien machten, sind Mignet für seine Zuvorkommenheiten verpflichtet.

Ich traf einen noch jugendlichen Gelehrten mit einnehmenden Gesichtszügen und gefälligstem Benehmen. Mignet hat auch im Aeußern die saubre Grazie seines Styles. Wer

hat nicht diesen Mignet'schen Styl bewundert? Ich sagte dem Verfasser der Revolutionsgeschichte mit voller Ueberzeugung: „Ihr Buch ist in einem Styl geschrieben, der mit dem des Tacitus verglichen werden kann. Was Johannes von Müller bei uns erstrebte, haben Sie erreicht. Müller ahmte Tacitus nach und sah in Tacitus nur das Rauhe, Spröde und Abstruse. Sie haben gezeigt, daß Tacitus auch wohlklingend ist. Ihr Werk ist bei uns sehr verbreitet und hat in dem verstorbenen geistreichen J. Weitzel einen Uebersetzer gefunden, der des Originalautors würdig ist."

Mit vieler Bescheidenheit lehnte Mignet das Lob seines Buches ab und fand die Theilnahme, die ihm geworden, allerdings nur in seiner Darstellungsweise begründet.

Mignet arbeitet gegenwärtig an einem Werk über Frankreich im Zeitalter der Reformation. Es ist derselbe Gegenstand, den Ranke bei uns in Beziehung auf Deutschland behandelt hat. Mignet bedauerte, daß Ranke nicht Zeit genug fand, sämmtliche pariser Materialien zu studiren. „Bei Ihnen ist die Hauptbewegung der Geister jetzt eine historische," sagte er und wunderte sich, als ich dies verneinte. „Vor fünf Jahren, antwortete ich, hatten Sie Recht. Seitdem hat die Philosophie wieder den Vorsprung vor der Geschichte. Unsere Historiker in allen Zweigen, in den Begebenheiten, in der Natur, im Rechtsfache, in der Theologie, sind in den Hintergrund getreten. Alles spricht wieder von Philosophie, Alles wird wieder auf Principien zurückgeführt."

Er staunte über diesen schnellen Umschwung des öffentlichen Geistes, fand ihn aber durch das große Aufsehen, das Schelling neuerdings noch gemacht hätte, sehr bewiesen. Er stimmte bei, daß es traurig wäre, wenn die reine historische

Wissenschaft sich in die Polemik des Tages mischt. Leo's historische Schriften, in denen die Vergangenheit zur Kritik der Gegenwart gemacht wird, verfehlen nicht nur ihren polemischen Zweck, sondern werden auch ihren wissenschaftlichen verfehlen.

Mignet sprach über Savigny und fand die Bevorzugung des Gelehrtenstandes vor der bloßen Beamtenroutine sehr ehrenvoll für Preußen. Es war ihm nicht unbekannt, daß Savigny in dem Widerspruch wäre, unsrer Zeit den Beruf zur Gesetzgebung abgesprochen zu haben und nun in der Nothwendigkeit zu sein, selbst Gesetze zu machen. „Es ist traurig, sagte er, daß man so viel Furcht vor den Consequenzen der französischen Revolution hat. Sie ist da gewesen, wie die Reformation da war. Ihre Nachwirkung aufhalten heißt das Gute, das sie wirken muß, aufhalten. Keine Zeit ist so berufen zur Gesetzgebung, wie die unsere, denn keine Zeit wußte die Geschichte so richtig zu würdigen, wie unsere Zeit."

Ich dringe in die innern Beziehungen der hiesigen Verhältnisse immer tiefer ein. Der Zugang zu den bedeutenderen Faktoren der Ereignisse erleichtert sich. Nicht eine Begegnung, die nicht zu den mannigfachsten Betrachtungen anregte. In Paris sind selbst geringere Talente von Einfluß, wenn sie der Zufall auf einen guten Platz stellte. Was das Genie sich hier nicht zutrauen darf, setzt der Faiseur durch. Die Journale werden wie Eroberungen betrachtet. Wer sie inne hat, behauptet sie mit einer Hartnäckigkeit, die sich oft auf nichts gründet, als die Gunst des Zufalls. Als ich neulich in einem Salon Dem. Maxime, eine Nebenbuhlerin der Rachel, deklamiren hörte, dacht' ich, daß es dem anwesenden

einflußreichen Odillon Barrot unmöglich sein würde, über sie einen Artikel in die Journale zu bringen. Ueberall würde man ihm gesagt haben: Wenden Sie sich an den Redakteur des artistischen Theiles und der Redakteur des artistischen Theiles wacht hartnäckig über die Unabhängigkeit seiner Domäne. Er kennt Niemand für einflußreicher an, als sich, höchstens daß man sich mit ihm verständigt, d. h. daß man ihm einen Artikel gibt und, wenn er bezahlt wird, ihm das Honorar dafür überläßt. Victor Hugo kann hier nichts beschützen, nichts empfehlen, nichts durchsetzen, er müßte sich denn an die Journale wenden, die ihn zu Beiträgen auffordertén; und auch diese werden nur solche Sachen von ihm nehmen, die sie von dem Dichter der Orientalen voraussetzen können. Um Einfluß auf die Kritik zu haben, müßte er ein eignes Journal stiften. Daher kommt es, daß hier unliterarische Köpfe, solche z. B., die die beiden Revueen de Paris*) und des Deux Mondes herausgeben, einen so seltsamen Einfluß haben. Um diesen Potenzen die Spitze zu bieten, muß sich jede Kraft, die sich in Paris unabhängig von einer Partei geltend machen will, ihr eigenes Organ schaffen. Die bedeutenderen Deputirten haben ihre Journale. Auch Pagés de l'Arriége hat sich jetzt eine Zeitung geschaffen: la Patrie. Odillon Barrot hat den Siècle und den Courrier Français. Doch sagte Leon Faucher, Redakteur des Courrier Français: „Odillon Barrot braucht uns, wir nicht ihn. Wir werden nicht von ihm inspirirt, sondern inspiriren ihn."

Außerordentlich schwer ist der Zugang in das innere Familienleben. Manche Reisende, die nie darin eindrangen,

*) Ist eingegangen oder vielmehr mit dem Artiste verschmolzen.

behaupten deshalb auch, daß die Franzosen kein Familienleben hätten. Es ist wahr, Alles drängt über die häuslichen vier Pfähle hinaus. Man gibt dann und wann eine Gesellschaft, aber der Blick ins Innere der Familien, vollends die Aufnahme in den häuslichen Cirkel, ist meist eine Sache der Discretion, öfter ein Vertrauen, als eine Gunst, eine Bitte um Nachsicht, als eine große Belohnung. Der Fremde beklagt nichts so sehr, als daß seine Empfehlungsbriefe wenig über die Antichambre hinaus dringen. Er vermißt nichts so sehr, als eine Gelegenheit, seine Abende im traulichen Kreise bei einer Familie zuzubringen, die ihm Vertrauen schenkt. Wer sich nicht selbst eine Häuslichkeit begründet, wird in Paris nicht dazu kommen, eine zu haben. Dies ist auch das Geheimniß der Grisetten, der petites femmes.

Man würde in Paris des Abends verzweifeln, wenn man nicht das Theater hätte. Ich komme in meiner dramaturgischen Rundreise nun schon immer den Boulevards näher und war zuletzt in den Variétés. Diese Bühne dient nur der komischen Muse. Sie hat gute oder, was oft nur dasselbe ist, beliebte Komiker, sie hatte früher Odry und jetzt Levassor.

Ich traf es mit Odry sehr glücklich. Obgleich zurückgezogen, alterschwach, der Bühne entfremdet, kommt er doch noch zuweilen vom Lande herein, um einen alten Freund bei seinem Benefiz zu unterstützen. Odry spielte den Bilboquet in einer Farçe, les Saltimbanques, die Seiltänzer. Es ist dies eines jener Sonntagsstücke, das vielleicht vor zehn Jahren sehr belacht wurde, aber in seiner Wirkung für heute sich überlebt hat. Auch Odry hat sich überlebt. Ein alter Mann, mit erloschenem Organ, erloschenem Glanz der Augen,

ein geschminkter Greis, dem seine Lust nicht mehr natürlich entquillt! Es ist mehr Mitleid als Theilnahme, was man für die Wiederbelebung einer Leiche empfindet. Man sieht, was Dory in seiner guten Zeit war: einer jener passiven Komiker, die über die Sphäre der Parodie nicht hinauskommen. In Deutschland nennt man diese Art Schauspieler Possenreißer und die Franzosen werden wohl auch keinen bessern Namen dafür haben. Dory's Komik besteht besonders in Wortwitzen, karrikirten Verkleidungen, in Selbstpersiflagen und allen jenen Hülfsmitteln, durch die man auch in Deutschland ein Lokalkomiker werden kann. Da fehlen hundert Einlagen nicht, selbst nicht die Cachucha, selbst nicht die buntesten Harlekinaden, die diesen Lieblingen der Volksgunst gestattet werden. Auch die Pauke schlägt Dory in den Seiltänzern ganz à la père de la debutante.

Befriedigter war ich dagegen von Levassor. Man spielt hier eine kleine Piece, die unsere Uebersetzer wahrscheinlich bei Seite liegen lassen werden,*) die Ohrfeigennacht. Wenn die Franzosen recht lachen wollen, so müssen ihnen die Theaterdichter die Albernheiten kleiner beschränkter Großherzöge schildern. Die Grand Ducs haben in Paris das Privilegium, sehr lächerlich zu sein. Dies Mal ist es ein Großherzog von Ferrara, der Ludwig XIV. nachzuahmen sucht und in der That nicht mehr Verstand, als ein Affe hat. Levassor spielt diesen langen Großherzog Herkules von Ferrara mit köstlichem Humor. Im rothen silbergestickten Kleide, mit blonder Perrücke, lang und hager, schleicht Herkules im Schatten des Parks, über die Blumen-Teppiche

*) Doch nicht! Auch übersetzt.

seines Schlosses und sehnt sich nach Liebesabenteuern. Der Zufall will, daß er beim Mondenschein am Fußgestell der keuschen Diana, in seinem Garten von derber Faust eine Ohrfeige bekommt. Wir wissen schon, daß er eine bekommen wird. Er schleicht auf den Zehen heran, girrt mit süßer Stimme: il m'arrivera quelque chose, ah, il m'arrivera quelque chose, und mitten in seiner Sehnsucht nach einem zarten Begegniß der Liebe trifft ihn ein solches in Gestalt einer allerunterthänigsten Ohrfeige.

Siebenzehnter Brief.

Paris, den 5. April 1842.

Endlich war ich in der Deputirtenkammer. Das ist denn doch ein anderer Eindruck, als der bei den Pairs. Der Saal nicht so reich an Vergoldungen, Stuffaturarbeiten, an Sammet und Seide, als der im Luxemburg, aber freier, geräumiger und günstiger für die Zuhörer. Durch ein Defilé von Nationalgarden gelangt man auf die Tribunen.

Man war auf eine stürmische Sitzung gefaßt und es wra eine. Ich sah die Nullität und die Größe dieses Staatskörpers, ich sah etwas Erhabenes und etwas Gemeines, ich sah die Vorhalle des Pantheon und eine Bedientenstube.

Von Jahr zu Jahr entfernt sich die Deputirtenkammer von dem Herzen des Volks. Es ist der Magen Frankreichs, auch Frankreichs Gehirn, was auf diesen grünen Bänken repräsentirt wird, nicht aber Frankreichs Herz und Seele. Auch vom Gehirn vielleicht nur eine Kammer. Immer tiefer wur-

zelt in diesem Staatskörper das Verderben einer alten allzulangen Verjährung. Die Kammer wird zu Zeiten erneuert, wird in Kurzem wieder neu gewählt werden, aber mit wenigen Ausnahmen kehren immer die alten Elemente zurück. Die Fruchtlosigkeit der Debatten, der immer enger und begrenzter werdende Horizont des politischen Lebens der Franzosen macht, daß selbst die Bessern ermüden und von Bank zu Bank dem Centrum näher rücken, um in der rechten Seite desselben an Agonie zu ersterben. Der Wahlcensus muß herabgesetzt, die Unzahl der Regierungs- und Municipalbeamten epurirt werden, wenn diese Kammer aufhören will, Das zu sein, was sie jetzt ist, der Tummelplatz ministerieller Intriguen, ein Salon der Medisance, eine Arena der Persönlichkeiten.

Der Rednerbühne gegenüber ist die Ministerbank in drei Abtheilungen, jede zu drei Personen. Allmälig steigen hinter diesen Sesseln die Bänke für die Deputirten hinauf. Der Saal ist etwas zu groß, um mittelmäßigen Rednern günstig zu sein. Es ist nicht gut, daß man in dieser Kammer nur oratorisches Talent haben muß, um sie zu beherrschen. Die wohlmeinende Intelligenz, die aber zufällig eine nur schwache Stimme hat, geht hier in der Größe des Raums und der beispiellosen Plauderhaftigkeit der Mitglieder unter. Wären nicht die schwarzen und weißen Abstimmungskugeln da, das Rednertalent würde hier die gesunde Vernunft und den redlichen Willen gänzlich unterdrücken.

Die rechte Seite, auf deren äußerster Ecke Lamartine sitzt, war die am wenigsten zahlreiche. Ich wunderte mich, auch Mauguin auf der rechten Seite sitzen zu sehen. Die Dislocirung der Parteien wird nicht mehr so streng einge-

halten wie früher. Das rechte Centrum schien mir sehr phlegmatisch. Wenig Redner erhoben sich aus diesem Kreise. Meist wohlgenährte Gestalten, Provinzrenommèen, die das Interesse ihrer kleinen heimischen Distrikte vertreten, dadurch aber die Hauptkraft aller Ministerien sind, der Ballast, den eine Partei, die geht, der anderen, die kommt, überläßt. Diese Deputirten lasen Briefe, empfingen Einladungen, schrieben Antworten und begannen erst dann sich vernehmlich zu machen, wenn ein Deputirter der Opposition auf die Tribune stieg. Dann waren sie am stärksten mit ihren Oh's und Ah's! mit ihrem Räuspern und Plaudern, mit allen den kleinen Niedrigkeiten, die sich hier in eine so wichtige Handlung, in ein Schauspiel für die Welt mischen. Das linke Centrum ist die eigentliche Kraft der Kammer. Wenn das rechte Centrum die Erhalterin der Ministerien ist, so ist das linke Centrum die Schöpferin derselben. Aus ihrem Schoße erstehen die Combinationen, die geschlossenen Phalangen, die Intriguen. Es ist hier weniger Charakter, aber mehr Talent zu finden. Die Charaktere sitzen von hier ab, nach links zu. Die linke Seite hat durch den Tod, durch den Widerspruch der Wähler, durch die Verhältnisse viel von ihrer frühern Kraft verloren. Es sind hier überlebte und einige noch unentwickelte Elemente. Lafitte, Arago und Odillon Barrot sitzen unten ganz vorn in einer Reihe. Lafitte hat etwas Leidendes in seinem Wesen. Wenn man ihn vier Stunden unverwandt mit demselben Ausdruck in seinem Antlitz betrachtet und keine, auch nicht die leiseste Aenderung der Gesichtszüge bemerkt, möchte man auch ihn zu den überlebten Elementen zählen. Ledru Rollin hat den Sessel Garnier Pagès eingenommen.

Schon eine Stunde vor Anfang der Sitzung war Sauzet, der Präsident, auf seinem Stuhle und blickte gedankenlos in die noch leeren Räume. Die Journale sagen, Herrn Sauzet's Gedanken wären nur auf sein nächstes großes Kammerdiner gerichtet. Er beschäftige sich damit, es so glänzend und so wohlfeil wie möglich zu machen. Es ist noch nicht sechs Jahre her, daß Sauzet zum ersten Mal genannt wurde. Er kam als Advocat aus Lyon, ein großer Ruf als Redner ging ihm voran, er sprach etwas salbungsvoll, aber taktfest, und dies Talent hat ihn vor einigen Jahren sogar zum Minister gemacht. Als er heute Minister war und morgen Gefahr lief, es nicht mehr zu sein, soll er geweint haben. Er beweinte seine verlorne Advokatenpraxis in Lyon. Die Kammer entschädigte ihn, daß sie ihn zu ihrem Präsidenten machte, ein Amt, mit dem eine bedeutende Einnahme verbunden ist. Ich sah mir auf diese Thränen hin Herrn Sauzet an. Ich liebe starke Männer, die weinen können. Aber Herr Sauzet schien mir nicht zu den starken zu gehören und die Thränen schwacher Männer sind lächerlich.

An der Tagesordnung waren Supplementarcredite. Die Regierung verlangte Zuschüsse zum bewilligten Budget für außerordentliche Ausgaben. Allmälig füllte sich der Saal und der Präsident bemühte sich, die Deputirten aus den Couloirs auf ihre Sitze zu treiben. Für unser deutsches Gefühl ging das viel zu langsam. Ich fühlte, daß ein Gegner der Repräsentativverfassung sagen konnte: „Benehmen sich die Leute nicht wie Schulknaben, müßte nicht Herr Sauzet sagen: „Wer noch länger plaudert, bleibt eine Stunde nach?" Genug, es währte bis zwei Uhr, ehe die auf ein Uhr angesetzte Sitzung zu Stande kam.

Etienne bestritt die Forderung der Regierung ihrem Principe nach. Etienne gehört zum Tiers-parti, den man jetzt auch Thiers-parti nennen könnte, er ist Mitredakteur des Constitutionnel. Früher, als noch Dupin Kammerpräsident war, entwarf er die Antwortsadressen auf die Thronrede. Er ist ein besserer Stylist, als Redner. Er sagte gute Dinge, aber Niemand verstand sie. Er sprach leise, aber wie es schien, wollte ihn Niemand hören, wenn man ihn auch hätte hören können. Er sagte, die Ministerien würden nicht soviel Geld brauchen, wenn sie sich durch ihre Handlungen uneigennützige Freunde erwerben könnten. Da die Ministerien keine Hingebung fänden, als die erkaufte, so hätte das Land die Ausgaben davon. Seine Bemerkungen fielen wie ein Tropfen auf einen heißen Stein. Er stieg spurlos von der Tribüne herab.

Die Kammer ging zur Discussion der einzelnen Ansätze selbst über. Der Zuschuß-Credit für das verflossene Jahr 1841 betrug 26,514,263 Franken.

Ein Mitglied der Linken erhob sich, Portalis. Man sah die Sicherheit des Advokaten. Er verließ sich nicht auf das Entgegenkommen der Kammer; er erzwang sich Aufmerksamkeit durch eine Stentorstimme. Lungen muß man haben, ungeheure Lungen, um in Frankreich über das Beste des Landes zu wachen. Portalis brachte ein Thema zur Sprache, das plötzlich alle Privatgespräche unterbrach: er sprach vom Pairshofe. Alles lauschte, Alles blickte sich schadenfroh oder bedenklich an. Man war gespannt auf irgend ein pikantes Stichwort, das dem dreisten Redner entfallen würde, ein Stichwort, das die Opposition bewillkommen, das der ministeriellen Partei das Signal zum Tumult geben würde. Por=

talis sagte: „Man will für die Pairskammer einen Zuschuß von 916,000 Franken. Es ist dies nicht für die Pairskammer, sondern für den Pairshof. Was ist das überhaupt mit dem Pairshof? Er richtet die Attentate, macht aber dem Staat von Jahr zu Jahr mehr Kosten. Wir müssen ein Gesetz über diesen Pairshof haben. Das Land muß wissen, wie es mit diesem souveränen ersten Gerichtshof des Landes daran ist. Ohne ein solches Gesetz könnte man dies ganze Institut des Pairshofes sehr zweideutig, sehr äquivoque finden, sehr —"

Hier konnte der Redner nicht mehr weiter, das erwartete Stichwort war gefallen. Er hatte die Pairskammer äquivoque genannt. Die Minister fuhren auf ihren Bänken hin und her. Guizot soll, den Journalen zufolge, dagegen protestirt haben. Ich hörte nichts von den Worten, die ihm heute in allen ministeriellen Blättern zugeschrieben werden, und bemerkte daran eine Eigenschaft der berichterstattenden Journale. Sie bringen von ihrer Partei nicht selten Worte, Unterbrechungen, Reden, die nicht stattgefunden haben. Das Land mult sich darnach die Sitzungen nach Gefallen aus.

Der Präsident hatte Herrn Portalis erinnert, mit Respekt von einem Staatskörper zu reden, den die Charte garantirt. Herr Portalis fuhr mit großer Ruhe und viel maliziöser Ironie fort: „Die Pairskammer ist nicht der Pairshof. Allen Respekt vor der Pairskammer: sie steht nicht über, nicht unter uns. Der Pairshof aber, wenn es eine noch so hohe richterliche Behörde ist, steht unter uns. Wie kommt die Jurisdiction an die Pairs? Aus bloßer Ueberlieferung. Wo steht die Jurisdiction geschrieben? Es muß

ein Gesetz darüber geben. Um so mehr, als sie viel Geld kostet. Alles, was äquivoque ist, kostet viel Geld."

Das boshafte Wort war zum zweiten Male ausgesprochen. Der Sturm brach noch heftiger los. Odillon Barrot rief: „C'est évident," und Guizot ließ sich jetzt deutlich genug vernehmen: „Il n'y a pas d'équivoque dans cette jurisdiction." Der Präsident klingelte und erklärte: „Der Redner ist in seinem Recht —" Furchtbare Unterbrechung. „So lassen Sie mich doch ausreden, sagte Sauzet. Der Redner ist in seinem Recht, wenn er den Wunsch nach einem Gesetz über den Pairshof ausspricht, aber er würde ganz außer seinem Rechte sein, wenn er annähme, die Pairskammer wolle sich in ihren richterlichen, ihr von der Charte garantirten Funktionen über die Kritik und Controle des Staates hinwegsetzen."

Im Schutz einer so milden Rüge fuhr Herr Portalis mit gemüthlicher Ruhe fort: „Ich wollte nur die Kammer ermuntern, über diese Jurisdiction der Herren Pairs ein Gesetz zu machen."

Odillon Barrot mit Pathos: „Vous avez usé de votre droit."

General Jamin: „Deswegen war es aber nicht nöthig, den Pairshof äquivoque zu nennen."

Portalis schloß mit großer Ironie: „Genug, ich wollte die Herren Pairs nicht kritisiren; im Grunde sind sie vielleicht immer noch besser, als die von Polizeiwegen ernannten Geschwornen: (que les jurés probes et libres de M. le ministre de l'intérieur.)"

Diese Anspielung auf die jetzige Ministerialität der Geschwornengerichte erregte allgemeines Gelächter. Die mini-

steriellen Journale sagen: Rires et murmures. Von den murmures hab' ich nichts gehört. Der Franzose murrt über keinen Witz, selbst wenn er gegen ihn gerichtet ist. Die geforderte Summe wurde übrigens bewilligt.

Das Kapitel kam jetzt auf das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten. Es wollte für außerordentliche Sendungen einen Zuschuß von 250,000 Franken haben.

Glais-Bizoin, ein Mitglied der Linken, erhob sich und sprach von seinem Sessel. Glais-Bizoin ist die spezielle Antipathie Guizot's. Glais-Bizoin, eine lange, hektische Gestalt mit schwacher Stimme, sagte: „Daß Frankreichs Diplomatie überall unterliegt, hat das Ministerium selbst zugestanden. Wozu noch Geld hergeben, um dies Resultat immer noch mehr herauszustellen?“ Guizot antwortete von seinem Sitze aus: „Ich wünschte, daß man mir bestimmte Fälle nennt, um bestimmt darauf zu antworten. Nie hab' ich zugestanden, daß Frankreichs Diplomatie unterliegt. Nur eingestanden hab' ich, daß unsre Consuln zu schlecht besoldet sind und uns die Mittel fehlen, auf außerordentlichem Wege von fremden Völkern Kenntnisse zu haben. Eine benachbarte Nation (die englische) ist glücklicher daran. Sie hat überall Reisende, überall Agenten, die die Regierung über fremde Völker, oft ohne Entgelt, au fait setzen. In Frankreich müssen wir außerordentliche Missionen schicken. Will die Kammer Auskunft haben, was wir mit ihnen ausgerichtet, so bin ich bereit, sie zu geben.“

Der Verlauf der Sitzung wird zeigen, daß Guizot für diese Auskunft sehr vorbereitet war. Es konnte ihm nichts erwünschter, fast möchte man sagen verabredeter kommen, als daß Glais-Bizoin fragte: „Wie ist es mit Buenos-Ayres

wie ist es mit der außerordentlichen Sendung nach Griechenland, wo wir doch einen bevollmächtigten Minister haben?" Guizot hatte nun, was er wollte. Er bestieg die Tribüne.

Guizot ist keiner von den Rednern, die Pausen machen und Zuckerwasser trinken. Er redet nicht, um zu reden, er redet, um etwas zu sagen. Er hat die natürliche Beredtsamkeit eines Mannes, der seine Ueberzeugung ausspricht, und Kenntnisse genug, in dem Fall als Minister, Thatsachen genug besitzt, um seine Ueberzeugung zu erhärten. Da der Boden, auf dem er sich bewegt, ein faktisch gegebener ist, so hat er vor der Opposition den Vortheil voraus, daß er über Das, was er will, nie in Verlegenheit kommen kann. Er wird sich entweder über einen Vorwurf vertheidigen oder er entwickelt Verhältnisse, bei denen er aus dem vollsten Materiale schöpfen kann, oder er trägt auf Dinge, Gesetze, Entschließungen an, die er schon dadurch empfiehlt und einschmeichelnd macht, daß er sie als nothwendig darstellt. Ein Redner der Opposition zu sein, ist dankbarer, aber auch schwerer. Schwerer, weil man sich nur auf dem luftigen Gebiet des Möglichen bewegt, dankbarer, weil das Mögliche sich in reizenderen Farben schildern läßt, als das Wirkliche oder das Nothwendige. „Ich beneide die Opposition, sagte einst Guizot nach einem schönen Vortrage eines Mitglieds derselben, ich beneide sie zuweilen und ihre Redner. Sie können sicher auf die Tribüne kommen und frei alle ihre Empfindungen, alle ihre Verstimmungen aussprechen. Wer das Land regiert, ist übler daran. Wir dürfen es nicht aufregen, nichts von Empfindungen aussprechen, die es nur kompromittiren würden. Wir müssen unser Gemüth beherrschen, während Andere es hier frei können ausströmen lassen."

Guizot würde nicht ganz das Harte und Strenge haben, das man ihm in Frankreich vorwirft, wenn er nicht immer in der Lage wäre, vertheidigen, beschränken, strafen zu müssen. Es ist ihm etwas Gouvernementales angeboren, das Schicksal hat dieser Bestimmung nachgegeben und ihn zu wiederholten Malen an die Spitze eines Landes gestellt, dessen Krisen er zu beobachten, dessen Stürme er zu beschwichtigen hatte. Guizot's Talent, in eine andere Stellung gebracht, könnte in seinen Wirkungen eben so glänzend sein. Es fehlt seinem Gemüth nicht an höherer Weihe, sein Herz ist des Enthusiasmus fähig, auch seine Rede könnte hinreißen, wenn sie nicht in der Lage wäre, vertheidigen zu müssen.

Guizot's Organ ist nicht stark. Er würde die Akustik dieser Kammer nicht beherrschen, wenn ihm die Würde des Ministers nicht zu Hülfe käme. Sein Portefeuille ist der Huissier, der ihm Ruhe gebietet. Wenn bei Andern die Klingel des Präsidenten lärmt, um Ruhe zu schaffen, so öffnet Guizot sein Portefeuille, nimmt eine Depesche hervor und es wird todtenstille. Guizot's Aktion ist einfach, ohne Leidenschaft, und von einer tiefen, wie es scheint, immer in ihm lodernden Glut geschürt. Es liegt in dieser Ruhe, in dieser Sicherheit eine entwaffnende Kraft. Man haßt diese sicheren, taktfesten Zurückweisungen Guizot's und ihn selbst, der diesen Haß wohl empfindet, reizt es, bittrer zu sein, als es das Interesse seiner Stellung erfordert. Guizot's Bitterkeit ist ohne Leidenschaft. Darin liegt ein gefährlicher Stoff zu ewiger Feindschaft. Die Gegner fühlen, daß sie von Guizot nicht blos besiegt, sondern auch verachtet werden. Ja zuweilen hat es den Anschein, als ignorirt' er sie. Er spricht von den Anwesenden, als wären sie nicht zugegen. Er spielt mit kaltem Sarkasmus nicht

selten die Debatten ganz aus dem Halbrund der Kammer heraus und verweist sie in die Journale, in die Coterien, in die Clubbs. Er sagt nicht, daß sie dorthin gehören, aber seiner Art, die Verhandlung zu objektiviren, sieht man diese Andeutung an. Es ist nicht zu leugnen, daß bei allem Adel seines Willens, bei aller Kraft seines Gedankens, bei aller Tiefe seines Talentes Guizot auf die Tribüne zu viel von dem Katheder mit hinüber genommen hat.

Ich kann hier den Erörterungen Guizot's über Buenos-Ayres und Griechenland nicht folgen, nicht alle Unterbrechungen, die er fand und widerlegte, wiedergeben. Ich bemerke nur, daß es in Frankreich eine Freude ist, zu sehen, wie selbst Köpfe, deren unveränderlicher Gedanke die Stabilität und Ordnung ist, vom liberalen Prinzip aufs innigste durchdrungen und beherrscht werden. Guizot nannte ohne Weiteres die bairisch-griechische Regierung schwach, ja schlecht. Er that es, ich weiß, aus Rücksicht auf England, das Griechenland völlig dem französischen Einfluß entzogen hat, aber das hinderte nicht, in seiner Schilderung unverkennbare Züge von Wahrheit zu finden. Bedenkt man, daß diese Züge bald in hunderten von Zeitungen wiedergegeben und an alle Enden der Welt verbreitet werden, so vergrößert sich plötzlich der Maßstab, den man an diesen gesetzgebenden Körper legen muß. Man erschrickt, daß Das, was hier in zehn Minuten nur so hingesprochen wird, zehn Wochen lang ganze Nationen beschäftigen kann: man erschrickt und bewundert es.

Auf den Einwand, daß ein Gesandter in Griechenland hinreiche, um dies Land zu beobachten, und die Reisekosten für die außerordentliche Mission des Herrn Piscatory unnütz gewesen wären, bemerkte Guizot sehr wahr, daß Griechenland

noch nicht zu jenen civilisirten Ländern gehöre, die man auf diplomatischem Wege kennen lernen könne. Auch wäre dies Land in einem Zustand von Naturwüchsigkeit, der seine eigentliche Kraft jeder administrativen Controle entzöge. Die Leidenschaften der Häuptlinge regierten das flache Land, die Gebirge, die Thäler, und um hier den Geist des Volkes zu studiren, hätte man Herrn Piscatory abgesandt. Guizot machte eine Pause und Herr Piscatory selbst erhob sich von seinem Sessel. Es war dies verabredet. Herr Piscatory hatte sein Stichwort gehört und erhob sich. Diese kleine Comödie hinderte wiederum nicht, daß ich dies Nennen und Beweisenkönnen, dies Rufen und schnelle Erscheinen doch großartig fand. Man sah, daß in diesem Saale nicht Menschen, sondern Thatsachen nebeneinander sitzen, daß man hier Worte, aber auch Geschichte macht.

Piscatory, ein noch jugendlicher Deputirter aus dem rechten Centrum, sprach von seinem Sitze aus mit einem sonoren, kräftigen Organ. Es lag eine natürliche Anschauung seinen Worten zu Grunde, und so theilte sich ihnen eine große Frische und Lebendigkeit mit. Er sprach sich nicht über seine Resultate aus, wohl aber über die Methode, wie er zu ihnen gelangte. Er schrieb Alles, was er erwirkte, den Verdiensten des regelmäßigen Botschafters in Athen zu und erntete für diese in ihrem Zweck eben so höfliche, wie in ihrem Vortrag anziehende Erklärung ein allgemeines: Três bien, três bien.

Guizot wollte jetzt auf der Tribüne fortfahren. Aber eine kräftige, kecke Stimme erhob sich, um die eingetretene Pause zu benutzen. Es war die Stimme Mauguin's.

Von der diplomatischen Tribüne aus, in der ich dies

merkwürdige Schauspiel beobachtete, war es nicht möglich, Mauguin zu sehen. Ich sah nur die kahle Glatze, die breiten Schultern, hörte nur eine dreiste, breite und auseinandersetzende Rede. Es ist bekannt, daß sich Mauguin auf eigne Hand zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten in Frankreich gemacht hat. Die andern Ministerien kommen und gehen; Mauguin bleibt. Die andern Ministerien schwanken, Mauguin ist nicht zu erschüttern. Thiers, Guizot, Molé haben ihre auswärtige Politik, Mauguin hat die seinige. Mauguin weiß, was in allen Ländern vorgeht. Er kennt Polen, er kennt Rußland, er kennt Persien. Er weiß, wie viel Kinder jährlich in Polen von den Russen geschlachtet werden; er weiß, wann in Karlsruhe oder Kassel oder Braunschweig eine Revolution ausbrechen wird. Er hat seine Gesandten, seine Agenten, seine Emissaire für sich. Sie kosten ihm keine Reisegelder; denn sie leben alle in Paris. Sie schreiben ihre Depeschen aus ihren Stationen, die er ihnen nicht zu bezahlen braucht, die er im Gegentheil sich bezahlt macht. Er gibt sie dem Journal du Commerce. Die politischen Flüchtlinge aller Nationen geben ihm Materialien zu seinen Interpellationen. Er ist es, der jährlich den Polen in der Dankadresse auf die Thronrede ihre Nationalität sichert. Ohne Zweifel bleibt er dadurch ein gutes Ferment der Kammer, wenn es ihm auch an gewissenhafter Ueberzeugung, Consequenz und in seiner Domaine des Auslandes an gründlichen, auf Facta gestützten Kenntnissen fehlt.

Mauguin fing denn nun auch richtig von Persien an. Statt im Schatten des Bois de Boulogne zu spazieren, lustwandelte er bequem unter den Datteln von Teheran. Er sagte: „Ehe ich auf Persien komme, benutz' ich die Gegenwart

des Ministers auf der Tribüne (Mauguin sprach von seinem Platze aus), ihm zu sagen, daß unsre diplomatische Inferiorität nicht aus der geringen Zahl unsrer Agenten entsteht, sondern aus unsrem diplomatischen Geschäftsgange."

Allgemeine Spannung. Mauguin ist noch nicht in Teheran, er ist noch nicht einmal bei Lafitte und Caillard, er ist im Hôtel des Capucines. Guizot sieht lächelnd von der Tribüne auf den energischen Redner herab, der jetzt von Courieren, Depeschen und Brieffelleisen reden wird.

Mauguin enthüllte nach langer Vorbereitung endlich folgendes Geheimniß: „Die französischen Gesandten haben seit elf Jahren keine Instruction bekommen, seit elf Jahren sind sie um nichts gefragt worden. Als Mehemet Ali durch die Schlacht bei Koniah beinahe dicht vor Konstantinopel war, wußte unser Gesandter nicht, was er thun sollte. Er hatte keine Instruction. In Portugal haben unsre Agenten nie eine Instruction gehabt. Keiner unsrer Agenten hat eine Instruction. Sie reisen ab ohne Instruction, sie bleiben ohne Instruction. Sie lachen, meine Herren? Warum lachen Sie, es ist die reine Wahrheit. Zwei Minister haben seit 1830 Instructionen gegeben. Alle andern nicht, und so kommt es, daß wir in Paris nichts erfahren und nichts wissen."

Die ministeriellen Deputirten fanden diese genaue Bekanntschaft des Herrn Mauguin mit Dem, was in den Cabinetten vorgeht, sehr komisch und lachten. Soult saß ruhig auf seiner Bank, immer dieselbe mürrische, abgespannte, ermüdete, eigensinnige Miene zeigend. Guizot, der noch auf der Tribüne stand, nahm endlich das Wort, setzte die neuesten Beziehungen Frankreichs zu Persien auseinander und ging mit trockner Ironie auf den von Mauguin

angeregten diplomatischen Geschäftsgang über. „Möglich, sagte Guizot, daß Herr Mauguin in den fremden Kanzleien heimischer ist, als ich. In Betreff Frankreichs kann ich ihn versichern, daß er sich irrt. Unsere Botschafter wissen sehr wohl, was sie zu beobachten haben. Die Acten des auswärtigen Departements könnten ihn darüber eines Bessern belehren."

Der Paragraph wurde angenommen und Guizot verließ die Tribüne. Das Wahre an Mauguin's Einwurf mag wohl sein, daß die häufige Aenderung der auswärtigen Politik Frankreichs, die Aenderung der Ministerien und die Einmischung des Königs viel dazu beitragen, daß die auswärtigen Agenten Frankreichs sehr oft über die Absichten ihrer Regierung im Unklaren sind. Leicht möglich, daß in den ewigen Verwirrungen der französischen Politik manche Stationen, die außerhalb der bedeutenderen Brennpunkte liegen, lange ohne Instruction bleiben und in Augenblicken, wo auch an sie einmal die Reihe kommt, in die Debatte gezogen zu werden, nicht wissen, woran sie sind. So viel mir bekannt, ist nur die österreichische Diplomatie selbst in ihren entlegensten Stationen immer au fait der Thatsachen. Man schickt von Wien in bestimmten Zwischenräumen lithographirte Berichte, die allen Agenten der Regierung den Stand der Dinge, wie er in Metternich's Kanzlei angesehen wird, mittheilen. Eine solche Maßregel ist nur bei einem System möglich, das vom Grundsatz der Stabilität ausgeht. Frankreich, das täglich schaffen muß, täglich sich neuen Boden zu erobern hat, Frankreich, das überall in Frage gestellt ist, kann sich kaum für heute, geschweige für morgen verbürgen. Wenn Mauguin eine diplomatische Frage anregen will, so

könnte man ihm die Regulirung der Gesandtschaftsgehalte anempfehlen. Ich kenne französische Diplomaten, die von ihrem Staate 50,000 Franken jährlich erhalten, um ihn würdig in der Fremde zu vertreten. Während die russischen und englischen Agenten Feste geben und sich zum Mittelpunkt der Gesellschaft machen, sitzt der französische Envoyé daheim und ökonomisirt, geizt, spart für seine Rückkehr nach Paris, spart für seine Zukunft. Beim englischen Gesandten sieht man Abends Kronleuchter schimmern, beim französischen eine einzige ärmliche Sparlampe.

Die Debatte kam jetzt auf Algier. Wer kennt nicht die Verhandlungen über diese unglückliche Eroberung? Ihr ewiges Einerlei verändert sich nur durch die dabei genannten Zahlen, die Zahlen der Truppen nehmen zu, wie die Zahlen der Credite. Von Jahr zu Jahr mehr Tausende an Menschen und mehr Millionen an Geld. Als die Bourbonen von Frankreich schieden, ließen sie die eroberten Trophäen Algiers zurück. Die Julidynastie zögerte, ob sie sie annehmen sollte, sie zögerte Jahre lang, goß Tropfen auf Tropfen in das große durch Afrika aufgeregte Meer von Leidenschaft diesseits und wildem Naturhaß jenseits des Meeres. Es zischte und Alles war wieder vorbei. Mit jedem Frühjahr begann dasselbe Experiment, in jedem Herbste endete es mit denselben Gräbern. Einige kleine Siege gaben Stoff zu großen Gemälden, Franconi's Circus in Paris führte kriegerische Scenen aus der Wüste auf, nichts wollte helfen, diese Eroberung in Frankreich populair zu machen. Die Bourbonen hatten den Krieg mit einem religiösen Nebengedanken begonnen. Es schimmerte in ihren Lilienfeldern etwas von der Glorie eines Kreuzzuges gegen die Ungläubigen.

War der Schimmer echt oder nicht, er blendete. Er blendete das Volk, das mit dem Christenthum noch nicht so gebrochen hat, wie der Constitutionnel. Man hätte in der Vendée, der Bretagne, in der Guienne, im Lyonnais noch Gemüther genug gefunden, die sich für einen christlichen Kampf gegen die Barbaresken hätten begeistern können, aber jetzt, wo durch die Julidynastie Alles auf die materiellen Interessen geworfen ist, jetzt, wo man den Grundsatz: „Was hab' ich davon?" an die Spitze Frankreichs gestellt hat; jetzt, wo man Alles in Actien, Dividenden und Renten verwandelt, verlangt man von Algier einen ergiebigen Nutzen. Es ist kein Stapelplatz für den Handel, kein Ort der Ausfuhr, keiner der Einfuhr geworden: es trägt höchstens einzelnen Entrepreneurs, die für die Bedürfnisse der Armee sorgen, Vortheile. Es ist auch kein Abzugskanal für die revolutionären Elemente geworden; denn die Offiziere kommen trotziger aus der Wüste zurück, als sie dorthin gehen. Die Generale erwerben sich Ruhm, verfallen mit der Regierung und werden Nothwendigkeiten, eine Kategorie von Menschen, die Louis Philipp haßt, seitdem er selbst das für Frankreich einzig Nothwendige geworden sein will.

Man hätte längst Algier aufgegeben, wenn nicht drei Dinge für die Beibehaltung sprächen. Erstens fürchtet man, damit den Engländern einen Gefallen zu thun, zweitens will man bei einer Theilung des türkischen Reiches durch den Besitz Algiers auf den Besitz der ganzen nordafrikanischen Küste Anspruch machen, drittens fürchtet man die bekannte Thatsache, daß in Frankreich alles Das unpopulär ist, was die Regierung verfolgt, und alles Das populair wird, was sie aufgibt.

Es gibt in der Deputirtenkammer einige algierische Catone, die, so oft der Name Algier genannt wird, ihr ceterum censeo aussprechen müssen. Die Einen sind für, die Andern gegen die Beibehaltung dieser von Allen als lästig eingestandenen Colonie. Herr Desjobert kam mit einem Sack von Broschüren, Flugblättern, Zeitschriften auf die Tribüne, breitete zum Schrecken der Deputirten diesen Apparat behaglich vor sich aus und begann nun mit Tausenden und Millionen zu rechnen. Er zählte Todte, Verwundete, er zählte die Fortschritte, die keine wären, die Eroberungen, die nur auf dem Papiere ständen, er rieth, Algier aufzugeben oder ein anderes System zu beginnen. Herr Desjobert verwickelte sich so in seine Citate, daß er aus Adam Smith vorlas, was Parnell gesagt hatte, Say für Sismondi anführte, Broschüren und Zeitschriften ineinander mengte und zum großen Trost für die Kammer endlich mit einem flauen Abgange schloß.

Nach ihm kam Herr de Corcelles. Dieser Deputirte mit gescheiteltem Haar hatte die Miene eines Leichenbitters. Es durchfuhr die Kammer ein Frösteln, als sie Herrn de Corcelles mit einer großen geschriebenen Rede auftreten sahe. Ein tiefer Seufzer hallte mit seltner Einstimmigkeit durch das ganze Palais Bourbon.

Feierliche Stille war die nächste Wirkung dieses verzweifelten Blickes in die Zukunft einer langen tödtlichen und getödteten Stunde. Herr von Corcelles begriff nicht, wie ihn und seine geschriebene Rede heute eine so großartige Erwartung begrüßen konnte. Was den größten Rednern Frankreichs oft nicht gelingt, sich Ruhe zu erzwingen, das schenkte man ihm freiwillig, ohne Huissier, ohne Klingel. Herr von

Corcelles lächelte. Er war angenehm überrascht von dieser Liebenswürdigkeit der Kammer. Er sahe nicht, daß diese Stille nur jener feierliche Moment war, der gewöhnlich den verzweifelten Entschlüssen voranzugehen pflegt. Er war seit einer Secunde ein großer Redner geworden. Er hatte eine Pause gewonnen, wie sie Guizot, wie sie Thiers, wie sie Berryer oft nicht erzwingen können. Er benutzte auch diese Pause. Er zog sein Taschentuch, er breitete sein Heft vor sich aus, er trank ein Glas Zuckerwasser. Man hörte deutlich einen kaum halb unterdrückten Schmerzenslaut, als Herr von Corcelles endlich anfing und mit tragischem Pathos begann: „Le gouvernement, Messieurs —“

Herr von Corcellas las eine Stunde. Aber die Kammer schlief nicht. Sie hatte sich zum Schlafen zurechtgelegt, aber sie bekam zu lebhafte Träume und wachte wieder auf. Sie wachte, als wenn Herr von Corcelles nicht da wäre. Sie erzählte sich hundert kleine Geschichten, sie lachte, sie scherzte, sie debattirte. Herr von Corcelles ist in Algier, die Deputirten sind in Paris. Herr von Corcelles jagt sich mit den Beduinen herum, parlamentirt mit Abdel-Kader, baut Festungen, colonisirt die urbaren Gegenden der Wüste Sahara. Herr von Corcelles schifft über die Tafna, besichtigt Constantine, liefert in den Ebenen von Metidje mehrere glückliche Treffen gegen die vereinigten arabischen Häuptlinge, die Kammer stört ihn in seinen Siegen, in seinen Triumphen nicht. Herr von Corcelles verlangt von der Kammer ein dreifach erhöhtes algierisches Budget, die Kammer votirt ihm in Gedanken Alles, was er will, sie hört ihn nicht. Sie hat an dem Ball des Präsidenten, am Ministerium, an der nächsten Wahl der Akademie, an den Niederlagen der Engländer in

China Stoff genug, sich gemüthlich zu unterhalten, der Präsident berechnet seine Couverts, seine Dienerschaft, seine Weine, die Minister haben endlich einen freien Augenblick, sich zu erholen, sie werden in demselben Moment in Anklagestand gesetzt von Herrn von Corcelles, von dem Redner vor ihnen, von diesem unglückseligen hohlen Grabesredner: und doch sind sie zum ersten Male im sichersten Besitz ihrer Portefeuilles. Herr von Corcelles will es ihnen nehmen! Die Zuschauertribünen entleeren sich, die Stenographen spritzen die Feder aus und begnügen sich, in ihre Zeitungen zu setzen: „Herr von Corcelles nahm das Wort, konnte aber wegen undeutlichen Organs und im Geräusch der Kammer nicht gehört werden." Dies Alles hinderte aber den Redner nicht, fortzufahren. Er las, er declamirte, er lächelte. Er nahm Zuckerwasser, wie ein anderer großer Redner. Er beschwor die Kammer, die Minister, den König. Man sah einen gesticulirenden schwarzen Schatten am Gestade des donnernden Meeres. Aus dem Tosen und Brausen sah man einzelne Schiffstrümmer hervorspringen, ein Bret, ein Gefäß, ein Tuch. Man hörte dann und wann Abdel-Kader — Méditerranée — Angleterre — vaisseaux — avantages — utilités — présomption — ministère — bis endlich nach mehr als einer Stunde die Kammer von ihren Leiden erlöst war. Herr von Corcelles war mit seinem Manuscript zu Ende und verließ die Tribüne mit einem Lächeln, das mich rührte, weil es wohl schwerlich damit Ernst war. Ich sah erst jetzt, daß Herr von Corcelles sich auf die äußerste Linke setzte. Wenn die Opposition keine besseren Talente ins Feld zu schicken hat, ist sie wenigstens in der Kammer verloren.

Wer erinnert sich nicht eines herbstlichen Abends, wo man

lustwandelnd durch Weingärten hinunterblickt auf einen nebelnden See? Immer dunkler werden die Schatten, immer grauer die Umrisse des Wasserspiegels, der zuletzt vor unsern Augen verschwindet. Da steigt plötzlich am jenseitigen Ufer aus einem Garten, wo sie das Fest der Weinlese feiern, ein feuriger Streifen in die Luft. Eine Leuchtkugel zerstiebt in tausend schimmernde Funken, die mit sanftem, aber magisch hellem Leuchten die ganze Gegend erhellen. Man sieht die Bäume, die Berge, man sieht den Spiegel des Sees wieder. Es ist ein zauberhafter Moment, diese Nacht und diese plötzliche Helle!

So war die Stimmung der Versammlung, als ein Redner die Tribüne betrat, den ich während der ganzen Dauer der Sitzung unverwandt beobachtet hatte. Niemand hatte mir ihn gezeigt und doch hatt' ich ihn aus den Hunderten herausgefunden. Im linken Centrum, drei Bänke hinter den Ministern, dicht neben dem Obersten Pairhans, saß eine kleine Gestalt mit auffallenden, an Napoleon erinnernden Gesichtszügen. Diese Gesichtszüge jugendlich, das Haar grau. Ewig lächelnd rutschte dieser Deputirte seit drei Stunden auf seinem Sessel hin und her, die kurzen Füße fast in der Luft schlenkernd. Zuweilen ein sarkastischer Blick zum Obersten Pairhans, ein leises Wort, sonst gemessen, zurückhaltend, nicht so unselig plauderhaft und würdelos, wie die übrigen Deputirten; zuweilen sich etwas notirend, innerlich aufgeregt, formend, bildend, gestaltend, eine kleine Welt für sich. Mancher Deputirte ging vorüber und drückte dem Kleinen die Hand. Dieser erwiederte jede Freundschaft mit Herzlichkeit, rückte an der Brille hin und her, lächelte zu dem Murmeln, zu dem Zischen, zu den Bravis und stellte eine still für sich ab-

geschlossene Neutralität vor, eine Uhr gleichsam, die zu schlagen gewohnt ist, heute aber, da man sie aufzuziehen vergessen, still stand. Plötzlich aber bekam die Uhr Leben. Ein Schnurren, ein Knarren. Herr von Corcelles ist auf der letzten Seite seines Manuscriptes, der kleine Redner erhebt sich, durchschreitet zur Erde blickend das Couloir und steht auf der Tribüne, über deren Brüstung er kaum hinausreicht. Es war Thiers.

Es gehört zu den ersten Gesetzen der parlamentarischen Redekunst, daß man das Messieurs nicht zu früh ausspricht. Messieurs, hineingeworfen in die Unruhe einer Versammlung, die voller Erwartung sich auf etwas Bedeutendes vorbereitet, kann eine ganze Rede umwerfen. Messieurs wiederholen, heißt die Erwartung abspannen. So bleibt nichts übrig, als es zu machen, wie Thiers. Thiers ließ der Kammer Zeit, sich auf ihn vorzubereiten. Er ließ jedem Schwätzer Zeit, seine Vermuthungen über Das, was er reden würde, beim Nachbar anzubringen. Es währte drei volle Minuten, bis Alles still wurde, so still, daß man in Guizot's Brust es hätte können klopfen hören. Messieurs! Große Pause. Wer sprach Messieurs? Thiers. Ist das Thiers? Er beginnt: „Je ne crois pas;“ — Pause. Ich habe Gelegenheit, mich in Thiers Organ zu finden. „Je ne crois pas, que le moment soit bien choisi, pour traiter l'ensemble de la question d'Afrique. Dans ce moment on fait la guerre, on la fait avec activité, avec habilité. J'espère qu'elle aura les résultats heureux, que nous devons en attendre.“ Ironisches J'espère! Alles lächelt, Thiers lächelt. „Je viens uniquement signaler à la Chambre un point important, et d'après l'opinion

unanime de tous ceux, qui se sont occupés de la question africaine, du point le plus important peut-être, le port d'Alger.“ Großes Aufsehen. Allgemeine Bewegung. Thiers wendet sich zur Seite, läßt der Kammer Zeit, sich zu ärgern oder sich zu freuen, und trinkt ein Glas Zuckerwasser. Thiers wendet sich wieder an die linke Seite, die er anredet, und beginnt: „Toutes les opinions —“ doch ich kann nicht Schritt vor Schritt folgen, sondern muß mich begnügen, über den Gesammteindruck zu berichten.

Es versteht sich bei der Figur des berühmten Redners von selbst, daß sein Organ sehr hoch liegt. Thiers hat eine auf den ersten Augenblick unangenehm klingende Fistelstimme. Ein Kindersopran ist Alt gegen Thiers Stimme. Die bedeutendsten Schauspieler und Redner hatten von jeher mit ihren Naturmitteln zu kämpfen. Thiers hat ein Organ, das nicht nur unangenehm hoch, sondern auch unrein und belegt ist. Seine Respiration ist asthmatisch. Seine Stimmwerkzeuge sind eng und geben den Ton nur gewaltsam von sich. Hier sind keine Modulationen von Höhe und Tiefe möglich. Hier fließt kein frischer Bergquell aus dem Felsen der Brust. Hier ist keine Malerei der Leidenschaften, kein Auf- und Niedersteigen möglich, sondern mit großer Mühe dreht sich ein einziger dürrer und rauher Faden zusammen, ein einziger Ton, der sich zuweilen in völlige Heiserkeit und katarrhalische Affection verliert. Jeden Augenblick fürchtet man, daß dies mitgenommene Organ erschöpft ist. Das stereotype Lächeln dieser Mienen bekommt einen Anhauch von Schmerz. Der Gedanke, die Leidenschaft, das Talent kann sich nicht jeden Weg durch die Organe bahnen, wie es möchte. Und doch dauert dies schartige Instrument aus. Schon im ersten Worte

heiser, kann Thiers stundenlang reden, ohne erst heiser zu werden. Man gewöhnt sich allmälig an diese fistulirende Monotonie, ja noch mehr, man findet sie zuletzt melodisch. Der geistvolle Gedanke gibt diesen heisern Tönen eine höhere Art von Wohllaut, das bewunderungswürdige Talent des freien Wortes verwandelt zuletzt dies Gekrächz in Gesang.

Das Geheimniß dieser reizenden Wirkung der Thiers'schen Rede ist die Improvisation. Die Worte strömen frei dem Gedanken zu. Nichts ist gesucht. Alles ergibt sich von selbst. Er wurde oftmals unterbrochen, aber jede Unterbrechung lieh seinem Vortrage eine neue Schönheit; denn er verflocht unerschrocken die Antwort in den Zusammenhang seines Ganzen. Auf Alles schnell gefaßt, wußte er Alles schnell zu lösen. Ohne Pedanterie erklärte er Manches für unerheblich. Auf Zahlen kommt es ihm wenig an. Er läßt sich nichts irren, nichts anfechten, und verräth, was noch wichtiger ist, keine Empfindlichkeit. Es gibt gewisse pomphafte Redner, die der Widerspruch reizt, die mit glühendem Kopfe die Karten wegwerfen oder sich diese und jene Einreden anders zu erbitten erlauben. Thiers behält eine immer gleiche Bonhommie. Er verliert sein Gleichgewicht auch dann nicht, wenn sich Alles gegen ihn erhebt. Mit Ruhe schlägt er die Hände übereinander, geht rechts, geht links, trinkt Wasser, lächelt und wartet, bis man die Gnade hat, ihn wieder hören zu wollen. Selbst besiegt verläßt er nie die Tribüne ohne schlagenden Eindruck, und sein Eindruck ist um so sicherer, als er sich natürlicher Hülfsmittel bedient. Ist die Idee, die Frage zu Ende, so schließt Thiers. Hat er nichts mehr zu sagen, so schweigt er. Er macht keine Coda, keine Doxologie, kein Amen, sondern setzt sich frisch und kurz auf

seinen Sessel nieder, den er unverwandten, unveränderten Antlitzes, nur mit etwas geröthеter Wangenfarbe behauptete.

Thiers sprach über den Hafen von Algier. Es verschlägt nichts, wenn der Fremde diesen Gegenstand an sich auch interesselos findet. Thiers bewies die Nothwendigkeit, die Befestigung der afrikanischen Niederlassung mit dem Hafen von Algier zu beginnen. Man sah, es standen ihm, als ehemaligem Minister, die Acten aller der Vorbereitungen noch zu Gebote, die man früher für dies Werk getroffen. Seine Rede mit allen ihren hydraulischen, militairischen und mechanischen Excursen ist später von den Organen der Regierung sehr verspottet worden, aber sie machte großen Eindruck. Den Augenblick hatte Thiers mit der ganzen Zündkraft, die in der Beherrschung des Momentes liegt, inne. Er verließ die Tribüne mit dem Nachhall eines großen moralischen Sieges über seine Gegner. Diese erschienen als die Zögernden, er in voller Glorie als Mann der That.

Die Anklagen gegen die Trägheit der Minister durften nicht ohne Antwort bleiben. Stillschweigen auf einen solchen Phalanx von Thatsachen, Namen und Zahlen, wäre eine Niederlage gewesen. Und es erhob sich in voller Manneslänge der Herzog von Dalmatien! Soult schritt in gemessener Würde auf die Tribüne und begann in schlichten, aber energischen und höchst leidenschaftlichen Worten eine kurze Vertheidigung. Man sah ihm an, dem alten Krieger, wie lästig ihm diese Abhängigkeit von den Zungen der Advocaten war. Gewohnt an militairischen Gehorsam, hätte er lieber die Bänke seiner Gegner mit Petarden sprengen lassen, als hier mit Worten gegen Worte Rede stehen mögen. Die mür-

rische Stimmung der Altersschwäche gab ihm etwas Menschenfeindliches. Mit ärgerlichem Humor streckte er seit den vier Stunden, daß die stürmische Sitzung dauerte, seine langen Glieder von sich, strich sich zuweilen den weißen Knebelbart, hörte kalt und gleichgültig, was ihm Humann, Villemain und Guizot zuflüsterten. Thiers, seine Antipathie, Thiers, mit dem er früher Minister war, setzte alle seine Verdrießlichkeit in Galle. Er sprach mit Nachdruck, jedes Wort betonend, jeden Accent seiner Gründe grell hervorhebend: „Ich kann Herrn Thiers versichern, daß alle seine Anklagen grundlos sind. Von zwei Projecten hab' ich das frühere beibehalten. Der Hafen wird rüstig vollendet, je nach dem Credit, den mir die Kammer bewilligt. 900,000 Franken werd' ich auch im nächsten Jahre fordern. Wenn die Kammer mehr geben will, nehm' ich es mit Vergnügen an." Diese Ironie des alten Säbelknopfes, mit trockner Miene vorgetragen, erregte viele Heiterkeit. „Ich will nur 900,000 Franken haben, will mir die Kammer 20 bis 30 Millionen geben, so bitt' ich um Entschuldigung, daß ich sie noch nicht verlangt habe."

Unter großem Lärm verließ Soult die Tribüne. Thiers erhob sich von seinem Sitze und wies mit Leidenschaft die Berichtigung einiger seiner Behauptungen zurück. „Man hat in Algier, sagte er, schöne Straßenquais gebaut, aber keinen Hafen. Die Hafenarbeit geht langsam. Sagt das Ministerium, sie ginge rasch, gut, so will ich's glauben." Der Lärm nahm über diese Ironie zu. Thiers fuhr fort: „Die Kammer und das Land sind von mir über den Hafen von Algier in Kenntniß gesetzt. In der nächsten Kammersitzung (nach den neuen Wahlen) wollen wir sehen, ob das Ministerium

seinen Versicherungen auf dieser Tribüne nachgekommen sein wird, seinen Worten —"

„Seinen Worten?" rief Soult mit Stentorstimme. Die lange Gestalt schoß wie ein getroffenes Wild empor. „Seinen Worten? Was ich sage, ist so wahr, wie nur irgend etwas, was aus — Ihrem Munde kommt!"

Die Debatte wurde persönlich. Es lag der ungezähmteste Haß in dieser Erklärung, die Enthüllung von zahllosen Geheimnissen, die Enträthselung tausendfach verzweigter Intriguen. Es war die Erklärung einer Generation gegen eine Generation.

Thiers replicirte. Soult antwortete noch einmal sehr heftig, sehr persönlich gereizt, mit aller Empfindlichkeit des Alters. Er schloß mit einer Erklärung gegen England; denn gegen England waren ohne Zweifel die mit Enthusiasmus aufgenommenen Worte gerichtet: „Nous sommes maîtres chez nous et n'avons pas besoin du consentement des autres, pour faire ce que nous voulons."

Die Culmination der Sitzung war erreicht. Was noch kam, war Wortgefecht, Berryer verlangte die Vorlegung von Documenten über den Bau des Hafens. Teste, Minister der öffentlichen Arbeiten, kam noch einmal auf die beiden Projecte zurück. Ich kann nicht sagen, daß ich in Herrn Teste's Redeweise die Würde gefunden hätte, die man von den Erklärungen eines Ministers voraussetzt. In heftiger Declamation, in leidenschaftlichem Erguß verlor er sich bis zu Persönlichkeiten. „Herr Thiers rühmt sich, uns 100 Metren vom Hafen zu Algier hinterlassen zu haben; er hat uns noch mehr hinterlassen, er hat uns die Befestigungen von Paris hinterlassen." Hier konnte man kein Wort mehr verstehen.

Alles war in Aufruhr. Statt des Très bien, das man als Antwort der Kammer in allen ministeriellen Journalen lesen kann, antwortete ein allgemeiner Unwille. Es war indiscret von Herrn Teste, an dieses unpopulaire Vermächtniß der Thiers'schen Verwaltung zu erinnern. Das Unzarte dieser Worte lag in dem Ton, in der Manier, in der sie Teste sprach. Diese Manier schien mir zuweilen übertrieben empfindlich, zuweilen völlig würdelos. Es war, als wollte er die Karten hinwerfen und sagen: Mit Euch ist kein Spiel. So sehr auch dies Gefühl die Minister dieses sonderbaren Landes nicht selten überkommen muß, so unpassend ist es doch, es äußerlich zu zeigen. Unter Lärmen und Toben ging Herr Teste von der Tribüne. Es war nicht mehr möglich, ihn zu verstehen. Der Präsident hob die Sitzung auf. Es war nach sechs Uhr.

Man wünschte mir Glück, daß ich unter den vielen flauen Sitzungen der letzten Zeit grade dieser charakteristischen, inhaltreichen und bewegten beigewohnt hatte. Ich glaube nicht, daß dieser Kammer Frankreich ein großes Glück verdankt, aber ich glaube, daß sie Frankreich vor Unglück bewahrt. Ich glaube, daß Staatsmänner in Frankreich diese Versammlung umgehen können, aber nur für Gutes, das sie thun wollen, nicht für Schlechtes. Diese Kammer ist schwach als Initiative, aber stark als Controle. Sie ist nicht Frankreichs größter Reichthum, und doch würde das Land ohne sie arm sein. Es ist gut an dieser großartigen Institution, daß man, will man sie auf fremdem Boden nachbilden, alles Das, was sie klein macht, vermeiden kann. Ihre Vorzüge liegen in ihrem Wesen, ihre Mängel in einer zufälligen Form. Das Repräsentativsystem leidet in Paris an der Nationalität der

Franzosen und an der nachwirkenden Kraft einer Geschichte, die zum Bewußtsein der Freiheit und des Gesetzes erst allmälig aus der Anarchie der Leidenschaften sich entwickelt hat.

Achtzehnter Brief.

Paris, 6. April 1842.

Das Wetter ist ganz so, wie Balzac neulich gesagt hat, „perfide“. Man hat die Sonne, aber die Sonne ist ohne Wärme. Es sind wahre Mamertustage, die Bäume und Sträucher in dem schützenden Viereck des Palais Royal grünen schon, aber die Nächte können durch Frost dem Frühling noch sein Spiel verderben. Ich wollte nach Versailles, aber es ist zu kalt. So irrt man in den Straßen von Paris, berechnet die Entfernungen, berechnet die Stunden, wo man Jemand hoffen darf, zu Haus zu finden. Es ist dies eine der schwersten Rechnungen, die wir oft zehnmal ansetzen, ehe sie einmal aufgeht. Auf die Bemerkung: „In Paris muß man Tage säen, um Stunden zu ernten,“ antwortete mir eine Dame: „Und doch können wir Die, die wir gern hätten, nie haben, und haben Die immer bei uns, die uns langweilen.“

Es ist nicht Sommer, es ist nicht Winter. Diese unglückliche Zwischenzeit macht, daß sich keine Physiognomie der Tagesordnung dauernd ausprägen kann. Heute stellt man den Schirm vor den Kamin, um ihn auf immer zu schließen. Morgen muß man ihn wieder fortnehmen, weil

wir erfrieren würden. Für das Vergnügen der Promenaden ist Paris bei schlechtem Wetter zu groß, bei gutem zu klein. In der That, wenn die Sonne scheint, ist Paris sehr klein. Der fashionable Theil der Boulevards, der Rue Vivienne, der Rue Richelieu, das Palais Royal, in diesem Bereich ist man bald so heimisch, daß man jedem Boutiquier bekannt sein wird. Immer dieselben Eindrücke. Am Tage oft nüchtern, erfreulicher am Abend, wenn die Gasflammen glänzen. Die Kunst des blendenden Scheins ist hier zu großer Vollkommenheit gediehen. Die gewöhnlichste Schenke ist auf Täuschung des Auges angelegt. Durch Spiegelwände, die die rechts und links aufgestellten Waaren rückstrahlen, erhalten alle diese Oertlichkeiten eine künstliche Ausdehnung, beim Lampenschein eine phantastische Größe. Sähe man sich selbst nicht an den Wänden vervielfältigt, man würde alle diese Schinken, diese Würste, diese Backwaaren angreifen und sich verwundern, daß es nur Reflexionen eines gar kleinen Krames sind. Noch immer wählt man unter den Restaurants, ißt bald hier, bald dort, und lernt die Geheimnisse der Speisekarte ergründen. Alle complicirten Speisen fängt man preiszugeben an. Man hält sich an die Devise au naturel, bei der wir wenigstens sicher sind, kein Katzen- für Kalbfleisch zu bekommen. Im Palais Royal ist Alles, was man kaufen möchte, unerhört theuer, nur die Diners im ersten Stock sind wohlfeil und die Langeweile hat man umsonst. Seitdem durch die Straßen die glänzenden Passagen gebrochen sind, hat das Palais Royal verloren. Manche sagen, seitdem es tugendhaft geworden ist. Die einst so übel berufenen kleinen cabinets particuliers sind jetzt die Rauchzimmer der Kaffeehäuser geworden. Die Gallerie Orleans

ist noch der besuchteste Theil des Palais Royal. Man zieht hier alle fünf Minuten seine Uhr, denn man erwartet einen Freund, oder zählt die Minuten zum Diner. Unsre Eitelkeit läßt uns dicht an den Läden hinstreifen, um an den verschiedenen Spiegeln, wenn sie gereinigt sind, unsre heutige Toilette, die Verschönerungskunst der pariser Modisten, zu bewundern.

Des Abends verläßt man kaum die Boulevards. Man geht hundert Mal auf und ab und verwundert sich, daß Landsleute, die nach uns ankommen, Paris so großartig finden. Im Gegentheil. Es fehlt hier überall an dem wahren Reiz des Volkslebens. Keine Heiterkeit, keine Lust an freiem, offnem Ergehen. Wie ist es dagegen in Italien so froh und erquickend! In Venedig dieselben Passagen und Quais, dieselben engen Straßen, dieselben tausend Lichter und Glaskronen und Spiegel, alle Zauber der Insel Mu ano an den Wänden ausgebreitet. Eine wogende Volksmenge. Bunte Trachten, Moden und Costumes. Türken, Armenier, Griechen und moderne Elegants. Die Frauen in Toilette, schöne, häßliche, zahme, wilde, Alles bunt durcheinander. Dazwischen Musik, wandernde Sänger, Sängerinnen, die von Café zu Café mit einer Stimme ziehen, die noch immer an einem deutschen Hoftheater dritten Ranges lebenslänglich angestellt werden könnte. Spielbanden, die Straußische Walzer geigen, mitten auf dem Markusplatz zwischen den Procuratien jeden Abend großes Concert des Militairs. So in Verona, so in Mailand. Von der bunten und froh hinströmenden Menge wird man dort fortgerissen und erheitert. Hier in Paris kehrt man ermüdet, durch das tägliche Einerlei gelangweilt, in sein Hôtel zurück.

Meist flieh' ich daher das kleine Paris in diesem großen und suche mir die dunkeln Gegenden auf. Ich irre von Gasse zu Gasse, ohne fesselnden Eindrücken zu begegnen. Je weiter man kommt, desto weiter die Zwischenräume der Laternen, desto länger die Schatten.

Ich durchwanderte neulich am Tage die Boulevards von der Madeleine bis zur Julisäule, eine Strecke, zu der man fast zwei Stunden braucht. Wenn die wenigen Bäume, die noch auf ihnen stehen, grün werden, bekommen sie ein noch freundlicheres Ansehen. In einer Wanderung von der Madeleine bis zur Julisäule liegt die ganze Gegenwart von Paris, liegt die Geschichte der Vergangenheit. Von den Prachtgebäuden oben, den Theatern, den glänzenden Hôtels der Börsenregenten bis hinunter zu jenen mit so vielem Blut getränkten Stellen, wo dieser Glanz, dieser Friede erkauft wurde, welch ein Absturz! — Von der Porte St. Denis und Porte St. Martin, an den zwei Triumphbogen aus Ludwigs XIV. Zeit und drüber hinaus, verliert sich das Großstädtische der Boulevards. Sie werden gemüthlicher, ländlicher. Die Pracht der Boutiquen und Cafés schwindet. Der Luxus weicht dem Nützlichen, der Comfort zuletzt dem Nothwendigen. An der Wasserkunst, an dem Knie der Boulevards, wo ihre Verlängerung einen rechten Winkel bildet, stehen vier, fünf Theater beisammen; man ist hier mitten in einer neuen Bevölkerung. Hier ist der Weg zum Père Lachaise. Hier fielen die Opfer der Fieschi'schen Höllenmaschine. Aus einem dieser kleinen Häuser entlud sich der mörderische Hinterhalt. Aus welchem? Ich will nicht fragen. Es wüßt's vielleicht Keiner. Paris hat seine Revolutionen vergessen.

Weiter hinab leuchtet die Freiheitsgöttin auf der Julisäule. Warum dieser schwebende Tänzerpas? Das in der Luft schwebende Bein der Freiheit scheint mir ein großes Kunststück des Bildners zu sein, aber es ist würdelos und fordert den Sturmwind heraus, der schon einmal vom Pantheon die Freiheitsgöttin wegwehte. Auf der Säule sind die Namen der Julihelden eingegraben.

Was stand einst an dieser Stelle? Ich lese drüben an einer kleinen Barracke: Weinschenke zur Bastille, die Geburtsstätte der französischen Freiheit, der Freiheit der Welt. Auf diesem jetzt kahlen Platze stand die Zwingburg, die durch Jahrhunderte in ihren düstern Mauern die Verbrechen der Tyrannen, die Gewaltthaten des Despotismus erzählte, ohne daß die Welt mehr davon als dunkle Sagen erfuhr. Am 14. Juli 1789 wurd' es lichter Tag. Die Bastille wurde zerstört, kein Stein blieb von ihr übrig. Es ist ein schauerlicher Anblick, diesen Platz zu sehen, der jetzt so kahl und einst so dunkel beschattet war, einst so grauenhaft wirklich! Die Julisäule verschwindet in der Vorstellung Dessen, was einst hier war. Noch immer hat der Platz keine Abrundung, noch immer sieht man, daß diese kleinen Hütten und Barracken sich einst unter den schwarzen Wällen, Thürmen und Brücken dieses Staatsverließes duckten. Hier beginnt die Vorstadt der Arbeiter, die Vorstadt St. Antoine, die die helfende Hand der Jacobiner war. Alles scheint hier barscher, kräftiger aufzutreten. Es ist eine Art frankfurter Sachsenhausen. Durch die Straße St. Antoine kommt man wieder in das Innere der Stadt zurück, in ihre gewerbsfleißigen, ihre handelsthätigen Theile. Ich liebe diese Wanderungen durch die wochentägige Luft der Städte. Ich ziehe

sie den sonntäglichen Spaziergängen, den Promenaden auf den Trottoirs des Luxus vor. Es ist wahr, jede dieser verwickelten schmutzigen Gassen hat einen besondern, oft garstigen Geruch. Da wohnen die Seifensieder, dort ist ein Schlachthaus, hier in der Rue des Lombards duftet es von Gewürzen und Droguerien. In den Unterbauten der Häuser stehen mit aufgekrämpten Armen die Stößer vor großen eisernen Mörsern und stampfen Schwefel und Pfeffer und hundert Gewürze, ein Lärm, ein Geruch, wie bei den Theriakstößlern auf dem Rialto in Venedig. Und auch hier mitten in diesen Engpässen und Schluchten treten uns historische Erinnerungen entgegen. Dort die zerschossene Kapelle St. Méry, wo vor acht Jahren vierhundert Republikaner gegen die ganze bewaffnete Macht von Paris kämpften, sich in die Klöster verschanzten und durch Geschütz zur Uebergabe gezwungen werden mußten.

Die heutige Opposition in Frankreich macht es sich bequemer. Sie dinirt und opponirt mit Toasten, wie in Deutschland. Das Knallen der Champagnerkorke kostet kein Blut. Geschriebene Reden, ein Journalartikel, sogar ein Toast auf die Ordnung, ein Toast gegen tentatives insensées — es wird lange dauern, bis eine solche Opposition ihren Zweck erreicht.

Dies soll nicht ganz gegen das große Diner der Fourieristen gesagt sein, das jährlich am 7. April zum Gedächtniß ihres Meisters wiederkehrt. In der Straße St. Honoré, im Saale Valentino, in denselben Räumen, wo nur der Göttin des Tanzes sonst geopfert wird, opfert man heute den Manen eines Weisen, der in einem Zeitalter, wo Alles sich abstößt, die Lehre von der Anziehung (der Attraction) verkün=

digte. Man opferte mit einem Diner, mit Toasten und einer längern Rede Victor Considerant's, des gegenwärtigen Hauptes dieser Schule.

Ich trat in einen großen Saal, in dem ich festliche Ausschmückung, ja ich bekenne meine Schwäche, wieder die Musik vermißte. Das Schönste selbst hat seine Pausen und die Musik ist dazu erfunden, diese Pausen auszufüllen. Ich weiß freilich nicht, welche Stelle die Musik in Fourier's System hat. Die Blumen haben eine Stellung in ihm. Fourier liebte die Blumen, auf jedem Tische sah man seine Lieblingsblume, die Kaiserkrone. Kaiserkrone zu lieben, ist etwas monarchisch empfunden, und Fourier hatte eine Tendenz zum Monarchischen, wenigstens zum Aristokratischen. Das System Fourier's ist aristokratischer als der Socialismus. Die Socialisten wollen keine Revolution, sie wollen die Gesellschaft gleich machen, so aber, daß sie den Besitzenden ihr Besitzthum abkaufen. Die Fourieristen lehren dieselbe friedliche Ausgleichung mit dem Eigenthum. Fourier's Schwäche ist die, daß er an die Gebrechen der Gesellschaft anknüpft, daß er die Privilegien nicht blos schont, sondern sicher stellt, daß er Jedem Das läßt, was er hat, auch wenn er es gegen das Wohl des Ganzen hätte. Wollen wir denn doch einmal auf dem Papiere neue Gesellschaften erfinden, so ziehe ich den Socialismus vor, der sich in seinen Prinzipien reiner erhält, und die faule Rente, das faule Erbe und die Börse nicht, wie Fourier, unter den unmittelbaren Schutz der Philosophie stellt.

Es waren wohl über 400 Theilnehmer des Banquets. Die Hälfte kam sicher nur aus Neugier. Viele kamen halb zweifelnd und gingen halb gewonnen. Ich kam zweifelnd,

ich blieb zweifelnd, aber ich ging gerührt. Die edelsten Gesinnungen gaben sich in den Reden kund, man huldigte vielen flachen Allgemeinheiten, vielen leeren Worten, Worten, die schon in der Epoche der französischen Revolution ausgesprochen wurden, damals, als sie neu waren und durch Thaten noch unterstützt wurden. Dennoch fühlte man hier lebhaft, daß für Frankreich jede Selbstbeherrschung, jede Zähmung seines Egoismus ein unermeßlicher Fortschritt ist. Hier war in der That jener trostlose Parteienkampf vergessen, vergessen diese Streitigkeiten um Nichts; es war ein allgemeineres Feld gewonnen, ein Feld für die Entwickelung der Humanität. Man ließ die Kinder leben, die durch Fourier leichter buchstabiren lernten, man ließ die Frauen leben, die durch Fourier von der Nothwendigkeit, sich prostituiren zu müssen, befreit würden. Das war vielleicht lächerlich. Aber man rief auch die schönsten Wahrheiten des vorigen Jahrhunderts zu Vorbildern für das unsre auf, und das war erhaben. Fast alle Toaste waren allgemein und nur einer galt einem besondern Verhältnisse, dem Bunde Deutschlands und Frankreichs. Venedey, ein edler biederer Charakter, hatte den neunzehnten Toast. Er brachte ihn aus im Namen der petite phalange allemande, die sich an dieser Tafel befände. Schon dieser Eingang wurde mit Jubel begrüßt. „Fourier, fuhr Venedey fort, ist im Vaterlande Kant's und Hegel's noch nicht gewürdigt. Die Basis seiner Wirksamkeit würde bei uns eine andere sein, als in Frankreich. Wir Deutsche sind nicht gekommen, um uns für Fourier's System verantwortlich zu machen, wohl aber für eine der schönsten Anwendungen desselben. Fourier hat den Egoismus der Massen bestritten, Fourier hat den Haß der Völker aufge-

hoben. Wir Deutsche sind zu diesem Fest gekommen, weil Fourier's Schüler die Einzigen sind, die nicht den Ruf um Besitz des linken Rheinufers ausgestoßen, die einzigen, die ihn bekämpft haben. Auf Deutschlands Bruderbund mit Frankreich, auf Frankreichs Bund mit Deutschland!" — Kein Toast wurde mit gleichem Enthusiasmus aufgenommen, Alles verließ die Sessel und drängte zu den Deutschen hinüber, um sie zu umarmen. Der Gang des Festes war unterbrochen. Die Beweise von Freundschaft und Hingebung wurden Scenen, die rings die Augen edler Männer von Thränen glänzen machten. „Das ist das Frankreich, sagte ein geistvoller Landsmann, welches unsre Blätter seit einigen Jahren täglich herabsetzen, dasselbe Frankreich, an dessen Demüthigungen sie sich mit ohnmächtiger Schadenfreude ergötzen!" Wahr! und doch konnte das Ganze vielleicht nur die Frucht eines elektrischen Momentes sein. Dies Fourieristische Frankreich ist nicht das Frankreich der Journale und der Kammern, es sind einige Philosophen, die gelernt haben, sich selbst bekämpfen.

Nach dem Toaste Venedey's wollte nichts mehr ansprechen, bis endlich angezeigt wurde, Victor Considerant würde sprechen. Dies führte Aller Blicke auf das Festcomité. Ich sah dort hinter den Kaiserkronen eine Reihe von scharf ausgeprägten Physiognomieen. Es war der engere Ausschuß der Lehre, die Mitarbeiter des Blattes La Phalange, der engere Kreis der Apostel Fouriers. Sie hatten meist den Apostelzug. Sie hatten in ihren Mienen jene Mischung von Schwärmerei, etwas sinnlicher Phantasie, Herzensgüte und Selbstgefühl, die sich in dem Auge und auf der Stirne jedes Sektirers ausgeprägt findet. Es waren Denkerstirnen

und Augen, die weinen konnten. Es lag etwas Verklärtes auf diesen Mienen, etwas Prophetisches. Victor Considerant las mit Gefühl, in jenem rührend elegischen Tone, in dem die französische Sprache sich so schön ausnimmt, eine geschriebene Rede vor. Sie verrieth ein großes Talent. Mit wahrhaft poetischen Schönheiten ausgestattet, erhob sie sich zuweilen zur Inspiration. Er begann mit der Erbsünde und dem Sündenfall, mit der Voraussetzung, daß der Mensch zum Unglück geboren wäre, mit den Erzählungen der Bibel und den Lehren des Dogmas. Aus den Schönheiten der Natur und den Reizen der Kunst, aus den Fortschritten der Erfindungen und dem philosophischen Bewußtsein der Denker leitete er die Ueberzeugung her, daß wir nicht zum Unglück geboren sind. „Die Humanität widerspricht, sagte der Redner, sie widerspricht im Herzen und durch ihre Handlungen. Die Industrie erweitert sich, die Wissenschaft machte Wunder möglich. Die Kunst sang das Leben: der Geist der Dichter und Künstler zauberte die Schöpfungen der Schönheit: es gibt eine Zauberwelt, die im Menschen stets das Bedürfniß des Glückes nährt. Christus kam und lehrte die Erlösung der Welt von dem Uebel, die Erlösung durch die Liebe." Die ascetische, nazarenische Lebensansicht widerlegend, ging der Redner zu den Leiden der Gesellschaft über. Er verglich mit Fourier's Worten den redlichen, aber unglücklichen Fleiß der Arbeitsamkeit mit dem eigenthümlichen Blüthenleben der Kaiserkrone, er ging zu Fourier und seiner dornenvollen Lebensbahn selber über. Thränen erstickten seine Worte, bis er sich männlich emporraffte und den Sieg seiner Lehre in prophetischer Ahnung aussprach. Die augenblickliche Wirkung

war hinreißend. Ich widerstand ihr nicht und mußte mit den Andern die Hand des begeisterten Redners drücken.

Die meisten Anhänger Fourier's, ihre Zahl ist nicht groß, sind geblendet von den Resultaten seiner Lehre. Kann man eine glänzendere Aussicht in die Zukunft geben, als die, welche verwirklichen zu können dies System sich anheischig macht? Fragt man den Fourierismus, was er geben will, so antwortet er: Friede der Welt, Bruderbund allen Völkern! Liebe und Huld für Alle, vom Armen, der nur arbeiten kann, bis zum Reichen, dessen Schätze die Industrie beleben, bis zum Gelehrten und Künstler, dessen Geist denkt und erfindet! Einträchtige Ernte vom Boden der Erde! Luxus selbst, harmonisches Familienleben, Liebe und Freundschaft! Allen Anreiz einer würdigen Ehrbegierde: ein Leben voll Schönheit, ein Leben voll Abwechselung und Begeisterung! Eine freie, eine glückliche Vorbereitung zum höheren Glück des Himmels!

Welche Verheißungen! Auch die Glücklichen werden davon überrascht werden und wie viel Unglückliche gibt es nicht! Ueberall bietet das Leben gescheiterte Hoffnungen, überall Trümmer, überall Schmerzen. Wer zählt die Tausende, die nicht der Mißgunst des Geschickes fluchen, sondern den gehässigen Formen der Erde, dem Egoismus der Gesellschaft! Ein Platz, den ich nehmen wollte, da nimmt ihn ein Anderer! Ein Besitz frei, er gehört nicht Dem, der ihn würdig zu genießen versteht, er gehört dem Zufall, einem Erben, Allen, er gehört nicht mir! Bedürfniß der Familie und kein Herd! Bedürfniß des Ehrgeizes, keine Stellung! Wo man hinblickt, verfehlten Beruf; kein Wille frei, kein Entschluß fest; Alles Ketten, Alles Sklaverei und die größte Sklave-

rei die sogenannte Freiheit unserer Gesellschaft, unserer Civilisation.

Es zieht sich eine tiefe Verstimmung durch unser Leben, es nagt ein tiefer Schmerz an unsrer Gesellschaft. Die wachsende Bildung erhebt unsere Gedanken und der Gedanke steigert unsere Gefühle. Der Kenntniß des Schönen folgt die Begierde nach dem Schönen. Was die Phantasie sich ausmalt, will die Leidenschaft besitzen. Die arbeitende Hand träumt von der genießenden und die Träume verdüstern die Wirklichkeit. Die kleinen Freuden des Lebens reichen nicht mehr aus, um die großen Entbehrungen zu heilen. Die Last dieses Daseins erdrückt die Freude an ihm. Hat man endlich ein Leben geschaffen, so stirbt man. Und der Tod? Und das Jenseits? Trübe Nebel, die auf dem Jahrhundert ruhen!

Philosophen sind aufgestanden, um diesen Schmerz zu lindern. Nicht in Deutschland; nicht der egoistische Hegel, nicht der prahlerische Schelling. Diese suchen den Urgrund der Dinge, diese denken — an Gedanken, diese fühlten nichts für die Menschheit als einen fühlenden Organismus. Owen dagegen lehrte eine gesellschaftliche Philosophie in England; Fourier in Frankreich. Fourier war ein armer Kaufmann, der einem Stand leben mußte, den er haßte, er schrieb Werke, die man verlachte, oder, was in Frankreich noch gefährlicher ist, ignorirte, umfangreiche, styllose, verworrene Bände; er starb in gedrückter Lage, verzweifelnd, hoffnungslos, umstanden von wenigen Schülern, den 10. October 1837.

Ich glaube nicht an Fourier's That, aber ich glaube an seinen edlen Willen. Ich glaube nicht an seine Mittel

aber an seinen Zweck. Ich glaube nicht einmal an die Voraussetzung seines Systems, an die Bestimmung des Menschen glücklich zu sein. Mich erschreckt sein Hedonismus, sein Entgegenkommen an das Bedürfniß der Bequemlichkeit. Unsre irdische Bestimmung ist, gut, nicht glücklich zu sein. Ich würde das Gefühl, das mich in ein Jenseits ruft, nicht verstehen, wenn ich schon hienieden glücklich wäre. Ich bin unglücklich und freue mich, daß ich, dem Geschick zum Trotz, gut sein, gut bleiben kann. Wir sind Geschöpfe der Natur und haben die Bestimmung, vom Geist — der Natur gleichsam abgewonnen zu werden. Wir sind von Natur schlecht, die Erfahrung, die Erziehung, das innerste böse Gelüst beweisen es. Daß wir gut werden, ist das Werk einer zweiten Schöpfung, einer Schöpfung aus dem Geiste, aus der Offenbarung Gottes in die Welt, aus der Geschichte. Fühlen wir diese Bestimmung in unserm ganzen Menschen nach, so werden wir vor dem Unglück, dem Wirrsal dieser Welt, werden wir vor der ungleichen Vertheilung der Güter nicht zurückschrecken. Alles, und nichts mehr als das Unglück, wird uns zum Besten dienen. Diese trübe Aussicht des Lebens ist die der Stoiker und die des Christenthums. Wenn es sich um eine moralische Erziehung des Menschengeschlechts handelt, so weiß ich keine bessere.

Fourier baut seine neue Gesellschaft auf die Voraussetzung von zwölf menschlichen Leidenschaften, die er nach drei Seiten hin gruppirt. Er nimmt diese Leidenschaften, wie sie sind. Er sagt Niemanden, daß er die gefährlichen von ihnen vor dem Eintritt in seine neue Gesellschaft ablegen müsse, Niemanden, daß eine dieser Leidenschaften unwürdig wäre. Er nimmt den Menschen, wie er ist, und ihm ist er gut.

Die Schmetterlingsleidenschaft, wie er es sinnig genug nennt dies Drängen nach Veränderung im menschlichen Gemüthe, diesen Trieb des Unbestandes, nimmt er für eben so vollgültig an, wie den Familismus, den Trieb, Familie zu bilden. Fourier, der nur edle und gute Menschen statuirt, bleibt uns schuldig, zu beweisen, wie zwischen Liebe und Schmetterlingstrieb die Ehe sich erhalten kann, das Band der Familie, die häusliche Erziehung, Lebensgüter und Lebensbedürfnisse, die er durchaus nicht leugnen, Ueberlieferungen, die er nicht zerstören will. Fourier will, daß die Menschheit sich in Familiengruppen je von 1800 Menschen theilen solle. Er nimmt in diese Gruppen, Phalanstère genannt, den Menschen auf, wie er ist, den Bürger, wie er ist, die Menschheit mit allen ihren Vorurtheilen. Er verspricht dem Fürsten seinen Comfort, wie dem Bauer sein gutes Schwarzbrot, er will einer Anomalie des Lebens, die man nur ertragen kann, wenn man sie nicht mit offnen Augen sieht, dicht nebeneinander betten, in der Front der Phalanstère den Reichen, im Hinterhof den Armen. Kann es eine in ihrer Idee naivere und in ihrer Wirkung grausamere Chimäre geben? Demselben Princip untergeordnet sein und doch keine Ausgleichung, einer Sekte angehören und doch, nur etwas wohlfeiler, dasselbe bleiben, was man außerhalb der Sekte war?

Fourier überblickte die Schöpfung und entdeckte auf ihr nichts als den Menschen. Er schälte sich den nackten Begriff des Individuums aus dem Gegebenen los, er isolirte diesen Begriff von Allem, womit Natur und Geschichte ihn umhüllt haben. Es gibt eine Bildung, die sich von der Natur, und es gibt Charaktere, die sich von der Geschichte emancipiren, aber zahllos sind jene Massen, die, zum Trost ihrer

selbst, unbewußt und harmlos noch in der Schale des Gegebenen liegen. Man kann Volksaufklärung, Freiheitsdrang unter den Massen fördern, man kann die Masse zum Bewußtsein ihrer Menschenrechte bringen und doch ist noch ein ungeheurer Schritt übrig, sie von ihrer Heimath, ihrer Gegend, von ihrer Familie, von ihrer Ueberlieferung und tausenderlei Trostreichem, was der Schöpfer zur Linderung unsrer Leiden gegeben hat, abzulösen. Noch ist nicht Alles Fabrikarbeiter, noch ist nicht Alles pariser Proletarier. Noch freut sich der Handwerker, wenn sich sein Laden öffnet und ihm eine Bestellung kommt, noch freut er sich eines guten Kunden, freut sich des Zahlungstages, freut sich des Werktages, wo ihm die Arbeit gut von Händen geht, freut sich des Sonntags, wenn er über Land mit den Seinen zieht und den unschuldigen Freuden der Natur leben kann — warum ihn mit utopischen Träumen reizen? Warum ihm mit der Vorspiegelung einiger Ersparnisse die Wurzeln seines Lebens und seiner Zufriedenheit untergraben? Ich glaube nicht, daß wir nöthig haben, eine neue künstliche Gesellschaft zu erfinden, wenn wir nur nicht ermüden, für die Befreiung der alten zu streiten. Das bisherige Feld der gesellschaftlichen Debatte, der bisherige kirchliche und politische Gesichtspunkt unsrer reformatorischen Bestrebungen reicht vollkommen aus, um die Arbeit von ihrem Druck, den Lohn von seiner Uebervortheilung, das Erträgniß der Natur von ihren künstlichen Lasten zu erleichtern. Ich komme, wenn ich von den Communisten spreche, noch einmal auf diesen meinen festen und unerschütterlichen Glauben zurück.

Die Fourieristen (auch l'école humanitaire genannt) geben eine gutgeschriebene Zeitschrift, La Phalange, heraus,

die jedoch in Paris nicht beachtet wird. Sie hat etwas über tausend Abnehmer. Es sind 400,000 Franken von den verschiedenen Anhängern der Lehre zusammengebracht worden, von denen jährlich 40,000 Franken verausgabt werden. Victor Considerant und seine nächsten Freunde leben von der Phalange und diesem Capital. Man ist in Paris begierig, ob sich die Schule erhalten wird, wenn sie mit ihrem Capital zu Ende ist. Es verdient noch bemerkt zu werden, daß die Phalange die einzige pariser Zeitschrift ist, die den Beurtheilern deutscher Verhältnisse die Anlage eines deutschen Maßstabes erlaubt.

Neunzehnter Brief.

Paris, den 8. April 1842.

Frankreich schöpft seine Kraft aus seiner Einheit. Bei allen Schwankungen seiner Dynastieen, bei aller Kurzlebigkeit seiner Ministerien bleibt eine gewisse Grundlage der Verwaltung sich gleich, die noch von Napoleon's administrativem Talente herrührt. Paris ist das Herz eines Körpers, der in allen seinen Functionen gehorsam den Eingebungen des Herzens folgt. Alle Gesetze sind zum Vortheil dieser Einheit gegeben. Der Instinct des Franzosen, Partei, Masse, ein großes Ganzes zu bilden, ein gewisser Instinct der Ordnung bei aller Beweglichkeit des Charakters kommt jenen Institutionen entgegen, die aus Frankreich ein leicht, schnell und im Allgemeinen gut regiertes Land gemacht haben. Alle Springfedern des öffentlichen Lebens in Frankreich schaffen

jene moralische Kraft, welche die Folge der Einheit eines Staates ist. Der Unterricht, die Religion, die Sprache, die Presse, das Heer, die Nationalgarde, der einzige Orden der Ehrenlegion, die Steuern, die Schuld, die gleiche Vertheilung der Repräsentation nach Kopfzahl und Steuerlast, die Eintheilung in Departemente, die Departementalräthe, die Unterpräfecten, die Oberpräfecten, die Telegraphen und jetzt sogar die Eisenbahnen, alle diese Institutionen sind erfunden im Sinne der Einheit, eingeführt im Sinne der Centralisation. In ganz Frankreich herrscht nur ein Gesetz. Ueberall dieselbe Regierung, dieselbe Controle, dieselbe Freiheit, dieselbe Abhängigkeit. Leben und Tod nach den gleichen Gesetzen vor dem Maire geregelt, überall dieselbe Verpflichtung zum Kriegsdienst und dieselbe Art der Aushebung, dieselbe Besteuerung, die gleiche Vertheilung der Lasten nach dem Einkommen, dieselbe Wahlmethode bei allen politischen Acten, dieselbe Gerichtsverfassung, dasselbe Gesetzbuch. Man kann in Frankreich viel zerstören, ohne noch auf jene Grundlagen zu kommen, die es den Franzosen so leicht gemacht haben, sich nach den heftigsten Schlägen des Geschicks wieder so schnell zu erholen.

Könnte man von irgend einem erhabenen Punkte in Paris aus das ganze Leben Frankreichs mit einem Male übersehen, so würde man über die geschäftige, summende Gleichförmigkeit erstaunen, die an die Thätigkeit eines Bienenkorbs erinnert. In 36,000 Gemeinden, heißt es in einem hübschen Gemälde dieser Einheit, 36,000 Glocken, die mit Sonnenaufgang die Landleute zur Arbeit und zum Gebet rufen. Die einen klingen in den strahlenden Pyrenäenhimmel, die andern in die Nebel des Oceans! Mit ihren kleinen Taschen steht

man auf Holzschuhen oder barfuß die braunen südlichen Kinder und die blonden des Nordens in die Schule gehen. 432,000 Gemeinderäthe wandern, ihre Einberufungsschreiben in der Hand, durch Wald und Feld, über Berg und Thal nach dem Gemeindehaus, um unter 36,000 Maires das Beste ihrer Gemeinde zu berathen. Dort wandert der Alpenbewohner, die Flinte auf der Schulter, nach Havre zu, um sich einzuschiffen in eine Garnison von Martinique oder Guadeloupe, während der Normann die Seeklippen von Ingouville verläßt und Briançon gegen Savoyen vertheidigt. Dies Geld, das der Einnehmer in dem Haidedistrict der Landes als Steuer vom Betrieb der Harzbäume gewinnt, dies selbe Geld baut eine Militairstraße im Elsaß, trocknet die Sümpfe von Rochefort aus, erweitert die Seinequais in Paris. Die Bankbillets, die der reiche Eigenthümer vom Boulevard des Italiens in Paris dem Steuereinnehmer des zweiten Arrondissements an Zahlungsstatt übergibt, werden jene Mauthbeamte besolden, die der Schutz der Tuchmacher in Sedan, der Spitzenfabrikanten von Lille und der Branntweinbrenner von Montpellier und Pezenas sind. Da sind ein baskischer Hirt, dessen Hütte hundert Fuß über den Bergwassern der Pyrenäen liegt, und ein Fischer aus Boulogne, dessen Hütte von der Flut des Meeres bespült wird. Beide haben sich über ihre Dorfschulzen zu beklagen. Ihre Eingaben kommen an demselben Tage in Paris an, man entsiegelt sie zusammen und zusammen geht an Beide die Antwort ab, an einem Tage nach Norden und Süden Prüfung und Entscheid von Seiten der Oberbehörde.

Von Dem, was Frankreich durch seine moralische Einheit besitzt, hat Deutschland so gut wie Nichts. Sogar unser

einziges Bindemittel, die Sprache, ist bei uns so verschiedenartig, daß den norddeutschen Marsch-Bauer der Anwohner des Bodensees nicht verstehen würde. Frankreich hatte einst seine Picardie, sein Burgund, seine Tourraine, seine Bretagne, sein Anjou, wie wir unser Schwaben, Franken, Sachsen, unsre Pfalz und unser Sauerland haben. Provinz gegen Provinz, Stamm gegen Stamm ist bei uns selbst in der Sprache verschieden und verfolgt sich mit Bitterkeit und Spott. Verhöhnend spricht der Süddeutsche von der Sprache des Berliners, der Berliner macht den Sachsen lächerlich, Provinz ist gegen Provinz eifersüchtig. Auch in Frankreich herrschte einst der Cantongeist. Aber schon Richelieu legte die Grundlage zur jetzigen Einheit. Richelieu hob die Macht der Vasallen, Ludwig XIV. die Macht der Parlamenter auf. Durch den Despotismus kam Frankreich zur Freiheit, durch die Revolution zur Gleichheit. Die Revolution zerstörte das Mittelalter, hob alle Localrechte, alle Provinzialgesetzgebungen auf, die Revolution schuf jene glatte Tafel, auf welche das jetzige Frankreich die Kraft seines politischen Daseins begründen konnte, die Centralisation.

Man kann Erhebliches gegen diese Centralisation einwenden, aber man wird ihre Vortheile nicht Verschweigen dürfen. Sie sichert Frankreich eine übersichtliche und kräftige Regierung, sie sichert dem Lande bei allen Schwankungen der Systeme jenes materielle Gedeihen, das bei dem sparsamen Sinne der Franzosen schon jetzt wieder große Reichthümer in allen Theilen des Landes aufgespeichert hat. Der Centralisation verdankt Frankreich die Möglichkeit, sich in sich selbst zu sammeln. Es bildet sich der Stoff für künftige Erschöpfungen, der Ersatz für die möglichen großen Verluste. Die

Centralisation ist das einzige Mittel gegen jenen Localegoismus, an welchem in Deutschland Alles kränkelt, ja, an dem auch in England Alles kränkeln würde, wenn England nicht gegen den Egoismus der Gemeinden den gewaltigen Gegendruck des Egoismus der Nation hätte, wenn das wuchernde Schlinggewächs der Privilegien dort nicht von dem Baume der Freiheit wieder überragt würde. Es mag lächerlich erscheinen, über jeden Stein, der aus einer Kirchhofmauer fällt, erst an die Centralstelle des Departements zu berichten, über jeden Brückenbau erst an das Ministerium der öffentlichen Arbeiten zu Paris, aber wer sichert der Ordnung des Ganzen, daß die Gemeinde die Lücke der Kirchhofmauer wieder ausfüllt, daß die Provinz aus eignem Entschluß dort eine Brücke baut, wo Jahrhunderte lang ein Weg aus Steinen und Brettern oder ein langer Umweg genügte? Ja, gesetzt man baute in Marseille mit ungeheuern Kosten einen Quai, die Ausgaben brächten das Budget der Stadt in Unordnung, man schlüge die Accise des Brotes, die Taxe des Fleisches auf, man ließe um einen glänzenden Quai die Masse der ärmeren Bevölkerung darben, würde man in diesem Falle die ausgleichende Controle einer Centralbehörde nicht der Autonomie der Gemeinden vorziehen?

Allerdings trifft man in Frankreich nicht jene kräftige Selbstständigkeit, jenes poetische Colorit des Provinzlebens, das uns an Deutschland so werth, an Belgien so überraschend ist. Paris absorbirt alle höhern Lebensfunctionen Frankreichs. Paris ist die Blume im Reiche der Mitte, der duftende, betäubende Auszug aller Kräfte der Nation. Nichts macht sich ohne Paris, keine Unternehmung, kein Streben, kein Ruhm, keine Belohnung, nicht einmal ein Erfolg. Die Provinz ist

der Docht, nur Paris die Flamme. Die Provinz frägt und Paris gibt die Antwort. Paris macht Könige und setzt sie ab. Die Provinz ist ein Dorf, nur Paris eine Stadt. Von Paris entspringt Alles und von Paris kehrt es wieder zurück. Es gibt Alles und es nimmt Alles. Die Provinz ist nur Werkzeug, nur Organ, nur Proceß. In der Provinz kann man eine Wahrheit erfinden, sie bleibt ein Traum, bis Paris sie anerkennt. In der Provinz gibt es Künstler, nur in Paris ist die Kunst. Was man in der Provinz schreibt, wird nur in Paris ein Buch. Man darf geboren werden und sterben in der Provinz, leben aber kann man nur in Paris.

Ja, es ist wahr, Alles, was in Frankreich nicht Paris ist, ist ohne Leben, ohne Farbe, ohne Blüte. Es gibt reizende Gegenden, aber es fehlt die Gesellschaft, die sie belebt. Kein Thal, keine Gebirgskette, kein Wildbad wird in Frankreich bedeutend werden, da nichts mit Paris wetteifern kann. Glückliche Pyrenäenquelle, glückliches Provencethal, wenn du gewürdigt wirst, gemalt im pariser Salon zu hängen! Die Berge haben Burgen, die Städte alte Thürme, um die sich Epheu schlingt, man besucht sie nicht, man pflegt sie nicht: kein Schloßtrümmer, keine tausendjährige Eiche, kein altes Verließ ragt in Frankreich so frisch, so jung noch in die Zeit herein, wie unsre Burgen am Rhein, unsre Warten, unsre Rathhäuser, unsre Münster und Dome. Es gibt herrliche Bauten in Frankreichs Provinz, aber es fehlt ihnen die pariser Beleuchtung; die Städte haben Alleen, haben blumenbepflanzte Wälle, haben Theater, Plätze, herrliche Statuen, aber Allem fehlt die Seele, das Relief, der überzeugende Glaube, die Anerkennung, die einschmeichelnde Sicherheit und selbstgetragene Würde. Ich war in Lyon. Eine

Stadt, die schon an Italien mahnen könnte und die sich quält, an Paris zu erinnern. Die Damen könnten schon den weißen italienischen Schleier tragen, aber sie tragen die pariser Moden. Man spricht in Lyon französisch, ohne es zu wissen. Das Französisch der Provinz ist nicht mehr die Sprache, in der Racine und Molière geschrieben haben, sondern eine Sprache des Bedürfnisses, eine Sprache, die auch die Pferde verstehen, eine Sprache, die, wie jede andre, nicht der Geist, sondern der Magen erfunden hat.

Die Nachtheile der Centralisation sind aber noch größer. Die Zurückführung aller der Quellen, die das politische Leben Frankreichs bewässern, auf einen einzigen pariser Ursprung, läßt von der Beschaffenheit dieses Ursprungs das Leben des ganzen Landes abhängig werden. Hier ist in der That möglich, was jener Ungar in Donaueschingen für möglich hielt, durch ein Zuhalten der Donauquelle den Wienern die Donau abzusperren. Trübt man hier die Quelle, so trübt man alle Ströme. Die Administration wird abhängig von der Tagespolitik. Die Minister benutzen die Centralisation zur Erreichung ihrer Wahlzwecke. Die Ministerien entscheiden über das Wohl des kleinsten Fleckens in der Normandie und dieser Flecken wird für die Minister wählen. Die Centralisation ist das weite Tummelfeld der Bestechungen. Eine Reise nach Paris, Besuch bei eitlen Beamten, Bestechung der höhern Instanzen, die Franzosen sagen es selbst, daß dies die täglichen Vorkommnisse in der Staatsmaschine sind; warum es ihnen nicht nachsprechen? Man besticht nicht gut den nächsten Beamten, der in unserm Orte wohnt, täglich mit uns verkehrt, leicht aber den, der in weiter Ferne keine Entdeckung zu befürchten hat. Man besticht auch nicht mit Geld, man

besticht durch Einladungen an industriellen Unternehmungen, durch Verwendung für die Interessen Dessen, der sich für uns verwendet, man besticht durch seinen Einfluß in der Provinz, durch seine Wahlstimme, durch Huldigungen, ja nicht selten durch ein angenehmes Aeußre, und Odry würde sagen, zuweilen auch durch eine hübsche junge Frau.

Und doch überwiegen die Vortheile der Centralisation unendlich. Was hat Deutschland von seiner bunten Mannichfaltigkeit? Pittoreske Reisen, größere Bildung, aber auch den Fluch der Uneinigkeit. Hätten wir Spaniens Verhältnisse, auch bei uns würde sich Saragossa gegen Bilbao, Bilbao gegen Madrid empören. Wir haben kein gemeinschaftliches Recht, keine gemeinschaftliche Verfassung, keine gleiche Religion, Frankreich ist trotz aller seiner neuesten Demüthigungen doch so wunderbar elastisch nur durch seine Centralisation. Es ist wahr, sie dient zu gleicher Zeit dem Despotismus und der Freiheit, sie macht Alles möglich. Aber in Paris ist nicht Alles möglich, Paris wacht, Paris ist ein Land für sich, seine Faubourgs, seine Arrondissements, seine Gesellschaftsklassen, seine Staatsgewalten kämpfen gegeneinander, halten sich Schach und was die Mehrzahl in Paris gibt, kann das Land selbst schon getrost hinnehmen. Es ist vielleicht ein Unglück, wenn eine Million über dreißig entscheidet, aber das Unglück wäre noch größer, wenn die Vendée, wenn das südliche Frankreich, wenn irgend ein Flecken Frankreichs sich dem Ganzen widersetzen dürfte.

Die Centralisation mildern, ist leicht gesagt. Wie es beginnen? Gegen die Einführung von regierenden Oberpräsidenten der Provinzen sprechen alle Erfahrungen. Selbst Preußen erlebte, daß ein freisinniger Oberpräsident sich gegen

Berlin anstemmen konnte. Dem Franzosen muß man so wenig wie möglich Macht in die Hände geben. Er wird sie immer mißbrauchen. Den Städten Frankreichs ist ihre historische Bedeutung entfallen, alles Eigenthümliche ist an ihnen erloschen. Ihre Geltung erhalten sie nur noch durch ihre Besatzung, ihre Regierungscollegien, ihre Gerichtshöfe und durch ihre Industrie. Die Industrie aber wird ihnen durch das pariser Finanzsystem gesichert. Den Städten eine Art Selbstregierung lassen, wozu? In Deutschland hat man diesen Weg eingeschlagen, weil er seit Jahrhunderten von selbst bestand und viele unsrer Städte früher reichsunmittelbar waren. Man hat sie sich selbst regieren lassen, weil sie größtentheils so verschuldet sind, daß der Staat wünschen muß, mit ihren innern Angelegenheiten verschont zu bleiben. Auch vergißt der Deutsche, wenn er eine Art Freiheit für sich hat, für die Freiheit der Andern zu sorgen. Gesetzgeber für die Straßenlaternen seines kleinen Ortes, kümmert ihn das Licht seines Vaterlandes wenig. Der Deutsche ist concret, der Franzose abstrakt. Seine Gedanken genügen ihm nicht als Begriffe, sondern er muß sie auf dem Papier malen können. Die Centralisation läßt sich zeichnen. Es ist ein großes, kunstvoll gearbeitetes Netz, wo jede Masche, jeder kleine Zirkel in den andern greift. Diesen Schematismus zum Gesetz zu machen, die Centralisation in die Wirklichkeit einzuführen, bedurfte es nur einer Tugend, die wir Deutsche gar nicht, der Franzose aber im höchsten Grade besitzt. Man wird erstaunen, wenn ich diese Tugend nenne. Es ist der Gehorsam.

Im Widerspruch mit der Hochachtung, die ich vor der französischen Centralisation aussprechen muß, hat mir doch

die kleine so eben erschienene Schrift von Cormenin: „De la Centralisation. Par Timon" gar nicht gefallen. Man ist bei Timon's, des neuen P. L. Courier, Veröffentlichungen gewohnt, daß sie irgend eine schwebende Tagesfrage beleuchten. Weßhalb aber diese enthusiastische Vertheidigung der Centralisation grade jetzt erscheint, begreift hier Niemand. Man hat allen Grund zu fürchten, daß Cormenin durch solche luftige Büchelchen seinen immer in der höchsten Reife der politischen Fragen entscheidenden Vortheil verliert. Was an dieser kleinen Brochüre sich als Niederschlag und bleibender Bodensatz ergibt, kann Niemand anders, als grade der Regierung zu Gute kommen. Die Muse der Volksschriftsteller heißt die Gelegenheit.

Cormenin schreibt über die Centralisation, als wenn sie in Gefahr wäre. Er empfiehlt sie den Franzosen, als sollte sie ihnen genommen werden. Wer denkt daran? Cormenin hat gehört, daß das Ausland sich in die französische Centralisation nicht finden kann. Er warnt die Franzosen vor den Rathschlägen der Fremden, die Frankreich nur deßhalb decentralisiren wollen, um es zu schwächen. Der Gewinn des Büchleins ist kein andrer, als eine unwürdige Anschürung der Nationaleitelkeit. Lange hat man keine so prahlerischen Schmeicheleien gelesen, wie hier ein Schriftsteller sie über seine Landsleute häuft. Nach Cormenin sind die Franzosen durch ihre Centralisation nicht nur das freieste, sondern auch das erste Volk der Erde. Statt ihre Einheit als eine Frucht ihrer Vergangenheit und eine Bedingung ihrer Zukunft darzustellen, macht er aus der französischen Regierungsmethode ein Arcanum, ein Lebenselixir, das er mit den größten Uebertreibungen auf dem Markte ausruft. Zu einer Zeit, wo die

Gebildeten in ihren Vorurtheilen leidenschaftlicher sind, als das Volk selbst, erschrickt man, wenn man das Volk zu solchen Vorurtheilen aufreizen sieht. Wozu dieser Fremdenhaß? Cormenin's Brochüre könnte die Jahreszahl 1815 an der Stirn tragen.

Nachdem Cormenin bewiesen zu haben glaubt, warum und wodurch die Franzosen das erste Volk der Erde sind, fährt er fort: „Kaum haben wir die Grenze überschritten und den ersten Fuß auf den eroberten Boden gesetzt, so verändern wir am nächsten Morgen gleich seine innere Verfassung, seine Politik, seine Verwaltung, seinen Kriegszustand, sein Gemeindewesen, seine Rechtsverfassung, seine Schulen, seine Feste, seine Theater, seine Moden bis in die kleinsten Züge seiner häuslichen und Privatsitten. Wir mischen uns in Alles und übernehmen Alles, wir machen Brüderschaft mit den Fremden, leben von und mit ihnen, wie sie von und mit uns, wir machen sie uns in Allem ähnlich, so gut und vollständig, als gehörten sie mit zum alten Frankreich." Cormenin setzt nicht hinzu, daß grade diesem abscheulichen Nivellirungssystem Frankreich auch den schnellen Verlust seiner Eroberungen zu verdanken hat. Statt seinem Volke eine Unsitte als Tugend anzurechnen, sollte der wahrhaft aufgeklärte Schriftsteller ihm das Unrecht, oder wenigstens die Gefahren derselben vorhalten.

Cormenin und Lamennais, welch ein Widerspruch! In Lamennais Alles aufrichtig, wahr, menschlich. In Cormenin Alles versteckt, berechnet, parteiisch. Cormenin wendet die Thatsachen je nach dem Gebrauche, den er von ihnen machen will. Er stempelt sich offen zum Jesuiten, wenn er sagt (S. 89): „Es ist nicht immer nöthig, das Recht für sich zu

haben, wenn man davon nur den Schein hat.“ Um seinen Zweck zu erreichen, verschmäht er selbst den Unsinn nicht. Er scheint vorauszusetzen, man müsse die Volkslogik nehmen, wie sie ist, als die Vermittelung des Ungereimten, als den Aberglauben in seiner weltlichen Gestalt. Hat es Sinn, wenn er sagt: „Als einst der Engländer in Paris thronte, die Normandie beherrschte, die Guienne überschwemmte und Karl VII. von Stadt zu Stadt verjagte, weckte die Centralisation die Jungfrau von Orleans.“ Warum nicht gar? Wenn der Engländer schon in Paris war, war es mit der Centralisation aus, und die Jungfrau von Orleans konnte wohl durch den eignen Heldenmuth, die Liebe zum Vaterlande und zu ihrem König geweckt werden, aber nicht durch eine Idee, die Richelieu nicht erfunden hätte, wenn sie Frankreich schon unter Karl VII. gehabt hätte. Ferner: „Als Louis XIV., von der europäischen Coalition bedroht, heroisch erklärte, er würde von Versailles nach Paris zu Pferde kommen und Villars eine Armee von 100,000 Mann bringen, beseelte ihn die Idee der Centralisation.“ Man sollte doch meinen, die Idee, sein Land zu behalten, hätte hingereicht, ihn zu jenem Entschlusse zu beseelen. Aber nach Cormenin ist die Centralisation eben ein Wunderbalsam, der für Alles gut ist.

Ich glaube, daß Cormenin durch das große Glück, welches seine Brochüren machen, verleitet wird, deren mehr zu schreiben, als die Umstände verlangen. Je kleiner und wohlfeiler die Bücher sind, desto schneller werden sie gelesen, desto stärker verkauft. Die kleine Schrift über die Aussteuer hat 17 Auflagen erlebt, das Buch über die Redner zwölf. Cormenin wird, wenn ihn dieser Gewinn reizt, sich in seinen Gedanken erschöpfen und in seinem Styl verflachen. Der

Popularschriftsteller von Geist ist übel daran. Er soll allgemein verständlich schreiben und doch auch dem Gebildeten nicht gewöhnlich erscheinen. Jenes zu erreichen und dies zu vermeiden, ist nur möglich bei einer angebornen Naivetät des Ausdrucks, bei einem Bilderreichthum, der selbst bekannten Wahrheiten eine hübsche Einrahmung gibt, bei natürlichem Witz und großer Kürze des Ausdrucks. Man muß aber gestehen, daß Cormenin in einem so geschmacklosen Satze, wie dem nachfolgenden, den Volkston nicht getroffen hat.

Er sagt S. 102: „Paris ißt und trinkt, spielt Komödie und amüsirt sich für Nantes, Straßburg, Lille, Rouen, Amiens, Orleans, Bordeaux, Lyon und Marseille. Paris administrirt, reglementirt und gouvernirt für Nantes, Straßburg, Lille, Rouen, Lyon, Marseille und Bordeaux. Paris gibt Gesetze für Nantes, Straßburg, Lille, Rouen, Toulouse, Bordeaux, Lyon und Marseille. Paris denkt, schreibt, druckt, singt, malt, verlegt, kannegießert, philosophirt, schwärmt für Marseille, Nantes, Lyon, Bordeaux, Rouen, Lille" u. s. w. Wer so schreibt, klärt seinen Stoff nicht auf, sondern verdünnt ihn. Daß Cormenin um Geld schreibt, sah ich aus der Vorrede, die er zu Börne's gesammelten französischen Artikeln geliefert hat. Er hatte nicht drei dieser Artikel gründlich durchgelesen.

Timon-Cormenin wohnt hinter der noch immer nicht vollendeten Madeleine. Ich traf einen Fünfziger mit wohlwollenden Zügen, freundlichem Entgegenkommen, mit einem Kopfe, der etwas Wolfs- oder Hofhundsartiges hat. Das Auge ist gut und doch wieder zu schlau. Treu wie ein Hund gegen Freunde, schlau wie ein Fuchs gegen Feinde, sei es erlaubt! Cormenin saß mitten unter Büchern am Kamine

und beschäftigte sich, während er sprach, das Feuer zu schüren, das nach pariser Art mehr rauchte, als brannte. Er spricht gewählt, bedächtig, in Bildern, die meist von einfachen Begegnissen des Lebens hergenommen sind, zutraulich, stets mit freundlicher Miene und hell glänzenden Augen.

„Ich sehe an Ihrem Wohlwollen, sagt' ich, daß der Menschenhaß des Timon nicht Ihr Ernst ist."

„Um die Franzosen zu amüsiren, antwortete Cormenin, muß man nicht immer derselbe sein. Besser Namen wechseln, als Grundsätze. Ich nenne mich heute so, morgen so, weil das Publikum denselben Schriftsteller nicht zu oft haben will. War Börne in Deutschland sehr geschätzt?"

„Von seiner Partei, so lange er lebte, von seinen Gegnern auch nach dem Tode. Kannten Sie ihn persönlich?"

„Nein, antwortete Cormenin. Ich wurde aufgefordert, eine Vorrede zu einigen seiner französischen Artikel zu schreiben. Die Biographie, die man mir gab, ließ ich unverändert abdrucken. Die Ansichten aber, die mir auch für meine Vorrede zugemuthet wurden, mußt' ich zurückweisen. Ich kenne nur, was er französisch geschrieben hat. Börne hat etwas von Voltaire. Nie wird er so nebelhaft und abstrakt, wie sonst wohl die deutschen Schriftsteller. Ehe man auf die Geister wirkt, muß man auf die Herzen wirken. Börne verstand es, die Phantasie anzuregen. Seine Manier ist eine Mischung von Ode, Elegie und Satyre, wie ich schon gesagt habe. Man vermißt zuweilen den Publicisten und sieht zu sehr den Poeten."

„Auch die beiden ersten Bände seiner Briefe sind in's Französische übersetzt."

„Hier grade, bemerkte Cormenin, vermißt man zu sehr

den Publicisten. Wenn man von Politik spricht, soll man Politiker und nicht Dichter sein. Dies Buch konnte in Frankreich kein Glück machen, weil es nicht französisch gedacht ist. Es wimmelt von Anspielungen, die nur ein Deutscher kennen kann. Es ist so desultorisch abgefaßt, daß man des Verfassers eben so wenig wie des Gegenstandes habhaft wird. Durch eine solche Art von Literatur werden die Deutschen in der politischen Aufklärung keine Fortschritte machen. Was erwarten Sie von Deutschland?“

Diese Frage, die ich in Paris hundert Mal beantworten mußte, hatte ich mir angewöhnt, immer mit einer Art von wichtigthuenden Eitelkeit zu beantworten. Ich versprach für Deutschland Dinge, an die ich in Deutschland selbst nicht glaube. Ich versprach überall, wo ich gefragt wurde, où marche l'Allemagne? noch weit mehr, als Frankreich besitzt. Ich versprach Preußen eine Verfassung, sagte für alle Könige und Großherzöge der lieben Heimath gut, fingirte eine große militairische Kraftentwickelung, garantirte sogar für Oesterreichs guten Willen und dekretirte die Preßfreiheit. Man machte mir regelmäßig dieselben Gegeneinwände, les quatre questions, Bruno Bauer, les Hallischen Jahrbouck etc. etc., aber ich meinte, diese Unterdrückungen wären kleine bedenkliche Blasen, die bald wieder zerplatzen würden. Ich wiederhole nochmals, daß man in Paris immer besser thut, die Miene anzunehmen, als ginge Deutschland einer großen und glänzenden Zukunft entgegen.

Dies hinderte aber den schlauen Cormenin nicht, zu sagen: „Wir glauben nicht daran, wir glauben nicht an die Einheit von dreißig Terrains, wo sich die Sitten des Volks und die Ansprüche der Fürsten fortwährend widersprechen.

Indessen wäre uns diese Einheit sehr erwünscht. Sie würde aus Deutschland einen starken Wall gegen Rußland machen: das Unglück ist nur, die Deutschen werden von ihren Schriftstellern nicht gut berathen. Sie haben Dichter und Philosophen, aber keine Publicisten und keine Logiker. Sie lassen sich Balladen vorsingen, statt sich aufklären zu lassen über Das, was dem Ganzen und dem Einzelnen noth ist. Sehen Sie da, wie man in Deutschland und in Frankreich Politik treibt."

Cormenin ergriff ein großes Buch und ein ganz kleines. Das erste war von Lamennais, das zweite von ihm.

„Sehen Sie, sagte er, ein solches Buch ist viel zu groß. Das Buch ist gewiß vortrefflich, aber wer liest es? Wer kauft es? Wer hat Zeit und Geld dazu? Man muß auf's Volk wirken. Sehen Sie dies kleine schlanke Büchlein. Es ist wohlfeil und liest sich schnell. Viele Tausende von Exemplaren überschwemmen Frankreich. Heute erscheint das kleine Ding in Paris. Morgen ist es in der Provinz. Man muß Brochüren schreiben, die der Akademiker und der Weinbauer versteht, Bücher, die man auf einen Bourdoirtisch und auf den Rand eines ärmlichen Kamins legt, Bücher, die man in der Tasche trägt, auf einem Spaziergang im Walde durchlesen kann, Bücher, die uns nicht zu viel zu behalten und darum nicht viel zu vergessen geben. Fordern Sie doch alle deutschen Schriftsteller auf, in dieser Art fürs Volk zu wirken. C'est la propagande la plus sûre, la plus sincère."

Ich thu' es hiermit feierlich!

Eines hatte aber der gute Cormenin vergessen. In Frankreich muß man die Bücher schon deßhalb so dünn wie möglich einrichten, weil es den untern Volksklassen so schwer

wird, sie zu lesen. Das kleine Büchlein von der Centralisation zu lesen, kostet dem Weinbauer der Bourgogne einen Monat Zeit. In einem Dorfe können vielleicht drei Leute lesen und diese verstehen unter lesen eigentlich buchstabiren! Welche Anstrengung, ein solches Riesenwerk, wie eine Brochüre von sechs Bogen, zu dechiffriren! Wie viel Winterabende gehören dazu, wie viel Lampen brennen nieder, bis ein solches Geisteswerk in den Kopf eines vierschrötigen Bretagners eingedrungen ist. Ein communistischer Schneider, der mir keine Beinkleider machen wollte, weil er mich für fähig hielt, über Philosophen und große Gesellschaftsreformer, die nicht lesen und schreiben können, zu lächeln, ein Monsieur Blondin, hält sich in seiner Werkstatt eine Nätherin, die ihm und seinen eben so gründlich gebildeten Gesellen jeden Morgen die Zeitung vorlesen muß. In Deutschland, wo jeder Bauer wenigstens schon drei Mal die Familienbibel und vier Mal die alte Sonntagspostille durchgelesen hat, kann man den Brochüren schon ein wenig Bogenzahl mehr geben. Auch nähern wir uns bekanntlich erst mit 20 Druckbogen per Band einer Preßfreiheit, bei der wir uns wenigstens so lange einbilden können, ohne Censur geschrieben zu haben, bis das Buch confiscirt ist.

Zwanzigster Brief.

Paris, 9. April 1842.

Seitwärts hinter der Deputirten-Kammer liegt das Hôtel der Invaliden. Ludwig XIV. hat es begonnen, Ludwig XV. ausgeführt, Napoleon vollendet. Es ist indessen mehr Napoleon als Ludwig XIV. gewidmet. Auf dem grünen Rasen zwischen den schönen Alleen, die zu dem „Asyl des Mars", wie Napoleon die Zuflucht seiner ausgedienten Krieger nannte, führen, stand früher der venetianische San Marco-Löwe, der jetzt wieder auf seine heimische Piazetta zurückgekehrt ist. Paris hatte nichts mehr an ihm zu zähmen, er kam schon sehr zahm hieher. Hinter dem Invaliden-Dome erstreckt sich das Marsfeld, auf welchem der arme Ludwig XVI. mit den Jacobinern das Fest aller Völker feierte und dieselbe Constitution beschwor, die ihn später hinrichten ließ. Jetzt halten auf dem Champ de Mars die Mitglieder des Jokeyclubbs, narrige Engländer und die jungen Vergeuder väterlicher Reichthümer, ihre albernen Wettrennen.

Ich hatte heute einen unglücklichen Tag, an dem mir nichts behagen wollte. Es kam nicht von den eroberten preußischen Kanonen her, die rechter Hand an dem Eingang des Hôtels der Invaliden liegen. Am Zeughause in Berlin liegen ja eben solche französische Kanonen. Vielleicht beängstigte mich die Idee dieses Gebäudes. Es ist grauenhaft, so unter Leichen zu sein. Alle diese Krüppel sind unbegrabene Todte.

Es war ihre Bestimmung, entweder an der Beresina zu bleichen oder sich unter die lebende Masse, unter die fortwachsende Nachwelt zu mischen. Diese Krüppel sind sich den Schlachtfeldern Italiens, Deutschlands und Rußlands schuldig geblieben. Sie sind in dieser ihrer massenhaften Vereinigung ein Anachronismus, der etwas Schneidendes hat. Dazu kommt, daß sie eine so abschreckende Tracht haben, eine Uniform, wie ehemals in Berlin die Bettelvoigte, dunkelblaue, schlotternde Röcke, den trostlosen Dreimaster auf dem eingeschrumpften Antlitz, alle klein, alle unter den Kugeln von Jena und Austerlitz hinweggeschlüpft. Das Schönste an ihnen ist noch ihr Häßlichstes, die Verstümmelung. Vollends betrübend aber schien mir die mürrische Stimmung aller dieser alten Leute. Ist es die Folge der jahrelangen Unthätigkeit, ist es Mißmuth, an einer glänzenden Laufbahn durch eine Kugel, durch eine Krankheit, und die ihnen die schmerzlichste war, durch den Magenkrebs, an dem Napoleon starb, verhindert worden zu sein; ist es Geiz, der alte Leute so leicht beschleicht, oder war es gerade nur die Unzufriedenheit mit dem heutigen Speisezettel, ich sahe nichts, als grämliche, unfreundliche, zusammengeschrumpfte, häßliche Gesichter, keine einzige Miene jener gutmüthigen Freundlichkeit, die sonst dem Alter so wohl steht. Kein Gruß, kein Scherz, kein gutmüthig blickendes Auge. Quält man vielleicht diese alten Leute noch mit militairischer Subordination oder woran liegt es, daß im Hôtel der Invaliden Alles uns hohl, mißtrauisch, lebenssatt anblickt, so grau, so verwittert, wie die Sandsteine, aus denen diese Gänge, diese Höfe gebaut sind?

Mein Mitleiden mit diesen armen Trümmern einer großen Vergangenheit wuchs, als ich durch das Gebäude selber

schritt. Das ist wahrlich kein Aufenthalt für arme kränkliche Greise! Diese steinernen Corridore stehen nach allen Seiten dem Winde frei. Fröstelnd schleichen die kleinen Männchen an den feuchten Wänden entlang, hüstelnd suchen sie Schutz vor dem aufzehrenden Nordost, der unbarmherzig durch die Gänge pfeift. Kasernen für junge Rekruten hab' ich wärmer, geschlossener, behaglicher gesehen, als dieses kalte steinerne Grab des Alters. Wie suchen die kleinen Leutchen einen Streifen der Frühlingssonne zu erhaschen, wie schleichen sie, hüpfen sie auf ihren Stelzfüßen auf die Treppe unter Napoleon's großem Standbild und suchen heute den kalten Schatten ihres Idols zu vermeiden! Ob sie Freuden haben, diese alten Veteranen? Man hat eine große Leihbibliothek für sie angelegt, aber sie können nicht lesen. Sie haben Verwandte in allen Gegenden Frankreichs, aber sie können nicht schreiben. Einen Invaliden sah ich an den Wänden des Corridors auf und ab laufen. Er war wahnsinnig.

Ohne würdevollen Eingang lehnt sich dicht an das Hôtel der Dom der Invaliden. Es ist das militairische Pantheon und seit einem Jahre bekanntlich eine Fortsetzung von St. Helena geworden. Die sterblichen Ueberreste Napoleon's, gewöhnlich hier seine Asche genannt, sind in diesem Dome beigesetzt.

Als Napoleon in seinem Testament verfügte: „Ich wünsche an den Ufern der Seine beigesetzt zu werden, in der Mitte des französischen Volkes, das ich so sehr liebte"— hatte er eine Regung, die seinem Gefühl angemessen war. Als man von seinem Testamente grade diesen Paragraphen durch die Julirevolution vollziehen wollte, hatte man eine Pietät, die vom französischen Standpunkt ohne Zweifel wahr

empfunden ist. Und doch hatte der Weltgeist es schöner mit Napoleon im Sinne, als Herr Thiers. Er machte Napoleon zur Mythe, Thiers hat ihn wieder zur Geschichte gemacht. Napoleon ist wieder in Frankreich, er kann nicht mehr, wie das Volk glaubte, in Indien, in Persien sein. Napoleon ist jetzt Das, was Frankreich besitzt, nicht mehr Das, was Frankreich wünscht. Wenn Thiers in allen Punkten mit der ehemaligen heiligen Allianz verfallen ist, dieser Gedanke, die „Asche" Napoleon's heimzuführen, sollte ihn mit ihr aussöhnen.

So ruht nun das, was einst Napoleon hieß, mitten unter uns! Mitten unter diesen Krüppeln, die für ihn ihre Arme und Beine verloren, mitten in diesen zugigen Corridoren, diesem Geklapper der Blechlöffel bei den Mittagsmahlzeiten, mitten unter den pikanten Düften dieser militairischen Dejeuners! Man konnte in Paris keinen Platz auffinden, um Napoleon's sterbliche Unsterblichkeit zu bergen, als ein der Vergangenheit gewidmetes Mausoleum! Warum nicht, da Napoleon als geborner Italiener die Triumphbögen und Säulen so liebte, unter seinem arc de l'étoile, warum nicht am Fuße der Vendômesäule, warum nicht in einer Pyramide, die stehen könnte, wo jetzt der Obelisk von Luxor, rein zum Luxus, steht? Warum nicht in den Tuilerien, im Louvre? Warum zu den Invaliden, die er nicht mehr befehligen kann, an deren kümmerlichem Anblick sich kein junger Rekrut, kein muthiger Remplaçant mehr begeistert.

Noch geschmackloser aber ist die Ausführung. Gut, so sei Napoleon bei den Invaliden. Aber stellt ihn dort würdig hin. Stellt ihn als etwas Dauerndes hin, gebt ihm Ruhe, ewige Ruhe, gebt ihm ewigen Frieden!

Nichts von Ruhe, nichts von Dauer, nichts von Frieden. Man gibt ihm statt eines Marmorgrabes eine Theaterdekoration, statt eines Begräbnisses eine ewige Ausstellung, man brennt eine ewige Lampe bei ihm, wie bei einem Heiligen der Kirche. Das ganze Schiff der Invalidenkirche besteht aus etwa vier benutzbaren Kapellen. Davon gehören die beiden größten dem einfachen, aber würdigen Andenken Türenne's und Vauban's. Eine Winkelkapelle ist für Napoleon eingerichtet. Für Napoleon weniger als für Türenne und Vauban? Türenne und Vauban haben freilich nicht mehr, als nur zwei marmorne Sarkophage, Napoleon hat wollene Decken, Sammet, Seide, Broderien, Gold und Silber, eine Glaskapsel über seinem Hut, Immortellenkränze und eine ewige Gaslampe, er hat eine Schildwache von zwei Invaliden, die dafür sorgen, daß man respectvoll den Hut abnimmt. Man blickt durch ein vergoldetes Gitter in die Kapelle; dort in dem Sarge, auf dem Hut und Degen liegen, dort in dem Sarge . . . . .

Und es ist doch etwas Ehrwürdiges hier. Nicht der Dom, nicht der Platz, nicht diese Kapelle ist ehrwürdig, nicht die falsche Kostümirung, nicht die falsche Draperie, nicht die falschen auf Effect berechneten Fahnengruppen, nicht die falschen magischen Lichter — eines ist freilich echt, dieses Sarges Inhalt! Es ist allerdings Napoleon.

Große Gedanken brechen menschliche Fesseln. Alles ist ungereimt und störend an diesem Grabe; diesen einen Theatereffect konnte man nicht von der großen Oper borgen: Napoleon selbst.

So wollen wir denn auch schweigen, und über der Wahrheit der Giganten die Possen der Pygmäen vergessen.

Ein Sprung von Napoleon auf Thiers ist nicht so schwer. Schreibt der Präsident des 1. März doch seine Geschichte. Ich habe auch Thiers kennen lernen.

Es lagen viel verhaltene Stimmungen in mir, ehe ich ihn sah. Seit ich einmal in seiner Soirée und gestern an seinem Tische war, sind diese Stimmungen zwar nicht ganz gewichen, nicht ganz überwunden, aber die Achtung vor seiner persönlichen Begabung ist sich gleich geblieben, wenn nicht gestiegen. Ich habe in Thiers gefunden, was ich erwartete. Es ist dies ein Resultat, das man nicht aus jeder Bekanntschaft eines großen Mannes zieht.

Thiers ist unstreitig eine der denkwürdigsten Erscheinungen unsrer Zeit. Ein Journalist, der in die Strudel einer Revolution geräth und von ihnen emporgetragen wird, um zwei Mal Premierminister einer der ersten Nationen der Welt zu werden. Man staunt über die Umstände, die eine solche Ausnahme gestatten konnten, man staunt noch mehr über das Talent des Mannes, der die Umstände so glücklich zu benutzen wußte. Ob Thiers noch eine Zukunft hat? Es ist eine Frage, die täglich hier hundert Federn in Bewegung setzt, täglich den Journalen Stoff zu Angriffen oder Vertheidigungen gibt. Man behauptet, Thiers habe das Wort des Kronprinzen, daß er mit seinem Regierungsantritt wieder an's Ruder käme. Ich glaube nicht, daß ein Prinz, der vor Allem die Politik seines Vaters sich zum Vorbild nehmen sollte, sich durch solche Versprechungen binden wird. Wenn Thiers dem Prinzen beistehen wollte, ruhig in den Besitz seiner Nachfolge zu kommen, so ist dieser Beistand überflüssig, denn der Herzog von Orleans wird so leicht zur Regierung kommen, wie nur irgend jetzt in Frankreich ein

Sohn das Erbe seines Vaters antritt. Daß darum Thiers ohne Zukunft wäre, will ich nicht sagen. Für die auswärtigen Angelegenheiten werden ihn ohne Zweifel die Höfe Europas verweigern; er kann sie indessen doch führen, wenn er auch scheinbar nur im Besitz eines Portefeuilles für das Innere, für die öffentlichen Arbeiten, für die Finanzen wäre. Thiers' Schwerpunkt ist die Kammer, sein Talent die Zunge und seine Parze die Verlegenheit, die Verwickelung, der Hader Frankreichs.

Für unser Gefühl liegt etwas außerordentlich Ueberraschendes in der Wahrnehmung, daß Thiers sein Glück im Grunde nicht einem Glücksstern allein verdankt, nicht einmal einem umfassenden großen Genie, sondern nur einem vereinzelten persönlichen Talente, dem Talente der Rede. Ich gestehe, ich bin über diese Entdeckung erschrocken. Ich habe die Kammer gesehen, habe mich überzeugt, daß sie au fond sicher viel Ernst und guten Willen hat, daß sie ihre Stimmen, ihre weißen und schwarzen Kugeln, nicht leichtsinnig vergibt, aber ihre äußere Physiognomie ist leichtsinnig. Nicht der Gedanke, nicht die Begeisterung für ihre hohe Aufgabe beherrscht sie, sondern das Talent und wenn es das windigste wäre. Thiers sagte: „Unsere Kammer will unterhalten sein; es sind nur Leute darin, die sich nicht entschließen können, zum allgemeinen Besten sich zu langweilen. Wer ihrer gewiß sein will, muß sie amüsiren." — Und in der That, Thiers beherrscht die Kammer dadurch, daß er sie amüsirt. Die Kammer weiß es und gesteht ihre Schwäche dadurch ein, daß sie nicht mehr die Stärke ihres Lieblings ist. Sie weiß, daß Thiers eine zu lebhafte Einbildungskraft hat, um ein völlig besonnener Staatsmann zu sein. Aber was sie jetzt dem

feurigen, scharfsinnigen, witzigen Redner nicht mehr ist, das war sie ihm früher, die Staffel seines Ruhms. Es ist nicht das Genie dieses Staatsmannes, das ihn von der Höhe des fünften Stockes in sein glänzendes Hôtel am Platze St. Georges brachte, sondern sein Talent. Das Talent ist in Frankreich immer glücklicher, als das Genie; vielleicht überall.

So lange die Könige in Frankreich von ihren Ministern abhängen, so lange diese Ministerien von der Kammer abhängen, kann sich die Laufbahn eines Thiers in jeder Jahres-Sitzung wiederholen. Ein junger Deputirter tritt zum ersten Male auf. Er wartet fünf Minuten, bis der Lärm der schwatzhaften Volksvertreter sich verzogen hat, er setzt einige Male an, aus dem neben ihm stehenden Glase Zuckerwasser zu trinken, er beginnt: „Meine Herren!“ Erst kritisirt man das Organ, dann seinen Dialekt, ob er aus dem Norden oder Süden ist, dann folgt man seiner Aktion, dann seinen Pausen, seinem Tonfall, endlich ungefähr seinem System, zuletzt der Ansicht, die er über den vorliegenden Fall vorträgt. Ist die letzte, wenn nicht richtig, doch scharfsinnig, hat er witzige Wendungen, merkt man nicht die eingelernten Phrasen des Gerichtshofes, des Katheders, den hohlen Schwulst eines Odillon Barrot, merkt man nicht die trockne Nüchternheit eines schmucklosen Republikaners, gefällt das Organ, die Aussprache, die Manier, replizirt er sogar mit Verstand und Geistesgegenwart auf Zwischeneinwürfe, so ist das Glück eines solchen Anfängers in Paris gemacht. Noch ehe die Rede endet, hat der König schon Bericht von dem neuen Genie. Des Abends sprechen von ihm alle Journale. Die Minister wären glücklich, einen solchen Redner zum Vertheidiger ihrer Handlungen zu machen. Bei der nächsten Ministerialcombi-

nation hat man einen Minister, der vor einem Jahre noch von der Gnade eines Buchhändlers lebte.

Thiers wohnt in einem kleinen villaartig gebauten Hôtel an jenem lieblichen Platze, der mir schon kürzlich, als ich die Wohnung G. Sand's suchte, aufgefallen ist. Sind es nun die Ersparnisse des Ministers, die Früchte jener telegraphischen Depeschen, über die Thiers zum ersten Mal sich so heftig mit seinem jetzigen Todfeinde Soult erzürnte, sind es die Honorare für die Geschichte der französischen Revolution oder die Anweisungen auf die längst versprochene Geschichte Napoleon's oder die Zuschüsse der reichen Schwiegereltern: Thiers ist nicht wieder in den fünften Stock zurückgezogen, sondern macht nach wie vor ein Haus. Fast jeden Abend empfängt er seine Freunde. Mignet ist täglich bei ihm. Madame Dosne und ihre Tochter machen mit Grazie die Honneurs. Wer sich nicht in die oft sehr lebhaften Gespräche mischen will, findet einen Tisch mit englischen Almanachen oder einen andern mit den bedeutendsten Journalen des Tages. Man findet hier alle Journale, die Thiers vertheidigen, und auch die, welche ihn angreifen. Nur an den Debats, die seit einigen Tagen eine unerhört heftige Polemik gegen den Exminister eröffnen, fiel es mir auf, sie so zusammengelegt zu finden, wie sie direkt aus der Druckerei zu kommen pflegen. Thiers zeigte damit seinen Freunden, daß er angefangen hätte, die Debats nicht mehr zu lesen.

Wenn Thiers bei seinen Studien über Napoleon allmälig sich so in seinen Helden verliebte, daß er ihn nachzuahmen begann und im Stande gewesen wäre, beim Ausbruch eines Krieges zur Armee zu gehen und selbst den Commandostab zu ergreifen, so hat ihm die Natur eine gewisse Verwandt-

schaft mit Napoleon ohne Zweifel schon äußerlich zugedacht. Er sieht dem Corsen ähnlich. Die Form des Kopfes und die Rundung des Kinnes gleichen vollkommen dem bronzenen Napoleon. Den scharfen, falkenartigen Blick verbirgt eine Brille. Das Haar des sonst rüstigen und jugendlichen Vierzigers ist schon ergraut. Thiers ist so klein von Figur, daß er stets, wenn er redet, aufblicken muß. Er setzt sich am liebsten auf die Lehne eines Fauteuils und sammelt Zuhörer, deren Einreden er mit großer Gelassenheit und gutem Humor anhört. Thiers hat nichts vom Minister angenommen, vom Minister beibehalten. Er hat noch immer die südliche Beweglichkeit seines Wesens, die Bonhommie „eines guten Jungen," die Cordialität eines Roturiers. Man gewinnt ihn lieb, weil er natürlich ist.

„Das Thema Ihrer gestrigen Rede, über den Hafen von Algier, sagt' ich, interessirt mich wenig. Ich bewunderte nur Ihre Methode der Behandlung, Ihre Rednergabe. Freilich machen es Ihnen die Collegen leicht. Ich habe nie schlechter sprechen hören, als Ihr Vorgänger sprach, Herr von Corcelles. Ich begreife nicht, wie ein Mann von Ehre und Zartgefühl die Tribüne besteigen kann, um eine Rede zu halten, die mit allgemeiner Gleichgültigkeit, eine Rede, die ohne eine Spur von Interesse aufgenommen wird."

„Diese Leute halten ihre Reden, antwortete Thiers, nicht für die Kammer, sondern für die Wähler. Die Wähler lesen die Rede in den Journalen, denken sich die Aktion und die gute Stimme hinzu und sind glücklich, nach Paris einen so talentvollen Deputirten geschickt zu haben."

„Was ist das Geheimniß der Redekunst? fuhr ich fort. Ich glaube die Natur. Man soll reden, als wenn man han=

delte. Man soll einen innerlich klar ausgesprochenen Gedanken haben und nie mehr sagen wollen, als nöthig ist. Wenn man anfängt, gewählt sprechen zu wollen, so hört man auf, sein Talent vollkommen zu beherrschen. Die gestrige Sitzung war sehr stürmisch."

„Stürmisch? — Ich fand sie sehr ruhig, beinahe schläfrig. Nein, wir haben stürmischere Sitzungen gehabt."

„Ich bewundere die Ruhe, mit der Sie sich opponiren lassen."

„Man lernt das als Minister, antwortete Thiers. Man muß sich auch parlamentarisch daran gewöhnen. Dies Toben und Schreien ist bloße Windbeutelei. Wer ruhig bleibt und lächelt, imponirt. Die Kammer ist wie jede Masse. Sie ist so kindisch, wie ein Theaterpublikum. Die schönsten Dinge, schlecht gespielt, werden ausgezischt. Die Herren sind alle sehr weise Gesetzgeber, aber sie haben doch sämmtliche Unarten eines Parterres an sich."

„Das bestätigt mir, fuhr ich fort, wie viel ein guter Deputirter noch von einem schlechten Komödianten lernen kann. Ich fand in der gestrigen Sitzung, daß diese Herren noch nicht die einfachsten Elemente der Verhandlung mit der Masse inne haben. Sie wußten sich nicht einmal Ruhe zu erzwingen. Der schlechteste Schauspieler weiß das. Ist er mitten in einer Phrase und man plaudert in den Logen, klappt mit den Thüren, ennüyirt sich zu sehr an seinem schlechten Vortrage, so schweigt er plötzlich still. Dies sieht Jeder, das hört Jeder. Der Schauspieler schweigt. Warum schweigt er? Alles blickt hin, es tritt eine feierliche Stille ein und der kluge Komödiant kann ungehindert fortfahren."

„Sehr wahr, sagte Thiers. Ich brauche gewöhnlich, um

mir Ruhe zu machen, das Mittel, ein krasses Paradoxon auszusprechen. Damit steigt der Lärm aufs Aeußerste. Dann toben sich die Schreier aus, ich erhole mich in aller Ruhe und plötzlich wird es, da Jeder hören will, wie ich meinen Satz beweise, stiller, als je vorher."

„Die deutsche Sprache, spann ich in einer Ecke des Salons das Gespräch weiter fort, ist leider für die Beredtsamkeit sehr ungeschickt. Die englische ist so natürlich, wie nur je die Leidenschaft natürlich sein kann. Die französische Sprache ist die Sprache der Unterhaltung, der Verständigung, der einschmeichelnden Ueberredung. Die deutsche Sprache, so frei und schön sie den Dichtern zuströmt, ist doch für den gewöhnlichen Gebrauch zu sehr abstrakt, sie sagt nichts grade aus, sie umschreibt so Vieles, sie ist viel zu sehr Curialsprache, um ganz die Sprache des Redners zu sein. Es ist wie mit unserm historischen Styl."

„Sie würden, antwortete Thiers, so gut einen historischen Styl haben, wie eine Sprache der Beredtsamkeit, wenn sich Deutschland vollkommen freier Institutionen zu erfreuen hätte. Gut reden kann man nur da, wo man frei reden kann. Historisch schreiben kann man nur da, wo man Historie machen kann. Der Gelehrte allein kann das historische Material vortrefflich sammeln: es prüfen, sichten, darstellen aber kann nur der Gelehrte, der zugleich Staatsmann ist. Machiavell, du Thou waren Staatsmänner, deshalb hatten sie auch einen historischen Styl."

„Zum Beweise Ihrer Behauptung, bemerkt' ich, führ' ich einen deutschen Historiker an, der sich der Idee eines histoschen Styls von allen unsern Geschichtsschreibern am meisten nähert, Justus Möser. In der That war J. Möser, so lo-

kal durch seine Wirksamkeit, doch auf seinem heimischen Gebiete, in dem ehemals reichsfreien Gebiet Osnabrück, ein Staatsmann. Wir werden die freien Staatsformen bekommen, wenn wir erst über die rein=nationale Frage des Augenblicks hinaus sind."

Thiers schwieg. Wir kamen an die Wunde, die ihn schmerzen mußte. Wir näherten uns der Achillesferse, an der er getroffen wurde, als die Folgen des Julitraktates alle Völker unter die Waffen riefen und er, der Wagende, hinter seinen Drohungen, hinter seinen Versprechungen zurückbleiben mußte.

„Sie waren zu kurz in Deutschland."

„Ich wollte nur die Schlachtfelder sehen."

Eine Pause von tiefer Bedeutung. Ich stand dem Manne gegenüber, der noch vor zwei Jahren alle Völker in Bewegung gebracht hatte, der es gewagt hatte, zum ersten Mal die in den Franzosen schlummernden Plane, die tiefsten Rückhaltgedanken des Schmerzes und der Rache auszusprechen der Rache für 1815, der Rache für Moskau, Leipzig und Waterloo. Es ist Napoleon, der in Thiers' tiefsstem Innern schlummert. Ich sah's an seinen Mienen, daß die Asche von St. Helena nicht im Hôtel der Invaliden, sondern in seinem Herzen beigesetzt ist, und so sprach ich's ohne Rückhalt aus: „Was wir Deutsche uns selbst nicht geben konnten, was unsern Fürsten, unsern Kammern unmöglich war, eine größere politische Einheit hervorzubringen, das haben Sie uns gegeben. Es war die Folge Ihrer europäischen Politik."

Ich würde mich täuschen, wenn ich den Blick, den Thiers nach dieser Bemerkung auf mich richtete, anders deutete, als zur Ehre seines Herzens. Wie leicht das Blut dieses talent=

vollen Mannes fließen mag, wie wahr es sein mag, daß er an Ernst des Gedankens hinter Guizot, an Weichheit der Empfindung hinter Lamartine zurücksteht, er sah mich mit einer fast leidenden, fast schmerzlichen Miene an. Es lag in dieser Miene der Gedanke ausgesprochen: Das sind die Schicksale der Welten, das sind die Nothwendigkeiten einer Existenz, die wie die menschliche an Gesetze gebunden ist, von denen unsre bessere Ueberzeugung, unser Herz sich nur zu gern befreien möchte!

Wir waren gestört worden. Ich ging in das hintere dunklere Zimmer und blätterte in den englischen Keepsakes. Der Salon füllte sich mehr und mehr. Da bei Thiers Niemand angekündigt wird, so konnt' ich mit berühmten Namen zusammen sein, ohne es zu wissen.*) Die angenehme Sitte, sich ohne Abschied zu empfehlen, benutzend, wollt' ich entschlüpfen. Thiers hielt mich fest: „Sie werden bei mir essen? —" Ich ging, nachdem wir den Tag verabredet hatten.

Ich hab' ihn nun gestern wiedergesehen. Die Tagesordnung der Kammer ist für jeden seiner Mittage die nothwendige Anknüpfung. Kommen die Mitglieder der Kammer von einer belebten Sitzung, so wird sie noch lange in ihren Nerven nachbeben, bis sie sich für etwas Andres sammeln können. Noch war Thiers nicht da. Man fragte seine jugendliche, liebenswürdige Frau: „Wie war's in der Kammer?"

---

*) Das Nichtankündigen hat auch sein Gutes. Herr von Rumpf, der hanseatische Geschäftsträger, ein Diplomat von Geist und wohlwollendster Zuvorkommenheit, erzählte mir, er hätte sich oft zu beklagen, daß ihn die Bedienten statt zum Geschäftsträger des villes anséatiques zum Geschäftsträger des îles asiatiques machen.

Sie lachte und sagte: „Wie alle Tage!" Endlich kam der Wirth und warf sich erschöpft auf ein Sopha. Die Stimme heiserer als je, alle Organe erschöpft. Es war ohne Zweifel die Absicht seiner Partei gewesen, bei der Discussion der Supplementarcredite, die förmlich zu einer Adreßdebatte geworden war, noch dem Ministerium auf dem Terrain administrativer Fragen eine Schlacht zu liefern, die ihr zwar keinen Sieg bringen, aber den Erfolg der bevorstehenden Wahlen für das Ministerium schwächen konnte. Soeben war die Schlußabstimmung über die Supplementarcredite erfolgt. Die Opposition hatte beinahe achtzig Stimmen weniger gehabt als das Ministerium.

Wie ich den geistvollen Mann so die Kugeln berechnen, so die Zahlen von früher und von jetzt vergleichen sah, empfand ich Mitleid. Es war mir, als hätte ich ihm sagen müssen: Thiers, einst Mann des Volkes, werde, was du warst! Begriffest du deine Stellung recht, so würdest du Mirabeau folgen, den du genauer kennst als ich, um zu wissen, was Mirabeau that. Mirabeau gab Die auf, die ihn aufgaben, und suchte sich Kraft und Rückhalt bei Denen, die sich glücklich schätzten, einen Mann von seinem Genie an der Spitze zu haben. Ich zweifle, ob du erreichst, was du wünschest. Du kannst, da du leicht wie Kork bist, in einer Verlegenheit beim Portefeuilleverloosen wieder auftauchen und auf kurze Zeit wieder werden, was du zwei Mal warst! Die Kammer mißtraut deinem Talente, das Volk mißtraut deinem Willen. Welches sind die Geschwader, die du anführst? Der unvermeidliche Staatsmann wirst du in Frankreich vielleicht noch lange bleiben, auch wenn du nicht regierst. Vielleicht? Um gewiß wieder zu regieren, gib dir drei Jahre den

Schein, als verachtetest du die Verhältnisse, die Menschen, die Debatten, nähre und stärke dich mit den mannigfachen oppositiven Elementen Frankreichs, die tiefer greifen, als die Intriguen des Constitutionnel und des Courrier Français! Reiß dich von deinen Schmeichlern los, sammle Volkskraft beim Volke, bereue, was du als Mann bereuen darfst, verlaß diesen hohlen parlamentarischen Boden, auf dem du wirkst und der nachgrade die Franzosen ennüyirt, folge diesem Rath und du wirst in drei Jahren nicht nur wieder eine Möglichkeit, sondern eine Nothwendigkeit werden!

Freilich würd' ich mich gehütet haben, den gereizten Mann, den schon die etwas zu heiße Suppe finstre Blicke nach Madame Dosne hinübersenden ließ, heute mit diesem mal apropos zu begrüßen. Er nannte die Fourieristen Narren, und hätte als Philosoph Recht gehabt; als die politische Zukunft Frankreichs hatte er nicht völlig Recht. „Man spricht nicht von ihnen." Was will das sagen? Sie sind ein Symptom, keine Arzenei. „Glauben Sie nicht, erdreistete ich mich ganz, ganz schüchtern zu fragen, glauben Sie nicht, daß Frankreich dieser parlamentarischen Debatten um Nichts, dieser Debatten um ein paar Notabilitäten bald überdrüssig sein wird?" Thiers hat eigne Momente. Gewöhnlich spricht er, zuweilen läßt er Andre sprechen. Zwischen beiden hat er eine Art von lautem Nachdenken. Er schweigt, und alle seine Mienen reden. Man sieht ihn denken. Das ganze Uhrwerk seines Verstandes ist aufgezogen: die spitzen Ecken seines kaustischen Gesichts kneifen sich zu einem sardonischen Lächeln zusammen; es schwebt ihm etwas auf der Zunge, das er im Begriff ist, zu sagen, und noch verschweigt, weil

es nicht fertig ist. Diese schweigenden Momente sind zuweilen beredtsamer als seine lauten.

Thiers' Art zu erörtern ist naiv, witzig, phantasiereich. Er spricht nicht fertige Gedanken aus, sondern gehört zu jenen Dialektikern, die ihre Gedanken laut bilden. Die blühende, lebhafte Darstellung kommt von seiner Anschauung. Er spricht durchaus intuitiv. Er verkörpert sich seine Begriffe, er ist so stark im Concreten, wie es Guizot im Abstrakten ist. Zum Beleg seiner lebhaften Darstellungsweise folgende Aeußerungen von ihm:

„Im Hôtel der Invaliden will man Napoleon eine Statüe setzen, zu Pferde, eine Reiterstatüe, Napoleon mit dem großen Mantel, dem Bienenmantel, Napoleon, wie er nie war, nie im Volk gelebt hat, nie leben wird. Immer sind mir diese Abbildungen der Könige im großen Ornat lächerlich gewesen. Kartenkönige mit Krone, Scepter und Mantel. Paßt das für Napoleon? Napoleon braucht keine Idealisirung; ist ein Begriff, den unsre Maler erfunden haben. Jede Zeit hat ihr eigenes Costüme und das ist immer hübsch, weil's wahr ist. Was soll Napoleon mit dem großen Mantel? Ludwig XIV. ist idealisirt worden. Lächerlich. Ich denke immer an diese schäferhaften Könige unsrer Tragödie und drum herum die wilden Weiber Racine's, Corneille's — wie heißen sie? ich habe sie alle vergessen, die Meropen, die Medeen, und .... Bah! Napoleon unter seinen Invaliden muß stehen, wie er sie commandirt hat. Was will man? Ist das Costüme nicht malerisch, nicht plastisch? Der Hut, das Collet, der Ueberrock, die Weste mit Rabatten über den Leib, die hohen Steifstiefeln. Macht sich das nicht malerisch, plastisch? He? Was soll der lange Kaisermantel mit der

Schleppe, über die man stolpert? Was geht uns die Aesthetik mit ihrer Lehre vom Faltenwurf an? Napoleon war wirklich, und was wirklich war, braucht nicht Ideal zu sein, und Napoleon hat nicht nöthig, von den Künstlern idealisirt zu werden."

Nach vielerlei Anregungen dieser und ähnlicher Art kam das Gespräch wieder auf Deutschland. Ich fand, daß Thiers es lediglich nur nach französischen Voraussetzungen kannte. Er sprach über Deutschland; wie etwa das Journal du Commerce, das Journal des Herrn Mauguin, darüber schreiben würde. Auf seiner Reise wollte er über Preußen folgendes Resultat gewonnen haben. „Ich fand in Oesterreich viel gute provinziale Administration. Die Wiener sind froh und heiter, sie reden über Politik, ohne ein Bedürfniß dazu zu haben. In Dresden ist man mit dem Gouvernement sehr zufrieden. In Preußen fand ich Alles anders, als im übrigen Deutschland. In Berlin herrscht eine politische Bildung, die man in Paris nicht antrifft. Mir ist unbegreiflich, wie man so klar denken und so unsicher handeln kann. Welche freie Ansichten sind mir in Berlin mitgetheilt worden! Die Börse, der Adel, die Gelehrten, Alles hat einen bestimmten Zweck im Auge, dessen Verwirklichung in Preußen allerdings außerordentlich schwierig ist, die aber da nicht ausbleiben kann, wo man das Bedürfniß so lebhaft fühlt. Der König scheint ein Anhänger der Lehren Bonald's zu sein. Es ist ein geistreicher, sehr unterrichteter Mann, von dem ich nicht glauben kann, daß es ihm Ernst ist, sich heute zum Hochzeitsgaste der Russen und morgen zum Taufpathen der Engländer zu machen. Preußen ist ein Staat auf höchster Stufe. Eine lebendige Nation, eine gute Verwaltung, die Rechts-

pflege, wie man sagt, ich weiß es nicht, sehr, sehr gerecht, ich weiß es nicht, das Ganze freilich sehr verschiedenartig zusammengesetzt, aber von Memel bis nach Trier außerordentlich ehrgeizig, sehr, sehr ehrgeizig, ja ehrgeiziger, als je die Franzosen waren. Das ist ein Stoff, der noch sehr bedeutend werden kann, ein Stoff, der gefährlich ist, gefährlich für Alle, ein Stoff, der auch nicht mehr lange wird auf politische Freiheit warten dürfen."

Thiers sprach sich in eine Anerkennung der Deutschen und namentlich Preußens so hinein, die Schilderungen der jetzigen Bestrebungen in Deutschland zwangen ihm so viel Achtung ab, daß er endlich das Stillschweigen über sein Verhältniß zur neuesten auswärtigen Politik Frankreichs brach und nicht ohne Feierlichkeit, nicht ohne Würde in folgender Weise sich mit den Empfindungen unsrer verletzten Nationalehre vermittelte.

„Ich bin, sagte Thiers, ein großer Verehrer der politischen Bedeutung Deutschlands, ich ehre, ja ich setze die Selbstständigkeit dieses Staatenbundes voraus. Frankreich hat keine Vergrößerungsplane mehr. Napoleon's Kriege entstanden zum großen Theil aus innern und äußern Nothwendigkeiten. Frankreich denkt nicht daran, sich auf Kosten andrer Staaten zu vergrößern. Der Drang ist weder innerlich, noch die Nothwendigkeit äußerlich da. Allein die Selbstbeherrschung, die Frankreich besitzt, besitzen zwei andere Staaten nicht. Rußland ist eine Nation, die sich entwickeln, England eine Nation, die sich behaupten will. Rußland sucht die Macht, die es im Innern gewinnt, nach Außen hin zu zeigen. England zeigt gern nach Außen eine Macht, die es im Innern nicht mehr hat. So lange diese Bestrebungen über diplomatische

Reibungen, Notenwechsel, Protokolle nicht hinausgehen, kann Frankreich sich beruhigen. Ein Anderes ist, wenn eine Frage, wie die orientalische, in Gefahr ist, einseitig, egoistisch, nur von zwei Betheiligten erledigt zu werden. Das türkische Reich ist im Sterben. Es ist todt, moralisch, es wird physisch sterben, übermorgen, morgen, vielleicht stirbt's in dem Augenblick, wo wir miteinander sprechen. Rußland und England wollen dieses Testament des Geschicks für sich allein antreten: wir gönnen ihnen den Besitz, aber wir fürchten die Schwankungen des europäischen Gleichgewichts. Und da wir sie fürchten, so müssen wir sie verhindern. Deutschland ist der Schwerpunkt des europäischen Gleichgewichts: es ist die Zunge an der Wagschale der europäischen Politik. Sei Deutschland nicht für uns, dann sei es auch nicht für Andre. Ist es mit Oesterreich nur für England, mit Preußen nur für Rußland, so ist Frankreich gegen Deutschland. Wir sollen nicht mehr sein als die andern Nationen, aber auch nicht weniger. Schlägt sich Deutschland zu unsern Feinden, so sind wir Deutschlands Feinde. Beobachtet man das Gleichgewicht Europas, so sind wir ruhig; stört man es, so sagen wir: nous bouleverserons le monde."

Thiers hat dies schon früher gesagt, Louis Philipp hat es nicht unterschrieben. Vielleicht unterschreibt es der Herzog von Orleans, vielleicht der Graf von Paris, der schon recht hübsch lesen, schreiben und rechnen lernt. Besser ist es, wir Deutsche nähmen aus Thiers' offener Erklärung, die im Grunde die Erklärung aller Franzosen ist, für Deutschland die Ueberzeugung heraus, daß wir eine große, eine welthistorische Verpflichtung vor aller Ewigkeit und Zukunft zu verantworten haben. Wenn das Gleichgewicht Europas darin

bestehen soll, wohin sich unser Vaterland wendet, was es liebt und was es haßt, so wollen wir kein Volk lieben, kein Volk hassen, nicht vor Frankreich warnen, vor Rußland uns fürchten, sondern an unsrer eignen Festigkeit, an der Möglichkeit arbeiten, auch ohne Bundesgenossen im Rath der Völker Sitz und Stimme zu haben. Und in diesem Sinne sprach ich zu dem merkwürdigen Manne:

„Deutschlands gegenwärtige Bewegung ist mehr national, als liberal. Lassen Sie diese nationale Bewegung, sie wird dahin führen, daß Ihnen und den Franzosen Deutschland liberal erscheint. Lassen Sie uns an unsrer Einheit arbeiten, sie ist nicht gegen Frankreich gerichtet, nicht gegen England und Rußland, sie soll kein Geschenk für unsre Bundesgenossen werden, sondern bewirken, daß wir der Bundesgenossen überhaupt nicht mehr bedürfen. Preußen und Oesterreich müssen wieder gut machen, was der dreißigjährige Krieg, was der siebenjährige an dieser großen Nation, der deutschen, verbrochen haben. Preußen und Oesterreich haben sich getrennt in Regensburg und müssen sich wieder finden in Frankfurt. Stützten sich beide Staaten auf die Idee eines einigen Deutschlands, dann bedürfte es der Anschließungen an England und Rußland nicht, das Gleichgewicht Europas käme nicht in Gefahr und Napoleon könnte getrost in seiner Statüe lieber einen langen Mantel tragen, als den Reitüberrock; denn sein Schatten, seine Erinnerung hätte dann nicht mehr nöthig zu Pferd zu steigen, hätte nicht mehr nöthig, den Franzosen zuzurufen, wie Sie sagen: Allons, bouleversons le monde.“

Einundzwanzigster Brief.

Paris, den 10. April 1842.

Der Frühling ist da. Die Mandelbäume blühen, die Alleen des Tuilerien-Gartens und der elysäischen Felder schließen sich zu grünen Fernsichten, Paris bekommt eine andere Gestalt. Die marmornen Statüen, die schlanken weichen Formen der Götterbilder des Tuilerien-Gartens fangen an, unter dem blauen Himmel sich wieder heimisch zu fühlen. Die Schwäne plätschern in den Bassins, die Springbrunnen kühlen schon den lechzenden Staub auf der Place de la Concorde. Ich begrüße Paris wie zum zweiten Mal. Es wird mir heimischer, neu und neuer, es legt sich fast wie italiänischer Duft auf das reizende Gemälde.

Freude den Menschen, Freude den Thieren, auch den wilden im jardin des plantes! In der Mittagsstunde, wenn die Strahlen der Sonne schon am belebendsten wirken, öffnen sich die eisernen Käfige der gefangenen Wüstenkönige, und die Tieger, die Löwen, die Leoparden blicken befremdet die verjüngten, wieder grün gewordenen Baumgänge an. Die Giraffe sieht steif und stolz, wie ihr Landsmann, der Obelisk von Luxor, auf Frankreich herab, dasselbe Frankreich, das den Beherrscher ihrer Heimath, Mehemet Ali, fallen ließ. Die Giraffe und der Obelisk sind Geschenke Mehemet Ali's. In den Gehägen der Vögel schwirren die indischen Pfauen mit ihren bunten Federn, in dem Affenhause schneiden die Makis ihre Capriolen, in der Bärengrube wälzen sich die grausamen Waldestölpel

und denken: Was muß in Paris das Brod so theuer sein, denn nirgend bekommen wir so sparsame Brocken zugeworfen, als hier in dem hungrigen Frankreich! Die Bären auf der Pfaueninsel bei Berlin tauschen nicht mit diesen ihren Brüdern im jardin des plantes. Rechts und links schattige Gänge, Alleen, die sich auf grüne Hügel hinaufschlängeln, oben die erhabene partriarchalische Riesenzeder vom Libanon mit ihren langen dunkeln Aesten, mit ihren wagerechten Zweigen, die sich strecken, wie segnende Priesterhände. Oben eine reizende Aussicht, geschaffen für den ruhigen, befriedigten Blick, den man auf die Natur wirft, wenn man um Freundschaft, um Liebe seinen Arm geschlungen hält. Der Pflanzengarten hat in seinen Schattengängen Etwas, das nicht an die Botanik, sondern an die Liebe erinnert.

Hier sieht man auch Kinder, Kinder, die in Paris ein seltener Anblick sind. Die Gewohnheit der Franzosen, ihre Kinder aufs Land zu geben, ist wirklich nicht erfunden, wie so Manches erfunden ist, was man uns über die pariser Sitten erzählt hat. Man erblickt, die Gamins ausgenommen, wenig Nachwuchs in den Straßen. Paris gehört den erwachsenen Leuten, nicht wie manche deutsche Städte, durch welche man mit dem Postwagen fliegt, ganz den Kindern. Ohne Widerrede gewinnt Paris dadurch an Bequemlichkeit.

Man hat übrigens auch in Paris Gelegenheit, Kinder ohne alles Aufsehen erziehen zu lassen. Ich bemerkte an vielen Häusern Gemälde, die uns Scenen der zartesten Aufmerksamkeit auf die unmündige Jugend schildern. Ein schöner bärtiger Mann reicht einem Engelskopfe von Säugling ein Gefäß mit Milch und sieht in dem Bilde mit liebender Sorgfalt auf das kleine Raphaelische Wesen herab. Wie aber

die Wirklichkeit oft zurückbleibt! Indem ich das Bild betrachte, wend' ich mich und erblicke einen schmutzigen Arbeiter, der ein kläglich zusammengekauertes kleines Wurm mit halberfrorner Nase in die noch kühle Nachtluft trägt. Der Widerspruch dieser gemalten und der wirklichen Kinderpflege war lächerlich und schmerzlich zugleich.

Ja, die Abende sind noch kühl, die Nächte gehören noch dem Winter, wie die Vergnügungen. Die Chaumière wird erst geöffnet, wenn man wagen kann, von einem erhitzenden Tanze hinaus in die verschwiegene Nacht zu schlüpfen. Noch tanzen die Studenten und Grisetten im Prado, die Schneider und die Dienstmädchen auf dem Balle Montesquieu, die Elegants und die Loretten auf dem bal paré im Saale St. Georges. Man tanzt in schmutzigen Lokalen, in wüstem Durcheinander deutsche Walzer, die man nicht versteht, und oft so verkehrt wirbelt, daß die Tänzer nicht vorwärts, sondern rückwärts gehen und statt regelmäßiger Kreise die wunderlichsten trigonometrischen Figuren beschreiben. Man tanzt die gewöhnliche französische Contredanse, die aber, trotz des Anschlags, trotz des Verbots, trotz der wachthabenden Municipalgarde regelmäßig in den Cancan ausartet.

Ja, ich habe den Cancan gesehen. Ich muß zuerst von ihm sagen, daß der Cancan eine freie Variation auf das alte bekannte Thema der Française ist. Cotillon und Ronde sind aus Mangel an Raum abgeschafft. Es ist erstaunlich zu sehen, auf welch kleinem Terrain die Cancankünstler ihre Talente zeigen. Es ist ein Raum, nur halb so groß, wie ein zweischläfriges Bett. Und zwischen durch muß noch Platz sein für die durchschlüpfende Neugier der Flaneurs und die blinde Controle des Municipalgardisten, blind, weil er nichts sehen

will und nur zuweilen einem der allzuorgiastisch werdenden Thyrsusschwinger zuruft: „Mein Herr, bleiben Sie moralisch!"

Um über den Cancan die Wahrheit zu sagen, so ist dieser Tanz weniger freie Erfindung, als traurige Nothwendigkeit. Ich glaube nämlich, daß Derjenige, der ihn zuerst getanzt hat, an einer Krankheit des Rückenmarks litt. Ich glaube, daß der Cancan aus Uebersättigung und Unvermögen entstanden ist. Es ist schwer, über den Cancan schreiben und in den Grenzen der Moral bleiben. Man wird mir aber das freie Wort um so eher gestatten, als ich von vorn herein erkläre, daß der Cancan mir unschön, sogar häßlich, ja widerlich erschienen ist. Der Cancan ist Aufforderung zur Liebe, aber nicht, wie die Tarantella, durch wilde, feurige Leidenschaft, nicht, wie die Cachucha, durch neckischen Trotz und herausfordernde Schalkhaftigkeit, sondern er ist Aufforderung zu pariser Straßenliebe. Der Cancan ist nicht Bedürfniß der Liebe, sondern Selbstaufstachelung dazu, ekelhafte Uebersättigung, der possenhafte Witz des Unvermögens. Es ist ein Tanz nicht vor der Liebe, sondern nach ihr. Auch nicht eine Figur des Cancans ist die Folge der herausfordernden Kraft; jede ist die Folge der entnervten Abspannung. Der beste Cancantänzer ist satt, satt bis zum Ekel. Er ironisirt die Liebe, er persiflirt sie. Dies Zappeln der Arme, dies Zucken des Oberkörpers, dieses Schlenkern der Glieder, diese Nachahmung aller jener Bewegungen, die die Folge der Rückenmarksdarre sind, hat als Carrikatur allerdings etwas sehr Lächerliches, als Volkstanz aber, als Ausdruck der Liebe ist dieser Tanz gemein und unpoetisch. Je blasirter Einer ist, desto schöner wird er Cancan tanzen. Sein Tanz verwandelt sich dann in

völlig freie Phantasie, er kann durch seine telegraphischen Zuckungen Alles ausdrücken, er kann lange Geschichten erzählen von ohnmächtigen Nächten, verzweifelten Wünschen, erstorbenen Hoffnungen, er kann mit seinem Gliederreißen den ganzen Rheumatismus seiner Zukunft malen, er kann mit seinen Convulsionen eine Darstellung aller jener Versuche geben, die man in Paris schon angestellt hat, um die Preisaufgabe jenes Kalifen zu lösen, der an alle Weise des Morgen- und Abendlandes die Frage ergehen ließ, ob sich nicht noch eine neue Methode der Liebe erfinden ließe? Der Cancan ist häßlich. Er ist der Tanz der Jugend mit weißem Haar.

In meinen Theaterstudien bin ich etwas leichtsinnig. Noch war ich nicht in der großen Oper und schon schwärme ich Abends nach dem Chateau d'eau hinauf, mache Queue mit Handwerkern, Grisetten, Kutschern und Gamins, um Hundetheater, Affenkomödien und Seiltänzereien zu sehen. Mit dem vornehmsten dieser Theater vom Boulevard du Temple fang' ich an, mit der Gaité.

In Paris kehrt sich Alles um. In der Porte St. Martin, wo früher die großen Leidenschaften wütheten, lacht man jetzt, in der Gaité weint man. Die großen Effektdramen sind beinahe abgekommen. Man will keine Söhne von Henkern mehr, keine Schaffotte mehr, keine Fallthüren mehr, man will nur noch weinen. Weinen um Hunde, weinen um Menschen. Man will Familienunglück, man will liebende Schwestern, zärtliche Brüder, treue Gatten, würdige Mütter. Man will Unglück, recht viel Unglück, viel Schicksal, viel Schmerz, viel Thränen. Dazu die Musik um sich zu sammeln, dazu eine komische Rolle, um bei all dem Jammer auch ein wenig zu lachen. Das ist der Geschmack, der jetzt in Paris Alles

für sich hat, wenn nicht die Kritik, wenn nicht die „starken Weiber“, wenn nicht „die Lions“ der Boulevards, so doch die Masse, die Queue, das Geld oder, wie die Blätter hier sagen: la foule.

Daß die Franzosen jetzt so viel weinen, kann schlimm für die Zukunft Europas werden. Wenn die Franzosen Thränen vergossen haben, pflegten sie sie immer mit einer Revolution zu trocknen. In das Theater Gaité wird sich der Schwamm setzen, weil es immer feucht darin von den Thränen ist. Hier werden unrevolutionäre, sehr larmoyante Stücke auf eine pikante Weise dargestellt. Von hier ging das an alle deutsche Theater gekommene musikalische Drama: Muttersegen oder die neue Fanchon aus, in Paris la Graçe de Dieu genannt.

Ich war begierig, die beiden Schauspielerinnen kennen zu lernen, für welche die Rollen der Marie und der Chonchon ursprünglich geschrieben sind. Die erste überraschte, die zweite befremdete mich. Ich habe nie bei einer Französin so viel deutsche Sentimentalität gesehen, als bei Dem. Clarisse. Dies junge Mädchen hat blondes Haar, seelenvolle blaue Augen, einen Teint von durchsichtiger Zartheit, schwellende, volle Lippen und ein Timbre von edler Passivität, von schmachtender Zerflossenheit, der allerdings für sie zu dichten begeistern kann. Herr Lemoine erfindet Rollen für ihr Spiel, Dem. Puget, Lemoine's „Freundin“, Arien für ihre liebliche Stimme. Man wird nicht sagen, daß man hier etwas ganz Vollendetes sieht, im Gegentheil, das dunkle Theater, der schlechte Eingang, die matte Beleuchtung, die meist aus dem Volke bestehenden Zuhörer, die Blouse schon in den Logen des zweiten Ranges, das Alles drückt die Leistungen dieser

Bühne selbst herunter und benimmt dem Ganzen etwas von seinem Großstädtischen, Pariserischen. Dennoch bleibt Dem. Clarisse eine Erscheinung, die ich öfters betrachten müßte, wenn man nicht leider hier gezwungen wäre, eine Schauspielerin sechs Wochen hindurch in nichts, als einer und derselben Rolle auftreten zu sehen.

Noch neugieriger war ich auf das Urbild Chonchon's. Unstreitig ist Dem. Leontine in ihrer Art ein Talent, aber eines jener Talente, die man so hinnehmen muß, wie sie sind. Sie ist die Dejazet, ausgeartet in die dame de la halle. Sie ist eine Copie der Dejazet auf grauem Löschpapier. Sie ist unschön, ja sogar häßlich, mit gemeinen Gesichtszügen, einem sinnlich lüsternen Kinn, einer Oberlippe, auf der ein Anflug von Schnurrbart weggeschminkt ist. Die Hauptleidenschaft dieser echten, ersten Originalausgabe der Chonchon ist das Essen, die zweite das Schwatzen, erst die dritte die Liebe. Dem. Leontine ist die echte Husarenbraut, die Poissarde, wenn sie jung ist und sich verliebt hat. Sie kann hübsch lächeln. Man vergißt sogar ihre Gemeinheit, wenn sie lächelt. In der Mischung ihre Gemeinheit mit ihrem Lächeln liegt beinahe Grazie. Sie ist durch ihr Lächeln die bewunderte Leidenschaft aller Köche, aller Hausknechte, aller Kutscher geworden, die in ihren Freiabenden das Theater der Gaité besuchen. Wenn Dem. Clarisse diese guten Leute zu Thränen gerührt hat, macht Dem. Leontine sie wieder lachen. Hier wird auch nicht getadelt, hier werden keine deutschen Abonnentenurtheile ausgeboten, hier gibt sich Jeder, der seinen Eintritt bezahlt hat, dem absoluten Vorsatz hin, sich amüsiren zu wollen, und so amüsirt man sich. Wie ist das anders gegen das deutsche Theater!

Das Kapitel Theaterkritik brachte mich darauf, Jüles Janin's Bekanntschaft zu machen. — Jüles Janin's Feuilleton in den Débats besitzt nicht mehr jene liebenswürdige Natürlichkeit, jenen harmlosen Freimuth, jene gutmüthige Schalkhaftigkeit, die die ersten Leistungen dieses im Auslande mehr, als in Frankreich geschätzten Schriftstellers auszeichnete. J. Janin ist nicht mehr jener muthwillige, frohe Plauderer, der er im Beginn seiner finanziell sehr glänzenden Laufbahn war. Er würde nicht mehr so drollig und naiv schreiben können, wie er einst über seine alte Mutter, seine ersten Schulferien, seine ersten Federversuche, wie er einst über Debureau und die pariser Hunde geschrieben hat. Die fabrikmäßige Produktion hat ihn erschöpft, die Anfeindung erbittert. Er scherzt nicht mehr mit solchem Frohsinn wie früher, seine Urtheile, die ehemals nur aus seinem Naturell flossen, fließen schon zum großen Theil aus der Galle. Er hat in Paris wenig Freunde. Die, die er tadelte, hassen ihn, Die, die ihn nicht hassen, beneiden ihn. Er hat den Fehler begangen, von den bedeutenden Talenten, die Frankreich gegenwärtig besitzt, mit Gleichgültigkeit zu reden. Er hat die schlechte Maxime angenommen, sich dadurch in seiner Stellung behaupten zu wollen, daß er in kühner Vermessenheit Alles sich unterordnet. Er lobt nur die Jahrhunderte, die vorüber, er bewundert nur die Schriftsteller, die vergessen sind. Er hat nacheinander Victor Hugo, Alexander Dümas, Alfred de Vigny, George Sand, Scribe, Balzac angegriffen, es ist ihm kein Name zu hoch, kein Ruf zu begründet, dem er nicht in seinem mächtigen Organ, in dem bedeutendsten politischen Blatte Frankreichs, dem Journal des Débats die Spitze böte. Um bedeutend zu bleiben, isolirt er sich. Er zieht die Feinde, die

ihm Relief geben, den Freunden vor, in deren Schatten er sich verlieren würde. Dazu kommt, daß er, wenn ihm sein Talent ausgeht, bei dem Glaubensbekenntnisse der Débats Anleihen macht. Ich will dies nicht so deuten, als wollt' ich sagen, daß er, wie alle Welt behauptet, von der Regierung bezahlt wird, aber er opfert seine Ueberzeugung dem System der Débats. Er schließt sich an Richtungen an, die seinem natürlichen Sinne fremd sind. Er tadelt ästhetische Prinzipien, für deren Beweiskraft man seine eignen meist verfehlten, wenigstens Fragment gebliebenen Schriften selbst anführen könnte. Janin schreibt sein Feuilleton für die höheren Stände, für den Adel, für die Banquiers, denen er die Schmerzen und Wehen der Dichter opfert. Er macht sich zum Vertheidiger der Tugend, der guten Sitten, des klassischen Geschmacks, ohne für seine Tugend etwas Andres, als eine junge Frau, für seine guten Sitten etwas anders aufweisen zu können, als seine Renten, für einen klassischen Geschmack etwas Andres als einige Prospekte zu Panckouckes Uebersetzungen der alten Römer. Was ihn bei den Débats erhält, ist theilweise sein Talent, noch mehr aber seine Schmeichelei gegen jene Grundsätze, die durch die Familie Bertin und ihr einflußreiches Organ vertreten werden.

Janin sagte mir: „Ich bin nichts als Journalist. Ich kann nichts, ich will nichts Anderes sein." Man muß gerecht sein und nach diesem freien Bekenntnisse einen großen Theil seiner Vorwürfe von seiner Person auf seinen Beruf wälzen. Es ist kaum möglich, nur Journalist sein wollen und immer gerecht bleiben. Der wahre Beurtheiler ist wohl nur der, der selbst schaffen kann. Es ist nicht nöthig, daß der Kritiker, um Meister im Urtheilen zu sein, auch grade Meister

im Schaffen gewesen sein müsse. Nur muß er in jenen Leistungen, die er zu beurtheilen wagt, sich irgendwie selbst versucht haben. Hätte sich J. Janin je selbst in einem Drama versucht, hätte er je nach seiner eignen Kraft die großen Schwierigkeiten dieser Kunstform geprüft, er würde keinen so vermessenen und unsinnigen Ausspruch gegen mich gethan haben, wie der: „Seit fünfzehn Jahren, daß ich kritisire, ist auf der französischen Bühne nichts dagewesen, was bleiben wird.“

J. Janin unterscheidet sich allerdings von vielen Seinesgleichen durch eine große Gabe der Darstellung und selbst der Auffassung. Er ist kein Kritiker nach Grundsätzen, er ist nicht einmal ein Kritiker, der wenn auch vom Standpunkte des Geschmacks und der Natur, vom Standpunkte der bloßen Unmittelbarkeit ein Kunstwerk in seine Theile zerlegen könnte; er kommt über das Urtheil: Dies spricht mich an oder läßt mich kalt! nicht hinaus. Aber er bewegt sich in diesem seinem engen Gebiete mit vieler Grazie, er trifft durch seinen immer noch frischen Instinkt die Wahrheit oft so nahe ans Schwarze, daß es dem besten Schützen Ehre machen würde. Daß Janin zuerst nach der Möglichkeit, Wahrscheinlichkeit und Natur der Dramen frägt, hat gewiß seine großen Vorzüge. Nicht immer ist sein Freimuth einseitig. Auf dem Gebiet der Moral ist er nicht immer Heuchler. Seine angeborne Naivetät, sein Provinzialgenie im Gegensatz zum pariser Faiseur, machen sich noch oft genug geltend, um eine persönliche Begrüßung des talentvollen Schriftstellers als angenehme Erinnerung von Paris mit hinwegzunehmen.

Janin wohnt seit mehren Jahren dicht am Palais Luxemburg, im vierten Stock. Er hat die keineswegs glänzende, aber bequem eingerichtete Wohnung auch in seinem so viel

besprochenen Ehestand nicht verlassen wollen. Le critique marié, wie man ihn hier nennt, wohnt in der rue Vaugirard, himmelhoch, aber mit einer reizenden Aussicht auf den Garten, die Bassins, die Statüen, die Schwäne, die Bonnen, die spielenden Kinder des Luxemburg. „Ich habe meiner Frau ein Schloß gekauft," sagte er, von einer Treppe herabsteigend, die aus seinem Wohnzimmer in sein Arbeitszimmer führt. „Ich bin verheirathet, seit sechs Monaten verheirathet, glücklich, überglücklich; Pst Adele, Adele!"

Adele, eine schöne junge Pariserin, kam die Treppe herunter und setzte sich zu uns, um zu frühstücken. Wenn Adele nicht Janin's Frau gewesen wäre, sie hätte seine Geliebte vorstellen können. Sie fand sich vollkommen in die bekannte, nonchalante Weise ihres Mannes, in seinen Schlafrock, seine Pantoffeln, in seine Capriolen, seine Liebkosungen. Janin ist hübscher als seine Carrikatur bei Aubert. Wohlgenährt, behend, hat er nur wenige Augenblicke auf demselben Fleck Ruhe. Bald seinen à la jeune France gezogenen Bart streichend, bald Adele liebkosend, bald ans Fenster laufend, hält er am Tische nur aus, um zu schreiben oder um zu essen. Er zeigte mir seine Zimmer, seine Einrichtung, seine Bücher, seine Brautbetten. „Ich wohne jetzt noch in meinem alten Nest, aber ich werde meinem Engel, wir sind sechs Monate verheirathet und sehr glücklich, ich werde meinem Engel ein kleines Schloß kaufen. Ich verdiene viel Geld mit lauter schlechten Sachen. Wollt' ich gute Sachen schreiben, hätt' ich kein Geld!"

Man kann Plaudereien nicht niederschreiben. Für Janin ist, wie für viele Schriftsteller, der Umgang mit Menschen eine Erholung vom Umgang mit Büchern. Die geistreichsten

Leute führen gern dumme Gespräche und Janin sprach im Gegentheil viel Gescheutes, nur bunt durcheinander, hin und her, bald sich mit Adelen herumjagend, bald drohend, sie in die Dachrinne zu werfen, bald mit einem kleinen Baumstamm durch das Zimmer pilgernd. „Sehen Sie," sagte er, „sehen Sie (ich liebe übrigens die Deutschen, weil sie mich lieben;) sehen Sie, diese Frau hab ich mir erzogen, sie hat Nichts gelesen, als meine Schriften, sie ist groß geworden, während ich dick wurde. Ich beklage, daß ich diese sechs Monate nicht vor zehn Jahren genoß, als ich noch schlank war. Sie ist ein seelengutes Weib, ohne Prätensionen, zuweilen kokett, ein Weib zum Küssen. Es ist nicht meine erste Liebe, aber meine erste Ehe."

Man brachte einen Brief. „Hübsch mit Manier überreicht!" sagte er zum Dienstmädchen. „Hier ist ein Teller, so! — auf dem Teller werden Briefe präsentirt." Das Mädchen lachte und sagte, sie wollte sichs merken.

„Sie waren bei Georg Sand? Wir rauchen nicht, ich nicht und meine Frau auch nicht, folglich haben wir auch kein Genie: nicht wahr, Adele?"

Adéle spielte die Ehestandsidylle vortrefflich mit. „Sie liebt nicht meinen Ruhm," sagte der zärtliche Gatte, „sondern mein Herz. Ich bin ein schlechter Schriftsteller, aber ein guter Junge. Sprechen wir vom Theater."

Wir sprachen davon. Wir sprachen von der Rachel, von seiner Opposition gegen eine Schauspielerin, die er früher gehoben hatte. „Es ist aus mit ihr," sagte er. „Sie lernt nichts mehr, sie schwärmt die Nächte durch. Sie trinkt Grog, sie raucht Tabak, sie liebt im Großen. Sie hat jetzt einen Salon eröffnet, wo man in Hemdärmeln erscheint. Seitdem

sie mündig ist, ist Alles vorbei. Sie ist ausschweifend geworden, das ist schrecklich, nicht wahr Adele?"

„Man hat auch umgekehrt Fälle, daß mit der Wildheit das Genie kommt."

„Und wenn sie sich auf den Kopf stellt, so wird nichts mehr aus ihr," fiel Janin ein. „Zum Glück steht das Theater français auf festern Füßen, als auf den taumelnden der Mamsell Rachel. Kennen Sie Lewald? Hat er mich gut übersetzt?"

„Man übersetzt Sie weniger, als man Sie nachahmt."

„Kann man in der deutschen Sprache meinen Styl nachahmen?"

„Warum nicht! Ich will Ihnen ein Beispiel geben."

Ein Besuch rief Janin für einen Augenblick ab, der Besuch dauerte lange, sehr lange, es galt einer Besprechung, einem Contracte. Ich nahm meine Schreibtafel, trank meine Tasse Thee und schrieb in Janin's Manier folgende Kritik über eine Vorstellung im Circustheater, die jetzt großen Zulauf hat.

„Beitrag zur Cyno-Dramaturgie.

Seit einigen Tagen bemerkt man unter den Hunden von Paris eine ungewöhnliche Bewegung. Sie apportiren nicht mehr, sie bellen nicht mehr, sie springen nicht mehr in das Bassin des Palais-Royal, sie verschmähen die schönsten Knochen von Very und Vefour, sie sind ernster, ich vermuthe stolzer geworden. Die Hunde von Paris haben von einem Hunde der Pyrenäen gehört, sie haben von einem Mitgliede ihrer Raçe gehört, das mehr als à la Fido savant rechnen, mehr als schreiben und lesen kann, von einem Mitgliede, das edle Thaten vollbringt. Der Hund der Pyrenäen ist der Stolz der Hunde von Paris geworden. Der edle, treue,

aufopfernde Hund der Pyrenäen, ein Hund, der in der nächsten Conkurrenz den Monthyon'schen Tugendpreis davontragen wird, ist die Ursache dieses Stolzes. Die Hunde fangen an, edler zu fühlen, menschlicher zu denken, redlicher zu handeln, als die Menschen von heute fühlen, die Menschen von heute denken, die Menschen von heute handeln.

O ein Hund ist erstanden, ein Hund, der aus dem Wörterbuche der Menschensprache alle hündischen Beleidigungen streichen wird. Seid nicht zu stolz, ihr Hunde von Paris! Es ist kein Hund aus Paris, es ist ein Hund aus den Pyrenäen! Emil, (der Hund des Cirque Olympique heißt Emil,) Emil ist kein gemeiner Kläffer wie ihr, kein Straßenbeller, kein nichtsnutziger Schoßhund, der die intimen Besuche seiner Herrin beneidet, Emil ist keine von euch gemeinen Halsbandseelen, denen man im Monat Juli aus dem Wege gehen muß, keiner jener faulen Flaneurs, die an einen Knochen ihre Ehre, die Ehre ihrer Herrschaft, die Ehre ihres Halsbandes, ihr Wappen, ihre Wohnung, ihre Nummer verrathen! Emil rettet ein Kind. Würdest Du ein Kind retten, Hektor, würdest Du es thun, Caramouche, Du Sultan, Du Azur, Du Belline... o geht, ihr Hunde von Paris, geht gemeine Seelen gegen den Hund der Pyrenäen!

Der neue Menschenfreundliche Hund vom Boulevard du Temple, jener edle Hund, der täglich dicht neben dem Hause, wo Fieschi, ein Mensch, die Höllenmaschiene losdrückte, um Menschen zu morden, ein Menschenleben rettet, der Hund, der es wagen konnte, nach Napoleon, nach Murat, Franconi's Bretter zu betreten, heißt Emil. O Rousseau, o edler J. Jaques! Die Erziehung der Menschen ist dir mislungen, aber ein Hund hat sich nach Dir gebildet: Dein Musterzögling, Deine

erhabenste Anwendung, Dein Ideal ist ein Hund geworden, Emil, Emil, der Hund der Pyrenäen, Emil der Menschenretter Franconi's. Emil hat ein Herz, Emil hat eine Seele, ein Herz voll Güte, eine Seele voll Empfindung, Emil haßt wie Rousseau die Wissenschaften, er hat nichts gemein mit jenem dicken gemästeten Mopse Fido savant, er rechnet nicht, er schreibt nicht, er concurrirt nicht mit Victor Hugo, mit St. Beuve, mit Alexander Dümas, um in die Akademie zu kommen. Emil liebt nur die Tugend, er ist das Volk, das Volk in seiner Unschuld, das Volk in seinem Adel, er ist als Hund Das, was wir Menschen als Menschen sein sollten.

Aber welche Kränkung, welche Verleumdung! Es gibt Leute, die behaupten wollen, Emil wäre auf die Tugend abgerichtet, Emil hielte das Kind, das er rettet, für einen Bissen Fleisch, den er nicht anrühren zu dürfen so lange geprügelt worden ist, bis er den Lappen, das Fleisch, das Huhn, zuletzt das Kind nicht mehr anrührt. Noch größere Verleumdung, man behauptet, Emil wäre ein Schauspieler. Emil, der Hund, ein Schauspieler! Hat Emil je eine Rolle verweigert, hat Emil je eine Verschwörung gegen die Direktion gemacht, braucht Emil einen Souffleur, weigert sich Emil jeden Tag dieselbe anstrengende Rolle zu spielen? Emil ein Schauspieler! Eine Beleidigung, nicht für die Schauspieler, sondern eine Beleidigung für die Hunde! Wird dieser Hund je eine Vorstellung stören, läßt er sich je heiser ankündigen, geht dieser Hund über seinen Gagenetat hinaus, macht dieser Hund Schulden, besticht Emil die Kritik, trinkt dieser Künstler je mit dem Feuilleton Champagner? Bricht Emil je Contrakte und entschuldigt sich vor den Gerichten mit seiner Minorennität? Ist Emil je —"

Bis hieher hatt' ich meinen Scherz geschrieben, Janin kam zurück. Er hatte seiner Frau einen kostbaren Shwal gekauft, das Wetter war zu schön, sie wollte ihn gern auf der Promenade zeigen. Der häusliche Friede ist eine heilige Sache. Ich behielt meinen Artikel für mich, scherzte noch Mancherlei mit dem wunderlichen Janin und ging. Ich habe einen Theaterartikel geschrieben, wie ihn Janin nicht kindischer schreiben kann. Wo ist die deutsche Zeitung, die mir für Artikel dieser Art jährlich 20,000 Franken gibt?

Zweiundzwanzigster Brief.

Paris, den 12. April 1842.

Das französische Studienjahr an der Sorbonne und dem mit ihr verbundenen Collége de France dauert neun Monate hintereinander. Drei Monate der schönen Jahreszeit sind den Ferien gewidmet. Eine Einrichtung, die unstreitig besser als die unsere ist. Unsere Sommersemester an den Universitäten sind meist verloren. Die Hitze, die Reiselust, die sommerlichen Vergnügungen lassen es mit dem Sommercursus bei uns keinen Ernst werden. In Frankreich werden nur die Osterfeiertage eingehalten und dann sogleich die kurz vorher eingestellten Vorlesungen wieder aufgenommen. Vor einigen Tagen haben an der Sorbonne und dem Collége de France alle Course wieder begonnen. Die Sorbonne besteht aus einer Kirche, die im Geschmack des siebzehnten Jahrhunderts gebaut ist und einem großen, nicht eben freundlichen

Hofe, dessen Wände im untern Stockwerk die Hörsäle enthalten, im obern einige Wohnungen der Professoren. Das Collège, ähnlich eingerichtet, nur moderner, liegt nicht weit von der Sorbonne ab. Die naturhistorischen Vorlesungen finden im jardin des plantes, die ärztlichen in den Krankenhäusern statt. Ueber neuere und ältere Sprache wird in der königlichen Bibliothek gelesen, wo man sogleich die kunstgeschichtlichen und sprachwissenschaftlichen Sammelwerke zur Hand hat.

Im Catalog der Vorlesungen findet man berühmte Namen, Namen, die in die Politik des Tages verwickelt sind. Man findet die Namen der Minister, die diesen Hörsälen die Anfänge ihres Rufs verdanken. Villemain, Guizot, sind als Lehrer angekündigt, ohne daß sie lesen. Sie haben Stellvertreter, junge Privatdozenten, wie wir sie nennen würden, die das dem Professor zugewiesene Fach an der Stelle des verhinderten Inhabers ausfüllen. Man macht hier sein Glück, wenn man eine Zeitlang der Stellvertreter eines Andern war. Die eigentliche Bedeutung von Paris, als Universität, liegt nur in den Experimentalstudien, in der Naturwissenschaft und in der Arzneikunde. Fast alle übrigen Branchen werden ohne eigentliche Hingebung behandelt. Die Professoren bekleiden eine Menge anderer Aemter und betrachten ihre Professorate als Sinekuren, als Retraiten von ihren politischen Ausflügen, als Mittel, sich in bündigem Vortrage auszubilden. Die Studenten lernen wenig, wenn nicht durch sich. Die Professoren sind Redner, die einzelne Fragen hervorheben, ihnen eine für den Augenblick blendende Seite abgewinnen und die Vorlesungen mit einem effektreichen Schlusse, der applaudirt wird, beschließen. Hier gibt es keine nachgeschrie-

benen Hefte, keine „Schwänze", die man „nachreiten" muß, keine Dintenstecher, keine zerschnittenen Pulte, denn wenigstens in den Auditorien, in die ich hineinblickte, entdeckte ich nur Bänke zum Sitzen, keine Pulte zum Schreiben. Der Student zieht seine Brieftasche und notirt sich einzelne Gedanken, einzelne Thatsachen, die ihn interessiren. Man kommt und geht. Damen sitzen, wenigstens im Collége de France, mitten unter den jungen Studenten, die in ihrer Tracht, in ihrem Wesen nichts Auffallendes haben.

Philaréte Chasles setzt seinen Cursus über nördliche Literatur fort. Ich wohnte seiner ersten Vorlesung im Collége de France bei. Es mochten sich nahe an hundert Zuhörer eingefunden haben, unter ihnen viel Damen. Der junge Professor, der vor kurzem nur noch Feuilletonist war und in seinem Fache für eine „Specialität" gilt, erschien durch eine Nebenthür, in weißem Rock, nach neuester Mode, schönem Schurrbart und weißen Glaçéhandschuhen. Aeußerlich war er so angethan, daß man ihn auf einer deutschen Universität augenblicklich in Anklagestand versetzt haben würde. Philaréte Chasles hat jedoch unter seinem modischen Aeußern Etwas, was den Gelehrten verräth. Man sieht wol, daß ihn die Form der Schriftsteller, die er zu behandeln hat, mehr interessirt als der Inhalt. Man sieht wol die flüchtige Virtuosität eines Kritikers nach der Mode. Dennoch schien mir der Bart, die Frisur, schienen mir die glaçirten Handschuhe im Ganzen doch nur affektirt. Ich sah unter diesem Costüme einen Gelehrten im Schlafrock, unter staubigen Büchern, in einer dunkelen Mansarde, einen jungen Mann, der es sich einst sauer werden ließ, bis ihm seine Mühe vergolten wurde, ich sah Bettfedern in diesen künstlichen Locken, einen nieder-

getretenen Pantoffel statt des gefirnißten Stiefels und, daß ich dies sahe, sehen konnte, macht Philaréte Chasles Ehre, denn es beweist, daß ich ihm in seiner Häuslichkeit mehr Fleiß, mehr Ernst zutraue, als heute in seiner äußern Erscheinung als Professor lag. Ohne gerade beredt zu sein, trug er klar und einschmeichelnd vor. Man sah, daß die Vorlesung so eingeprägt, so auswendig gelernt, so fertig war, wie sie morgen hätte im Journal des Débats erscheinen können. Ich hörte Dinge, die mir nicht neu waren, aber den jungen Franzosen waren sie neu, und ich kann wol sagen, daß es für einen Deutschen schmeichelhaft sein mußte, einen französischen Professor über Sebastian Brandt's geschmackloses, langweilig moralisirendes Narrenschiff, vor jungen Franzosen, die den Mund aufsperrten, wie über ein Werk von seltenem Werthe, eine Stunde lang mit Geist und Geschmack reden zu hören.

Armand Bertin, den jetzigen Besitzer der Debats, sah ich in einer Gesellschaft, wo mir auch Hektor Berlioz, Alfred de Vigny, ein gereister Diplomat und Romanschreiber für den Faubourg St. Germain, Graf Viel-Castel, und Herr von Eckstein bekannt wurden.

A. Bertin, ein Vierziger von französischem Embonpoint, setzt die Vertheidigung der Doktrin so lange fort, bis auch er, wie sein Vater und Oheim, in die Pairskammer „versammelt" werden wird. Herr Bertin ist kein Schriftsteller. Die Artikel seines einflußreichen und unstreitig ersten französischen Blattes schreiben de Sacy, St. Marc Girardin, Michel Chevalier, Jüles Maurel, Xavier Raymond, Adolph Guerout, Antoine de la Tour, Theodor Benqzet, Cüvillier Fleury, der Pole Tinsky, ohne die artistischen und unterhaltenden

Mitarbeiter. Herr Bertin leitet das Ganze. Er holt sich die Parole von den Ministern, vom Könige, von den einflußreichsten Deputirten. Graf Molé macht bei ihm Visiten und bittet ihn, seiner bei der nächsten Combination zu gedenken. Herr Bertin regiert Frankreich; denn Die, die Frankreich zu regieren das Recht haben, geizen nach seinem Beistande, nach seiner Uebereinstimmung. Ob Herr Bertin diese bedeutende Unterstützung, die das „System" ihm verdankt, rein aus seiner Ueberzeugung und seiner persönlichen Hingebung fließen läßt oder ob ihm das „System" seinerseits dafür erkenntlich ist, weiß ich nicht.

Herr von Eckstein gehört uns Deutschen an, ob er gleich seit den vielen Jahren seines pariser Aufenthaltes Franzose geworden ist und es vorzieht, in Paris für einen gebornen Dänen zu gelten. Herr von Eckstein ist ein Mann von Geist, trotz seiner Artikel in der Allgemeinen Zeitung. Ein Publizist, der der Leidenschaft und dem Vorurtheil erliegt, kann im Grunde kein geistvoller genannt werden; doch spricht Herr von Eckstein über seine Briefe in der Allgemeinen Zeitung so, als wenn sie ihm nur halb gehörten. Herr von Eckstein treibt in seinen Mußestunden orientalische Literatur. „Ich schreibe die Briefe in der Allgemeinen Zeitung nur, sagte er, um mir indische Bücher zu kaufen." Herr von Eckstein gehört zu jenen conservativen Schriftstellern, denen man oft mit Unrecht vorzuwerfen pflegt, ihre Ansichten wären ihnen nicht Ernst, sie glaubten selbst am wenigsten, was sie schrieben. Herr von Eckstein hat ein lebhaftes, blitzendes Auge, eine scharf ausgeprägte Physiognomie, die auf mehr Phantasie, als Charakter deutet, eine Universalität des Wissens, die seinen geschmackvollen, oft witzigen Dialog überall

heimisch macht. Mich betrübte die Gleichgültigkeit, mit der Herr von Eckstein über seine publizistische Wirksamkeit sprach. Wenn man in einer der ersten Zeitungen Europas, in einer Zeitung, die Frankreich mit Preußen, Oesterreich und Rußland vermittelt, fast täglich eine Nation, wie die französische, seit so vielen Jahren herabsetzt, alle französischen Staatsmänner beleidigt, alle Parteien in Bausch und Bogen beurtheilt und von dem ganzen Geistesreichthum dieser Nation nichts den Deutschen zu empfehlen pflegt, als die Abgeschmacktheiten einer Gazette de France und die Hohlheiten einer Quotidienne, so sollte man von einer so gewagten Aufgabe mit weniger Leichtmuth sprechen, als es Herr von Eckstein that. Alle französischen Staatsmänner klagen über Eckstein's Verunglimpfungen Frankreichs. St. Marc Girardin sagte mir: „Es ist abscheulich, wie man Frankreich in diesen Correspondenzen der Allgemeinen Zeitung hinstellt. Während Frankreich täglich glücklicher, täglich ruhiger wird, stellt man unser Land vor Oestreich, Preußen und Rußland hin, als müßt' es täglich an innerer Fäulniß verwesen, täglich wie ein verfaultes Tuch auseinandergehen. Wie Voltaire in seiner Correspondenz vierzig Jahre hindurch schreibt: „Ich bin krank — Ich sterbe — Ich bin schon todt“ und doch über achtzig Jahre alt wurde, so schreiben diese Correspondenzen: Frankreich ist krank, Frankreich stirbt, Frankreich wird sterben, Frankreich ist schon todt, und Frankreich lebt, trotz dieser Bülletins, glücklicher und gesunder als jemals. Herr von Eckstein gehört zu jenen Conservativen, die revolutionärer, als die Revolutionäre sind.“ Ich muß bei dieser Gelegenheit eine Bemerkung machen: Herr von Eckstein, der seit zehn Jahren Frankreich herabsetzt und alle Lebensäußerungen, alle

Anstrengungen dieses Landes, um zu Frieden und Ruhe zu gelangen, einseitig, unhaltbar, wenn nicht gar verbrecherisch findet, Herr von Eckstein, der seit Jahren Frankreich benutzt, um Deutschland und Rußland die Schrecken der Volkssouverainetät zu beweisen, der in sieben oder acht Categorien, als da sind, Napoleonisten, Legitimisten, Ralliirte, Advokaten, Kabalenschmiede Phrasenschmiede u. s. w., das ganze geistige und politische Leben Frankreichs wie in die Schemata eines Paßsignalements zwängt, Herr von Eckstein lebt in Paris unangefochten, lebt geduldet, hier und dort gut aufgenommen, sicher gestellt durch eine Gastfreundschaft, die wir in Deutschland nicht kennen würden. Wie lange dürfte wohl ein Franzose in Berlin und Wien sich aufhalten, der dem Journal des Débats solche Schilderungen der gouvernementalen Gewalten in Preußen und Oestreich schickte, wie sie Herr von Eckstein über die Julidynastie seit Jahren fast täglich nach Augsburg schickt? Ich bemerke nochmals, daß ich, abgesehen von dieser Herzensmeinung, vor Herrn von Eckstein's Geist die größte Hochachtung habe.

Unter Hektor Berlioz hatt' ich mir nicht den gedrungenen, untersetzten Mann vorgestellt, den ich fand. Es liegt in seinen Feuilletons mehr Phantasie, in seiner Gestalt mehr Kritik. Berlioz hat einen ausdrucksvollen Kopf, eine strenge Physiognomie, in der sich die tiefste Erkenntniß des Wahren in der Musik, aber theilweise auch das Unvermögen, seinen Idealen selbst nachzukommen, ausspricht. Es fehlt der Stirne das Gepräge des freien Wagnisses, die Glätte des heitern Entschlusses, während sie edel genug den denkenden Ernst und eine gewisse brütende Melancholie des Verstandes ausdrückt. Berlioz vertritt vor Frankreich die classische Musik, er ist der

Feind der großen Trommel, der Pickelflöte, des Bassethornes und der Ventiltrompete; er basirt die Musik auf Harmonie und Melodie, verlangt Genie in der Auffassung und Fleiß in der Durchführung. Hektor Berlioz ist nicht frei in seinen kritischen Urtheilen von den Einflüssen dieser oder jener persönlichen Beziehung. Es ist unmöglich, sich in Paris ganz zu isoliren, oder, was dasselbe sagt, immer wahr zu sein. Sonst steht sein keuscher, kritischer Sinn in einem betrübenden Widerspruch mit dem eigenen Vermögen. Ich kann nicht glauben, daß es nur eine Verschwörung ist, wenn man die Musik, die Berlioz selber schreibt, nicht hören und gegenwärtig sogar nicht mehr ausführen will. Für die Harmonieen, die in seiner Seele tönen, hat er nicht die Logarithmen der irdischen Technik, die verrechenbaren Zahlen und hörbaren Noten finden können. Da, wo er in seinen Symphonieen bis in die Sphären besserer Welten schwebt, findet die Menge nur ein wüstes Chaos von Tönen, in welchem einige klare Gedanken vergebens ringen, das Dunkel zu besiegen und mit triumphirendem Wohlklang alle Gefühle in dem einen des ergriffensten Behagens aufzulösen. Berlioz will lachen, weinen, sterben, wie Beethoven, aber sein Lachen ist gleich ein Grinsen, sein Weinen gleich ein Greinen, sein Leben Uebermuth, sein Sterben Ermüdung. Berlioz *malt* die Empfindungen, die er haben, die er wecken sollte. Er malt sie mit einem Aufgebot von Kraft, das grade das Gefühl der innern Schwäche verräth. Ich hörte von ihm eine Ouvertüre, die die Sinne schwindeln macht. Blechinstrumente, Pauken, Contrabässe, Alles rast in wildem, orgiastischem Taumel. Eines will das Andre niederschmettern, eine Kraft will die andre überbieten. So schön

das Ganze als Kunstwerk gearbeitet war, so lieblich das Cantabile eines Zwischensatzes, man erliegt dieser massenhaften Anhäufung, man flieht sie, weil sie den Nerven wehthut. Die Absichtlichkeit des Kritikers überwuchert den freien Schaffenstrieb des Genies, und so bestätigt sich auf's Neue jener ohne Zweifel weise überlegte, aber grausame Plan der Schöpfung, dem Einen das zu geben, was er oft selbst nicht versteht, und dem Andern zu versagen, wornach er mit allen Poren seines Herzens durstet, worauf er mit Tantalusqual die schmachtenden Blicke wendet.

Ganz besonders wohlthuend war mir die Nähe Alfred de Vigny's. Graf de Vigny war früher Militair und verließ nach sechsjährigem thatenlosen Garnisonsdienste die Linie als Hauptmann einer Compagnie. Die Liebe zur Dichtkunst hatte den jungen Offizier mitten in der Langweile eines Dienstes ergriffen, dem er sich mit Hoffnung auf Thaten und Ruhm gewidmet hatte. Alfred de Vigny erinnerte mich an unsern verstorbenen Gaudy, nur daß de Vigny's Kraft größer, sein Wille ernster, sein Gemüth harmonischer ist. Der Dichter der „Eloah", des „Cinq Mars", des „Stello" und „Chatterton" ist 43 Jahre. Sein Aeußeres verräth den Edelmann, seine Haltung den Offizier. Alles Uebrige ist Dichter. In dem Auge streiten ein edler Ehrgeiz und Schwärmerei mit ihren blendendsten Lichtern, seine Rede ist melodisch, sein Styl gewählt, seine Gedanken rudern immer der Tiefe zu, fliehend die Seichtigkeit, selbst wenn diese nur die allein verstandene ist. Alfred de Vigny ist keines jener Genies, die mit einer ursprünglichen Prädestination sich in die Strömung des Lebens und der Dichtung werfen. Man sieht und hört und liest ihm an, daß seine Dichtkunst nur geweckt

wurde durch den Zufall, daß sie hätte schlummern können, ohne der Welt zu fehlen, daß sie zuweilen mehr eine Frucht der Begeisterung, als des Naturels ist. Aber dafür sind ihm auch die nie ausbleibenden Schlacken des ursprünglichen Genies fremd. Er ist nie flüchtig, nie überlegt, er wagt sich nie in Gebiete, für die er seine Kraft nicht gemessen hat. Er faßt seine Pläne mit großem Entzücken auf, dann bezweifelt er sie, er läßt sie liegen. Nun locken sie ihn wieder: er arbeitet den Plan weiter aus, verwirft ihn wieder, beginnt ihn aufs neue. Sind alle seine Materialien zurecht gelegt, dann geht er an die Ausführung selbst und bewährt hier eines der sinnigsten Talente unsrer Zeit. Ein sicherer Genius führt ihm die Feder, die nie über das vorgesteckte Ziel hinausgleitet. Es ist eine Musivarbeit im feinsten Sinne, was er nur immer geben wird. Es ist eine harmonische Schöpfung, in der nichts sorglos vorausgesetzt, nichts nachlässig verschwiegen bleibt, sondern wo Alles in festen, sicheren Umrissen vollständig und mehr als einmal überarbeitet ans Tageslicht tritt. Alfred de Vigny besitzt vielleicht nicht die ursprüngliche Kraft Victor Hugo's, jedenfalls nicht das lyrische Selbstvertrauen des uns Deutschen als Dichter ganz entschieden gleichgültigen Lamartine, aber er übertrifft Beide an Sauberkeit des Details und künstlicher Meisterschaft in der Behandlung der Einzelnheiten.

Vor dem Diner, das diesen Kranz von bedeutenden Namen vereinte, sprach A. de Vigny über — Thränen. Die Taschentücher der Boulevardstheater hatten uns auf Thränen gebracht. „Man will jetzt nur, sagte der Verfasser des vielbeweinten Chatterton, man will nur Kunstwerke gelten lassen, in denen sich das Rührende nicht höher versteigen darf, als

bis zu einem Gefühl erhabenen Staunens. Man will nicht Thränen, sondern nur die Andeutung, hier wäre eine Stelle, wo man allenfalls weinen könnte." Alfred de Vigny hat ein Recht, über Thränen zu reden. Seine Eloah ist bekanntlich geboren aus einer Christuszähre.

„Ihre Werke erschienen in langen Zwischenräumen?"

„Ich bin, antwortete de Vigny, in Sorge, mit unreifen Dingen vor das Publikum zu treten. Ich arbeite jeden Tag. Ich habe immer einen Roman, ein Drama, ein Gedicht unter der Feder, aber ich kann mich nicht entschließen, etwas herauszugeben. Mein letztes Werk: Freuden und Leiden des Kriegerstandes (servitude et grandeur de la vie militaire), erschien vor sechs Jahren."

Ich konnte nicht umhin zu bemerken: „So preisen Sie Ihr Geschick, das Ihnen erlaubt, so zurückhaltend zu sein. Wären die andern Dichter nicht arm, ihre Werke würden besser sein. Sie sind reich, wissen aber, was Armuth ist. Sie haben es in Ihrem Chatterton gezeigt."

„Ist Chatterton in Deutschland aufgeführt?"

„Ich entsinne mich nicht."

„Frau von M. in Berlin sagte mir, es wäre in Lübeck gegeben."

Ich war so grausam zu lächeln. In Lübeck! In Lübeck beim Grafen Hahn! Mir fiel der Unterschied zwischen dem Theater français und einer sogenannten deutschen concessionirten Theaterentreprise so auf, daß ich durch meine Ironie einen Fehler beging, den ich gut machen mußte. „Ich habe Ihren Chatterton gegen J. Janin vertheidigt. Ich hatte ein persönliches Interesse, da ich einen Helden in Richard Savage wählte, der mit Chatterton Aehnlichkeit hat. Es ist

sehr leicht, für nichtsnutzige Schreibereien jährlich 20,000 Franken verdienen und einem wahren Dichter vorwerfen, wenn seine Gedichte ihm nichts eintrügen, lieber ein Holzsäger zu werden."

„Mein Chatterton, bemerkte de Vigny, ist nicht der historische, das räum' ich ein. Ich habe ihn mir aus der Masse der leidenden Dichter herausgenommen, um zu zeigen, daß die Vorsehung etwas hart mit ihren Lieblingen umgeht. Man glaubte in Paris, ich wollte, weil Chatterton Gift nimmt, den Selbstmord lehren, den Selbstmord beschönigen. Trotz dieser Verfolgungen hat die große Masse Antheil an meinem Werk genommen und mich besser verstanden, als die Kritik, die nun einmal das Privilegium des Mißverstehens hat."

Wir kamen auf die Stellung der anderen Künste der Gesellschaft. Alfred de Vigny bemerkte: „Meine Ueberzeugung ist die, daß die Regierungen die Dichter schützen, ihnen Mittel geben müssen, um rein ihren Ideen zu leben. Soll ich Ihnen aber sagen, warum man die Musik und die Tanzkunst beschützt? Die Könige geben den Sängern, den Tänzerinnen, nichts den Dichtern. Die Dichter singen die Hoffnungen des Volkes, sie singen die Freiheit. Aber die herumreisenden Virtuosen, die Klavierspieler, die Geiger können kein Volk aufklären, keine Sklaven befreien. Darum werden diese mit offenen Armen aufgenommen, diese mit Orden belohnt. Einer Taglioni hängt die russische Kaiserin Diamanten um."

Im Journal des Debats war an demselben Tage ein Artikel über Strauß und sein Leben Jesu erschienen. Ich beklagte mich über den absprechenden Ton dieser seinsollenden Kritik. De Vigny lächelte: „Ich will Ihnen sagen, wie es

damit steht. Strauß' Buch ist ins Französische übersetzt, ich habe es mir selbst gekauft und mit großem Interesse studirt. Das Buch hat auch bei uns in Frankreich viel Aufsehen gemacht. Warum das Journal des Debats dies leugnet, das ist ein Geheimniß, das ich Ihnen hier nicht erklären kann."

Sein Blick auf den König der Debats, Herrn Bertin, erklärte mir hinlänglich das Geheimniß.

In Allem, was Alfred de Vigny sprach, erkannt' ich den Denker, den Dichter, den edlen Menschen. Alfred de Vigny ist reich und spricht für die Armuth; er ist Graf und spricht für die Freiheit. Am 21. wird er bei der Academie durchfallen. Er bewirbt sich mit St. Beuve und Vatout um einen Sitz neben Victor Hugo und Scribe. Er wird ihn nicht bekommen, er wird ihn später bekommen.*) Mit der Academie ist es, wie mit dem Senat einer gewissen freien Stadt in Deutschland, der jedes Gesuch erst zwei Mal abschlägt, ehe er es beim dritten Male mit einigen Bedingungen bewilligt.

Diesen für mich ohne Zweifel merkwürdigen Abend verdank' ich der Gräfin d'Agoult, die unter dem Namen Daniel Stern schreibt. Ein Wesen, dem es möglich ist, Dichter um sich zu versammeln, muß selbst ein Gegenstand für Dichter sein. Ich kann an diese Frau nie denken, ohne die Macht der Kunst zu bewundern. Welch ein Zauber muß in dem Umgang mit den Musen liegen! Hör ich die Gräfin d'Agoult im französischen Gespräch mit Geist, im vollendetsten deutschen Dialog mit Gemüth reden, seh' ich sie am Clavier, durcheilt

---

*) A. de Vigny ist jetzt Akademiker.

sie mit prüfendem Kennerblick die Galerien der Gemälde, deren Schönheiten und Fehler ihr auf den ersten Blick entgegen springen, führt sie selbst mit jenem schönen intuitiven Styl, der den Frauen eigenthümlich ist, die Feder und denke ich mir dann unter diesem glänzenden Spiegel doch einen dunkeln Grund von Leidenschaften und Schmerzen, eine Vergangenheit und eine Gegenwart, gehüllt vielleicht in düstere Schatten der Melancholie, beweint von einem weißen Engel, der klagend sein Haupt stützt, zur Erde blickt und die umgekehrte Fackel auf dem Boden langsam verlöschen sieht, denk' ich mir diesen Schmerz und diesen Trost, diese Klage und diese Linderung, so begreif' ich, warum die Alten die Musen so oft die Töchter der Nacht genannt haben. Die Gräfin d'Agoult ist jene Arabella, die in der der Verherrlichung G. Sand's gewidmeten Voyage à Chamouny mitten aus den Wirren eines geistreich wilden Künstlerkreises stets wie ein Marmorbild aus dunkelgrüner Myrthen- und Pinienwaldung leuchtet, schweigend, hingegeben, anmuthig und doch voll Hoheit, ein Bild des verklärten Schmerzes, ein Bild jener Liebe, die die Zahl der Opfer, deren sie fähig ist, nicht nach den Stunden ihres Glückes wägt.

Und hier muß ich gestehen, daß ich nun doch bei Georg Sand gewesen bin. Sie hatte mir geschrieben: „Sie finden mich jeden Abend zu Hause. Sollten Sie mich aber in Verhandlung mit einem Advokaten treffen oder gezwungen, schnell auszugehen, so müssen Sie mir dies nicht als Unhöflichkeit auslegen. Ich bin jeden Moment den Folgen eines Prozesses ausgesetzt, den ich in diesem Augenblicke mit meinem Verleger führe. Sehen Sie darin einen Zug unserer französischen Sitten, über den mein Patriotismus erröthen

muß. Ich klage gegen meinen Verleger, der mich körperlich zwingen will, ihm einen Roman zu schreiben nach seinem Gefallen, d. h. nach seinen Grundsätzen. Unser Leben vergeht in den trübsten Nothwendigkeiten und erhält sich nur durch Kümmernisse und Opfer. Uebrigens werden Sie die Züge einer Frau von vierzig Jahren finden, die ihr ganzes Leben darauf verwandt hat, nicht durch Anmuth zu gefallen, sondern durch ihre Offenheit zu mißfallen. Mißfall' ich Ihren Augen, so werde ich doch in Ihrem Herzen die Stelle behalten, die Sie mir eingeräumt haben. Ich verdanke sie der Wahrheitsliebe, einer Leidenschaft, die Sie auch aus meinen literärischen Versuchen herausempfunden haben."

Ich ging eines Abends zu ihr. In einem kleinen Zimmer (wir würden es eine Kammer nennen, der Franzose nennt es: „la petite chapelle"), in einem Raum von kaum zehn Quadratfuß saß sie beim Kamin und stickte an einer Handarbeit. Ihr gegenüber ihre Tochter. Der kleine Raum spärlich erhellt durch eine Lampe mit düsterm Schirm. Nicht mehr Licht als nöthig war, um die Zeuge zu erhellen, an denen Mutter und Tochter arbeiteten. Auf einem Eckdivan saßen im tiefsten Schatten zwei Männer, die nach französischer Sitte nicht vorgestellt wurden. Sie verhielten sich schweigend, was die feierliche, ängstliche Spannung des Augenblicks noch vermehrte. Ein leises Athmen, eine drückende Schwüle, eine große Beängstigung des Herzens. Die Flamme in der matten Leuchte zitterte, still bewegt; im Kamin verglühten die Kohlen zu weiß schimmernder Asche, nur das geisterhafte Klopfen einer Uhr schien das einzige Leben zu verrathen. Es klopfte in meiner Brusttasche. Es war meine Uhr, nicht mein Herz.

Ich saß auf einem Sessel.

„Verzeihen Sie mein mangelhaftes Französisch. Ich las zu oft Ihre Werke und zu selten die Comödien Scribe's. Bei Ihnen lernt man die stumme Sprache der Poesie, bei Scribe die Sprache der Conversation."

„Wie gefällt Ihnen Paris?"

„Ich finde es, wie ich's erwartet habe. Neu ist allerdings ein Prozeß wie der Ihre. Wie steht es damit?"

Ein bitteres Lächeln statt der Antwort.

„Was heißt in Frankreich körperlich zwingen?"

„Gefängniß."

„Man wird eine Frau nicht in ein Gefängniß setzen, um einen Roman zu schreiben. Was nennt Ihr Verleger seine Grundsätze?"

„Die, die von den meinen abweichen. Ich bin ihm zu demokratisch geworden."

Und die Handwerker kaufen keine Romane! dacht' ich. „Hat die revue indépendante guten Fortgang?"

„Für ein junges Blatt sehr bedeutenden. Eben Buloz von der revue des deux mondes, will mich zwingen, ihm einen Roman zu schreiben."

Hier hätt' ich viel gegen die neue Tendenz der Romane Georg Sand's einwenden mögen, doch würd' es nicht discret gewesen sein.

„Sie sind Dramatiker?"

„Ich habe für die moderne Literatur den Uebergang oder soll ich sagen, den Rückzug auf die Bühne gesucht. Es ist ein gutes Mittel, das Maß zu prüfen, bis zu welchem die Literatur gehen darf. Der Roman geht weiter, als die Masse folgen kann. Um den Roman wieder einzuholen, bedarf es

des Dramas. Der Masse unmittelbar gegenüber, lernt man Das schätzen, was man geben muß, um der Masse begreiflich zu bleiben!"

„Haben Sie gute Schauspieler in Deutschland?"

„Eben so große Talente wie in Frankreich, nur nicht so ausgebildete Spezialitäten. Unsere Oper, wenn sie hier, ehe sie nach London geht, singen sollte, könnte den Italienern zu schaffen machen."

„Die Malibran und die Pasta sind gewesen. Waren Sie im Theater français?"

„Um es nie wieder zu besuchen, wenigstens nicht für die Tragödie."

„Unsere Tragödie ist wirklich sehr veraltet, sagte Georg Sand. Es sind übertriebene Leidenschaften, verzerrte Gefühle. Der Anflug von chevaleresker Höflichkeit und Courtoisie erscheint uns jetzt so lächerlich, wie er früher bewundert wurde. Das französische Theater ist gänzlich in Verfall. Nur die mittelmäßigsten Geister sind es, die sich noch mit ihm beschäftigen. Unter den zahllosen Stücken nicht eine Erscheinung, die dauern wird. Scribe ist gewiß ein großes Talent. Seine Combinationen sind vortrefflich, aber sie sind nur auf eine momentane Wirkung basirt. Tiefere Bedeutung geht ihm ab. Von allen diesen Dramatikern versucht Niemand, seinen Werken einer tieferen Sinn unterzulegen."

„Souvestre vielleicht, doch ist er trocken und dürr."

„Souvestre. Sie haben Recht."

Gegen meinen Wunsch geriethen wir tiefer in die Interessen der dramatischen Literatur hinein, als mir für die Verfasserin der unglücklichen, durchaus verfehlten Cosima lieb sein konnte. Georg Sand hat in diesem Drama unser ge-

wöhnliches Theaterpublikum für eine tiefere Gefühlsdialektik begeistern wollen, war aber in der abstrakten Absicht stehen geblieben, ohne vorzudringen zur Gestaltung, zu jener freien, rein anekdotischen Beherrschung des Stoffes, die im Drama jede Tendenz, sie mag sein, welche sie wolle, zusammenzuzwängen hat. Ihre Cosima fiel gänzlich auseinander, da ihr diese Klammern und Angeln fehlten. Ich hätte gern dieses mißliche Thema aufgegeben, aber wir geriethen immer wieder hinein. Von Schiller und Shakespeare wurde gesprochen, vom Dekorationswechsel, von der altenglischen Bühne, von Balzac. Sie capricirte sich, Balzac zu loben.

„Er wird in Deutschland viel übersetzt? Er verdient es. Balzac ist ein Mann von Geist, er hat außerordentlich viel erlebt und viel beobachtet."

Die ängstliche Spannung des Gespräches hatte nachgelassen. Georg Sand ließ die Handarbeit liegen, schürte das Kaminfeuer und zündete eine jener unschuldigen Cigarren an, die mehr Papier, als Tabak, mehr Kokétterie, als Emanzipation enthalten. „Sie sind jünger, als ich dachte," sagte sie und erlaubte mir jetzt zum ersten Mal, am Schein der Lampe einige Streiflichter zu verfolgen, die mir einen volleren Anblick ihrer Züge gestatteten. Das bekannte Bild ist ähnlich, doch ist das Urbild bei weitem nicht so stark, nicht so rundlich, wie dort. Aurora Dudevant ist eine kleine, behende Figur, mehr schmächtig und gazellenartig, als man nach jenem, einer Büste nachgebildeten Stahlstiche vermuthen sollte.*) Sie ähnelt Bettinen.

„Wer übersetzt mich in Deutschland?"

---

*) Seither ist sie stark geworden.

„Fanny Tarnow, die ihre Uebersetzungen aber Bearbeitungen nennt.“

„Wahrscheinlich läßt sie die sogenannten unmoralischen Stellen aus.“

Sie sprach dies mit großer Ironie. Ich antwortete nicht, sondern blickte zu ihrer Tochter hinüber, die die Augen niederschlug. Die Pause, die hier folgte, war eine Sekunde, aber sie drückte das Gefühl einer ganzen Periode aus.

Georg Sand weiß nichts von Deutschland. Darum kann sie es doch besser verstehen, als Die, welche hier Profession davon machen, Deutschland zu verstehen. Die französischen Gelehrten, die deutsche Zustände studirten, kennen uns meist nur einseitig. Besser man ignorirt uns, als daß man uns falsch beurtheilt und meistert. Wer, wie G. Sand, nichts von Deutschland weiß, kann darum doch eine tiefe Hochachtung vor dem deutschen Geiste hegen. Wer unsere Sprache nicht versteht, lernt uns durch unsere Musik kennen. Georg Sand würde Deutschland besuchen, wenn sie ihre Reisen nicht dem Zwecke widmete, allein zu sein. Sie hat von Bettina gehört und fragte mich nach Frau von Chézy. Von allen unsern Dichtern, Philosophen und Gelehrten war ihr nur ein Name geläufig: Frau von Chézy! Sie erstaunte, daß Frau von Chézy jetzt nur noch eine Stellung in der Memoirenliteratur hat. Sie hatte sie für eine große Dichterin gehalten.

„Ich war kürzlich in der Deputirtenkammer, fuhr ich fort. Ich sah diesen Kampf jämmerlicher Leidenschaften. Morgen werden über eine Scene, die mehr in die Schulstube als in das Asyl der Volksfreiheiten gehört, hundert große Journale

berichten. Alle Spalten werden darüber mit Räsonnements bedeckt sein. Wie kann eine geistreiche Nation sich einbilden, daß man sie noch länger für geistreich hält, wenn sie täglich sich dieselbe nüchterne Speise vorkäuen läßt, diese ewigen Fragen: Guizot oder Thiers, Thiers oder Guizot? Sind dies Debatten, würdig unserer Zeit? Wahrlich, die täglich hier verschwendeten Hunderte von Foliospalten in den Zeitungen würden besser angewendet werden, wenn Frankreich sich um die geistigen und moralischen Leistungen anderer Völker kümmerte und sich in ihnen über ein benachbartes Volk belehren ließe, von dem es mehr lernen kann, als aus dem trostlosen Parteigetriebe, welches in Frankreich die Tagesordnung ist."

Hier blitzten zum ersten Mal Georg Sand's Augen auf. Jetzt erst wurd' ich von ihrem vollen Glanz getroffen. Es war die Region, wo ihre neueste Richtung sich entwickelt hatte. Sie sagte: „Das ist es, das ist es!" Ich war auf dem Punkte des tieferen Bezuges zwischen uns, auf dem elektrischen Punkte der Uebereinstimmung. Warum benutzt' ich nicht die wärmere Stimmung dieses Augenblicks? Warum lähmte mir ein unheimliches, drückendes Gefühl die freiere Entwickelung?

Als ich von G. Sand geschieden war und hinunterstieg in das Dunkel der Nacht, war mir's wie ein Traum. Das kleine Zimmer, die matte Beleuchtung, die schweigende Tochter, die beiden männlichen Schatten an den Wänden, diese Stille, diese Pausen, diese aphoristische Unterhaltung! Es schien, als wenn der Zufall das Zufälligste, die Absicht das Absichtlichste, die Zurückhaltung das Zurückhaltendste geben wollte, und doch war das Ganze ein Gedicht geworden. Ich

hatte mehr, als die wunderliche Frau geben wollte. Sie wollte nichts geben. Sie wollte eine Pflicht der Höflichkeit erfüllen und mir unmöglich machen, diese Höflichkeit zu mißbrauchen. Sie gab sich kalt, mißtrauisch, sogar gereizt. Sie zeigte Angst, verrathen zu werden. Sie fürchtete, mich zu enttäuschen, und wollte mich absichtlich enttäuschen. Sie gab Das mit erkünstelter Freiwilligkeit auf, was ich vielleicht selbst hätte verlieren können. Sie schnitt mir die Möglichkeit einer Prüfung ab, indem sie dem Fremden absichtlich die Elemente dieser Prüfung entzog. Dieser spitze, frostige Ton ihrer Stimme war nicht der natürliche ihres Herzens. Dies stille, unheimliche Auflachen,
dern hätte gemüthlos erscheinen können, diese kurzen Fragen, diese noch kürzern Antworten, dieses Abwenden des Antlitzes — es erfüllte mich mit tiefem Mitleid für ein Herz, das durch bittere Erfahrungen in diesem Wesen, in dieser Art, sich zu geben, einen Wall finden mußte gegen bösen Willen, Verleumdung und Entstellung. Wie gern hätt' ich der genialen Frau gesagt: „Fürchten Sie sich doch nicht! Man kann sich fürchten vor Denen, die uns hassen, zuweilen sogar vor Denen, die uns lieben. Nie aber soll man sich fürchten vor Denen, die uns verehren."

Die Erwartung unter meinen Freunden, wie ich G. Sand gefunden hätte, war groß. „Sind Sie nun auch enttäuscht, wie alle Andern, die sie sahen, enttäuscht sind?" fragte man mich von allen Seiten.

„Ich bin nicht enttäuscht," antwortete ich. „Ich habe sie allerdings anders gefunden, als ich dachte. Aber auch so hat sie mich um einen Blick in die Menschenseele reicher gemacht."

Dreiundzwanzigster Brief.

Paris, den 14. April 1842.

Heut will ich meine letzten Theatereindrücke ausschütten. Ich thu' es, um nicht wieder aufs Theater zurückzukommen. Die häufigen Wiederholungen der Stücke, so ersprießlich sie für die Kasse sind, so langweilig dem Fremden. Der Theaterzettel, der uns bei der Ankunft so sehr den Appetit reizt, wird uns nach vier Wochen schon nüchtern. Verwöhnt von den guten Bissen sehen wir, daß die guten Bissen immer wieder kommen und mehr als einmal rufen wir aus: „Toujours perdrix!“

Man spricht so viel von dem größern Talent der Franzosen für die Bühne, man rühmt den Reichthum ihres Repertoirs, man erkennt ihnen das Theater als ihren eigentlichen Beruf zu. Es ist wahr, daß die Franzosen besser beobachten, als wir. Es ist noch mehr wahr, daß ihre Sitten gleichförmiger sind, als die unsrigen, und deßhalb sich leichter beobachten lassen. Aber dennoch kommen hier in Paris unzählige Nebenumstände zusammen, um dem Franzosen die Ausbildung seines dramatischen Berufes zu erleichtern. Es ist das hiesige Theater auf Voraussetzungen gebaut, die man in Deutschland nicht kennt, geschweige besitzt.

Schon oft hab' ich es gesagt und ich wiederhol' es, das pariser Publikum ist das mildeste von der Welt. Es ist mild, weil es billig ist. Es legt an die Beurtheilung eines neuen dramatischen Werkes nur den Maßstab, den dieses selbst vor-

aussetzt. Es muthet dem Drama nicht zu, daß es Vaudeville, dem Vaudeville nicht, daß es höheres Lustspiel, dem Lustspiel nicht, daß es Schauspiel ist, es nimmt, was man gibt, und freut sich der Gabe, die es bezahlt. Der Franzose hat eine Hochachtung vor Allem, was geschrieben ist, noch größere Hochachtung vor Allem, was gedruckt ist, die größte Hochachtung aber vor Allem, was gesprochen wird. Bei uns ist es grade umgekehrt. Uns imponirt nur der Buchstabe. That und Wort reizen unsern Widerspruch. Wir lassen uns nicht erschüttern, wir lassen uns nicht fortreißen. Wir wittern in Allem, was uns zugemuthet wird, einen Hinterhalt. Wir zergliedern jeden Genuß, jeden Eindruck. Wir erwehren uns noch der Thränen, während der Franzose schon weint, wir erwehren uns des Komischen, während der Franzose schon lacht. Es liegt zum Theil schon in unserer Sprache. Unsere Sprache hat etwas Schlotterndes, Haltloses. Es fehlt ihr das scharfe Gepräge, es fehlt ihr die geschlossene Gliederung. Wir mißtrauen jedem Aufgebot klingender Worte, wir nennen schwülstig, was den Franzosen erhaben dünkt. Was bei uns den Gebildeten erobern soll, muß poetisch-naiv sein; was aber der Masse imponirt, wird wieder allen Gebildeten mißfallen. Wir haben eine Erhabenheit in manchen naiven Gedichten, die der Masse albern erscheint.

Ich habe in Paris die dümmsten und langweiligsten Stücke gesehen. Es fiel dem Publikum nicht ein, sie geistreich und unterhaltend zu finden, aber es ertrug sie. Es wird nicht wiederkommen, es wird nach dem frostigen Trauerspiele noch eine drollige Farce sehen, es kann im äußersten Falle sagen: ich war da, ich kenne das neue Stück, ich lebe mit der Mode, ich folge den Ereignissen! Keinem fiel ein,

das Stück auszuzischen oder die Schauspieler zu insultiren. Es gibt in Paris eine Art, die Stücke durchfallen zu lassen, die schlagend ist. Man geht nicht mehr hin. Die leere Kasse ist das Fiasko, die verzweifelte Miene des Direktors ist das ganze Ungewitter, gegen das sich ein junger Dichter zu rüsten hat. Er wird es noch ein Mal versuchen, er wird etwas Besseres liefern, er liefert es, da er sich Zeit nehmen kann, da man ihn das erste nicht ein für alle Mal entmuthigt hat.

Die Kritik, so wesentlich zur Vermittelung des Talentes mit dem Publikum, ist hier zuweilen sehr heftig, sehr widersetzlich, aber im Durchschnitt weit milder, als in Deutschland. Ich sah die mittelmäßigsten Stücke und fand sie überall gelobt. Man kennt hier den in Deutschland üblichen Maßstab nicht, von jeder dramatischen Novität den Umschwung der Welt zu erwarten. Wenn bei uns ein Trauerspiel nicht gleich eine neue Epoche in der Literatur bezeichnet, wenn es nicht, wie wir es nennen, „ins Volk dringt", wenn nicht Shakespeare und Schiller darüber vergessen werden, so setzt man es herab. Hier in Paris kennt man eine solche utopische Kritik nicht. Hier folgt die Jugend der Jugend, huldigt die Zeit der Zeit. Bei uns richten die siebziger Jahre die neunziger, das achtzehnte Jahrhundert richtet das neunzehnte, die Schule von Iffland und Schröder beurtheilt die Schule Raupach's, und die Schule Raupach's beurtheilt die Talente der Gegenwart. Wir haben Zeitschriften, bei denen die Dramaturgie in Händen von Leuten ist, die sich seit dreißig Jahren der Zeit entgegenstemmen. Einen solchen veralteten Rhadamantismus kennt man hier nicht. Jeder wird von Seinesgleichen beurtheilt, wie in den Geschwornenge-

richten. Will das Publikum dem Lob und Tadel nicht glauben, so kann es sich selbst unterrichten. Das Publikum ist hier keine Macht, keine Größe, kein Souverain, dem man wie in Deutschland schmeichelt. Gutes Publikum, man will dich täuschen, liebes Publikum, man will dir etwas aufbürden, diese Phrasen der deutschen Dramaturgie würden in Frankreich für unsinnig erklärt werden. Man appellirt in Frankreich wohl an die Ehrlichkeit der Masse, aber nie an den Geist der Masse. Es herrscht unter der französischen Literatur ein Einverständniß, das uns im Angesicht unsrer kritischen Niedrigkeiten, unsrer täglichen Denunziationen, unsrer Verdächtigungen und scheelsüchtigen gegenseitigen Werthherabsetzungen, im Angesicht des durch und durch pasquillantischen Charakters unsrer literarischen Debatten melancholisch stimmen kann.

Wenn sich hier ein Stück nicht durch eignen Werth und die Kritik halten kann, so hält es sich durch den Unternehmer, durch die Reklame. Der Unternehmer führt kein Stück auf, von dem er nicht seine Existenz zu fristen gedenkt. So muß es gefallen, muß es sich halten. Alle Feuilletons können es verdammen, in den Reklamen, die am Schluß jeder Zeitung stehen, wird es gelobt. Es wird gelobt im Entreakte, im Vert-Vert, in der Avant-Scene, in tausend Blättern und Blättchen, die man beim Eintritt ins Theater für zwei oder drei Sous kauft. Ich sage nicht, daß es gut ist, wenn die Wahrheit dem Interesse geopfert wird. Ich sage nur, daß hier der dramatische Autor Zeit hat, sich in seinem Talent zu entwickeln. Er hängt nicht, wie in Deutschland, von einem übersättigten Abonnentenpublikum ab, das alle Tage Opern, alle Tage Possen sehen will. In den

Folies dramatiques gibt es keine Opern, keine Krönungszüge. Man kann sie hier nicht erwarten. Gähnend streckt sich in Deutschland unser Parquet auf seinen Bänken und ennuyirt sich über die Experimente der Direktion. Gefällt das neue Stück, Himmel, dann wird es wiederholt. Dann hören wir Abonnirten, wir „zahlende" Theatergänger keine Puritaner, keine Krone von Cypern, keine Jüdin, dann hören wir alle Tage das neue Stück, bis es abgespielt ist. Lieber tödtet man es beim ersten Male der Aufführung. Ein französischer Theaterdichter schlug die Hände zusammen über diese Manöver. „Das ist noch nicht genug, fuhr ich fort. Sie sind am Ziel, wenn Ihr Stück in Paris gefallen hat. Bei uns wird es von Stadt zu Stadt herumgepeitscht: überall Correspondenzen, überall Klatschberichte in den Zeitungen. Hier hat es nicht recht gefallen, hier hat es trotz der „vortrefflichen" Darstellung nicht gefallen, hier soll's erst noch gegeben werden, hier verspricht man sich nichts davon, und Weimar, Cassel, Frankfurt, Nürnberg, Pesth, Prag, Magdeburg, Breslau, alle diese Städte wetteifern miteinander, keine ordnet ihr Urtheil dem Urtheil der andern unter, jede richtet, jede ist Instanz, jede hat ihre witzhaschenden Berichterstatter. Ermüdet von dieser Hetzjagd legt der dramatische Autor die Feder nieder und verläßt eine Laufbahn, die ihm nicht ein Zehntheil der Vortheile einbringt, die Sie von Ihrem Talente ziehen. Wie oft muß man unsern Direktoren in Deutschland antworten: die Schreiberei, die ich von Ihrem Nest, wenn Sie mein Stück geben, auszustehen habe, ist mir das Honorar, das Sie zahlen, nicht werth. Ein solcher Direktor zahlt zehn Thaler für eine Arbeit, die, wenn er sie

von seiner schlechten Truppe darstellen läßt, mir für zehntausend Thaler Kummer und Aerger macht."

Zu diesem äußern Sonnenschein, der das französischen Theater so gut gedeihen läßt, kommen die günstigsten innern Bedingungen. Ich rechne zu diesen ganz besonders die häufige Musik. Die eingestreuten Couplets des Vaudeville mögen für die Schauspieler eine große Unbequemlichkeit sein, für den Dichter sind sie eine große Erleichterung. Die Musik ergänzt, die Musik zerstreut. Wo die Gedanken ausgehen, da mögen Töne kommen. Wo eine Situation sich verknotet hat, mag die Musik sie auflösen. Der gesungene Vers erhöht die Illusion und erleichtert die Enttäuschung. Der Gesang verwandelt Das, was soeben Ernst schien, in Scherz, in Spiel, der Gesang spannt die Erwartung herab, mildert die Falten der Wirklichkeit und erlaubt eine tändelnde Digression, eine leichtere Lösung, ein unbefriedigenderes Ende. Die Musik besänftigt das Urtheil und kürzt die Langweile. Die Monologe werden erträglich durch Musikbegleitung. Die Finales der Scenen und Akte bekommen durch die Musik Frische und Abrundung. Im Drama der Porte St. Martin und des Ambigu wird die secondäre Hülfe der Musik noch bedeutungsvoller. Wenn auch hier das Melodrama im frühern Sinne als gesprochenes Tongemälde aufgehört hat, so ist doch für die hier üblichen großen Stücke die Musik als wesentliche Ergänzung noch immer übrig geblieben. Jede lyrische Stelle wird durch Musik gehoben, jeder Monolog durch zitternde Violinbegleitung mit einer Art Glorie umrahmt. Jedes Anschwellen der Handlung wird beschleunigt durch kurze, energische Geigenstriche. Jede endlich gelingende That, jeder entscheidende Moment verwandelt sich durch eine plötzliche Cadenz

der Instrumente in einen zuckenden Blitz, der uns mit all unserm Verstand, all unserer Kritik, all unsern Bedenklichkeiten elektrisch durchrieselt. Man kennt aus der Theatersprache die sogenannten Abgänge. Ein Abgang, ohne Effekt, ohne Herausforderung zum Applaus, kann einen ganzen Akt umwerfen. Eine nüchtern endende Scene, auf welche nun gar eine Verwandlung folgt, tödtet ein ganzes Drama. In den genannten Theatern wird dieser Gefahr durch die Musik vorgebaut. Die Musik füllt jede Leere aus, einige kräftige Geigenstriche heben jeden noch so matten Abgang. Findet gar eine Verwandlung statt, so sorgt ein vollständiges Tonstück, ein schönes Solo dafür, den Zuschauer in der Illusion zu erhalten. Alle diese krassen Dramen, die man bei uns übersetzt hat, der Glöckner von St. Paul, die Galeerensklaven, der Hungervertrag, Diana von Chivry, Richard Darlington u. s. w., werden mit Musik gegeben. Wollte man sie in Deutschland vollständig übersetzen, so müßte man ihnen diesen bindenden Kitt, dieses Hülfsmittel zur Wahrscheinlichkeit, nicht nehmen. Füg' ich nun noch hinzu, daß bei der classischen Tragödie im Theater Français nie der Vorhang fällt, sondern die fünf Akte rasch hintereinander gegeben werden, füg' ich endlich noch hinzu, daß hinter jedem Trauerspiel noch ein Lustspiel folgt und der Jammer wegfällt, den man in Deutschland, wenn Trauerspiele angekündigt sind, täglich hören kann: Ich geh' ins Theater, um mich zu amüsiren! so wird man begreifen, daß der größte Theil des Vorsprungs, den das Theater in Frankreich vor uns voraus hat, nicht im Talent, sondern mindestens zu gleichen Theilen auch in den Umständen liegt.

Ich war in den **Folies dramatiques**. Wenn nebenan in

der Gaité die Blouse sich erst im zweiten Range zeigt, so sitzt sie hier schon im ersten. Man befindet sich hier auf den besten Plätzen schon mitten unter Handwerkern, Studenten, Grisetten und Kindern; Allen gefällt das aufgeführte Stück und die Kritik, sah ich, beurtheilte Amour et Amourette nach diesem Gefallen. Es fragte Niemand, fängt mit Amour et Amourette eine neue Epoche der Literatur an? Man ließ das lustige Studentenspiel für Das gelten, für was es sich gab. Amour et Amourette schildert Scenen aus dem Quartier Latin, Scenen aus der Chaumière, Scenen aus den Nachwehen des Philisterlebens. Die Thränen, die nebenan in der Gaité Dem. Clarisse vergießen macht, läßt hier Dem. Judith (eine Jüdin) fließen. Dem. Judith wurde viel applaudirt und sie schien mir diese Aufmunterung zu verdienen. Für einen kleinen, noch unausgebildeten, fast kindlichen Körper leistete sie Unglaubliches. Sie liebt, sie entsagt, sie verzweifelt, sie erklärt sich schuldig, sie wird gerechtfertigt, sie wird glücklich: alle diese angreifenden Leidenschaften und kraftraubenden Schicksale malte und ertrug sie mit großer Ausdauer, wenn auch ohne höhere Grazie. Die komischen Parthieen waren an viele junge hübsche Mädchen vertheilt. Die Grisetten wohnen bei den Studenten und führen ihnen die Menage. Sie kochen ihnen Rühreier, sie backen ihnen Pfannkuchen, sie stopfen ihnen Strümpfe, sie flicken ihnen die Hemden, sie frisiren ihnen das Haar und verlangen für alles Dies nichts, als Liebe, unüberschwänglich viel Liebe und alle vierzehn Tage eine seidne Schürze. Wenn mir alle diese häuslichen und ländlichen Zerstreuungen den Studenten eben nicht nützlich erschienen, um ihr Recht und ihre Anatomie zu studiren, so erstaunt' ich, als ich sah, daß Dem. Judith

einem Studenten als tugendhafte Grisette nicht nur selbst sich ergibt, sondern vom eignen Vater des jungen Mannes ihm als Schutzengel gegen die Sünde officiell beigeordnet wird. Dem. Judith wohnt bei ihrem Freund, um zu verhindern, daß Andre bei ihm wohnen. Sie ist förmlich bei ihm als Ableiter seiner Leidenschaften installirt. Sie näht ihm auch, sie stopft ihm auch, sie bäckt ihm auch Eierkuchen, sie frisirt ihn auch. Sie liebt ihn wie ein deutsches Mädchen, keusch, sittsam, sentimental, mit Citaten aus Tiedge und Matthison, nur mit dem Unterschied, daß sie auch in seinem Zimmer schläft. Und für alle diese Tugend, für alle diese hingebende Unschuld will sie der Vater des jungen Mannes nur mit einer Summe Geldes belohnen? Dumpfes Gemurmel der Bässe, zuckender Blitzeinschlag der Violinen, das Schicksal naht sich und die Thräne rinnt. Das Stück schien mir nach Verlauf von fünf Akten doch etwas unbefriedigend zu enden, was jedoch nicht hinderte, daß Alles vergnügt und wohlgemuth das Theater verließ.

Für die Porte St. Martin hatt' ich mir einen Genuß eigner Art aufgespart, den einer ersten Vorstellung. Ein solcher Genuß kommt in Paris etwas theuer. Für das Vergnügen, noch eine Stunde vor Beginn ohne Billet zu sein, für eine noch schwankende und unsichre Vorstellung, für eine Vorstellung voller Längen, für ein Spiel, das noch an Gedächtnißlücken leidet, kurz für die hundert Mängel einer ersten Vorstellung zahlt man hier drei bis vier Mal mehr, als die gewöhnlichen Eintrittspreise betragen. Um das neue Drama von Bouchardy Pâris le Bohemien, zu sehen, zahlt' ich 15 Franken.

Da der Zudrang zu ersten Vorstellungen von Stücken,

denen man ein Interesse zutraut, sehr groß ist, so läge der Direktion viel daran, sich die Billette theurer bezahlen zu lassen. Eine Erhöhung der Kassenpreise darf aber nur gegen ausdrückliche, von der Regierung eingeholte Genehmigung stattfinden. Da die Regierung diese Erhöhung meistentheils verweigert, so nimmt man seine Zuflucht zu einem andern Mittel. Man verlegt die Kasse vom Corridor des Theaters auf die freie Straße. Man erklärt Jedem, der ein Billet haben will, es wäre keines mehr vorhanden, und überläßt ihn jenen Zwischenhändlern, die auf der Straße agiotiren. Der Entrepreneur dieser Agiotage ist die Direktion selbst. Sie verkauft vierzehn Tage vor der ersten Vorstellung die Billette an sich selbst, d. h. an eine Anzahl fingirter Namen, die auf den Coupons der Billette als Käufer genannt sind und die nun durch ihre Agenten auf der Straße, vor dem Theater, die einzig möglichen Entréen für das Doppelte und Dreifache wieder verkaufen. Der Gewinn gehört der Direktion. Eine erste Vorstellung in dem umfangreichen Theater der Porte St. Martin kann auf diese Art mehr als 10,000 Franken eintragen. Auch die Autoren machen es so mit den ihnen zustehenden billets d'auteurs.

Die Porte St. Martin ist in der Geschichte des modernen Theaters von nicht geringer Bedeutung. Sie diente dem schlechten Geschmacke und nützte dem guten. Sie zwang das gute Drama, sich gegen den Wetteifer des schlechten zu rüsten. Die Porte St. Martin hat von allen europäischen Theatern die faule Lyrik vertrieben und wieder die Handlung für sie eingesetzt. Die Porte St. Martin gab das Schlechte in seinem ganzen Reize, in seinem ganzen äußeren Flitter

und Schimmer und zwang das gute Drama, die erlaubten Künste der Verführung ihr abzulauschen.

Der dramatische Apparat dieser Bühne ist aus hundert Uebersetzungen und Nachbildungen auch bei uns bekannt. Man wußte, daß das Drama erschüttern soll, und begann vorläufig damit, daß man uns erschrecken ließ. Der classische Schrecken war der Tod, der moderne Schrecken wurde die Hinrichtung. Die schauerlichen Figuren der classischen Tragödie waren Todtengräber, die schauerlichen der modernen wurden die Scharfrichter. Um die Menschen in Schrecken zu setzen, fing man mit dem Schreckhaftesten an, mit der Guillotine an. Man bedeckte das Schaffot erst mit Blumen. Man verhing es mit einem bunten Teppich, steckte Wachskerzen an und spielte zu Tanz und zur Liebe auf. Die wilde Phantasie der Dichter vereinte zwei Liebende in schwellenden Brautbetten, sie träumen, sie kosen, die Uhr schlägt zwölf, sie blicken um sich, — das Schaffot! Mütter lieben ihre Söhne, Söhne ihre Mütter, alle Leidenschaften durchkreuzen sich in bacchantischer Vergessenheit, Wollust, Verbrechen, Tod und im Hintergrund beim Aufgehen einer dunklen Gardine in greller Beleuchtung mit rothem Mantel, auf das blanke Richtschwert gestützt, felsenfest wie das Schicksal: le bourreau! So fing das moderne Drama an, das Drama der Effekte.

Später wurden diese Stücke langweilig, jetzt sind sie lächerlich. Es wollte Jemand den Hinko der Birch-Pfeiffer übersetzen. Der Direktor sagte: „Nous sommes fatigués des bourreaux.“ Von den Henkern ging man auf die mannssüchtigen Weiber über im Tour de Nesle, auf die

Schlaftränke, Gifte und Gegengifte, wie in Catharina Howard, dann auf die Rettungen, wie im Reisewagen, dann auf Banditen und Spitzbuben wie Robert Macaire und Vautrin, dann auf untergeschobene Söhne, verfälschte Testamente, gestohlene Urkunden, wie in dem Drama, das jetzt seinen Zulauf hat, Pâris le Bohemien.

Dieser Pâris ist kein gewöhnlicher Zigeuner, wie wir in Deutschland die Zigeuner aus Preziosa kennen. Er schmiert sich sein Hemde nicht etwa mit Talg ein und trägt es dann so lange, bis es ihm vom Leibe fällt, wie die ungarischen Zigeuner. Nein, Pâris ist ein pariser Zigeuner, ein civilisirter Zigeuner, der die Laute spielt, den Degen führt, Liebe wecken und Liebe geben kann, ein Zigeuner, der am Hofe von Mailand eine große Rolle spielt, wie alle Franzosen, die zu Hause Comödianten sind und in der Fremde sich einbilden, Minister sein zu können. Und in der That, Pâris ist ein Staatsmann und ein Schauspieler. Da er in Mailand nicht mehr als Staatsmann geduldet wird, wird er Schauspieler, und da er nicht mehr nöthig hat, Schauspieler zu sein, wird er wieder Staatsmann. Dies Marionettenspiel begibt sich unter Galeazzo Visconti von Mailand, unter sehr schwierigen Verhältnissen, rechts Gift, links Schaffot. Ein Testament ist verfälscht, ein Dokument ist abhanden gekommen, ja sogar ein Lebendiger ist eingemauert, ganz wie der alte Maximilian in Schiller's Räubern. Von Angst zu Schrecken, von Furcht zu Entsetzen hin und hergeschleudert, bestürmt von dem leidenschaftlichen Spiel und den ergänzenden Schauern der Musik, gibt man sich in der That dieser Mischung von Talent, Unsinn und Geschmacklosigkeit für die Dauer des Abends gefangen.

Den gewaltigen Zwecken der Porte St. Martin sind auch die Mittel dieser Bühne angemessen. Der Blitz ist hier mehr als das Aufleuchten einer Handvoll gestoßenen Kolophoniums, der Donner mehr, als das hohle Stöhnen einer großen Trommel, bei der man mehr den Nachdruck der aufschlagenden Hand als den Nachhall des Instruments hört. Der Sturm pfeift schrill wie durch die knarrende Wetterfahne einer alten Felsenburg, das Geschrei des Aufruhrs, das Murmeln der Verschwornen, das Lachen lustiger Cumpane, die nicht wissen, daß sie Gift aus ihren klirrenden Bechern trinken, das Alles wird mit Geschmack und Umsicht ausgeführt. Und welche Schauspieler! Sie sind keine Genies: ich bewunderte nicht ihre Kunst, ich bewunderte ihre Natur. Welche Lungen, welche donnernden Organe! Diese Bravaden, diese Abgänge! Der Kronleuchter zitterte, wenn Galeazzo wüthete. Man kennt in Deutschland Wilhelm Kunst, wenn er als Otto von Wittelsbach den Kaiser Philipp ermordet, aber dies Organ, dieser Wortschall ist Elfensäuseln gegen Herrn Jemma's Stimme, wenn er schwört, alle Menschen lebendig braten zu lassen.

Pâris, der Zigeuner, tritt in ein halb Dutzend Verkleidungen, als Gaukler, als Kreuzfahrer, Jude, Wahnsinniger u. s. w. auf. Ich hatte dadurch den Vortheil, Frédéric Lemaitre, der ihn spielt, in seinem wahren Schauspielerwerthe kennen zu lernen. Man hatte gleichsam Frédéric Lemaitre in ein halb Dutzend Stücken. Für jede Verkleidung bekam er einen Blumenkranz. Ich habe in Paris nie jenen kindischen Enthusiasmus gesehen, den die Deutschen an Schauspieler und Virtuosen verschwenden, ich habe nur einmal und nur einen einzigen Hervorruf gehört, ich habe gehört, wie

man über die berliner Liszt-Komödie, über das österreichische Hervorruffieber lachte: nur der einzige Lemaitre durfte sich einer Hingebung rühmen, die an die deutschen Triumphe erinnerte. Er allein trug dies verworrene neue Drama. Er wird alle Stücke tragen, in denen er eine große Rolle hat. Man überschüttete ihn mit Beifall, als wollte man ihn entschädigen, daß er nicht im Theater Français spielt, als wollte man ihm sagen: Du spielst an der Porte St. Martin und bist doch der größte Schauspieler Frankreichs!

Frédéric Lemaitre hatt' ich mir als einen jungen feurigen Liebhaber mit outrirten Manieren vorgestellt. Ich dachte nie an ihn ohne an Ruy Blas zu denken, an Ruy Blas, den Bedienten, der Herzog wird, an Ruy Blas, der durch eine geheime Tapetenthür schreitend, die versammelten Granden Spaniens überrascht und ihnen eine Rede voll Weisheit und Geschichtskenntniß hält, eine hinreißende Rede, die nur den einen Fehler hat, daß man nicht weiß, wie ein Bedienter zu ihr kommt. Ich fand aber Lemaitre ganz anders. Ich fand einen bejahrten Mann, der die Hoheit seines Ganges und den Glanz seines Auges nur noch von der Begeisterung für seine Rollen empfängt. Der Gang war gebrochen, der Glanz der Augen erloschen, das Organ der Stimme heiser und metalllos, aber der Gang, das Auge, die Stimme, Alles kommt wieder, wenn nicht im ersten, doch im zweiten, wenn nicht im zweiten, doch im dritten Akt. Ich fand eine große Aehnlichkeit mit Seydelmann, nur mit dem Unterschiede, daß man Seydelmann gestatten müßte, außer Philipp, Alba, Shylok auch Posa, Hamlet und Ferdinand in Kabale und Liebe zu spielen. Man sah wohl den folgenden Verkleidungen Lemaitre's an, daß ihm jugendliche Charakterrollen geläufiger

sind, als Greise und Juden, aber für Frankreich, wo Alles Specialität ist, waren doch seine Metamorphosen bedeutend. Er hatte sogar einzelne Charakterzüge, die ihm deutsche Schauspieler nicht so leicht nachspielen würden. Bei uns folgt man der Tradition und entnimmt wenig der Beobachtung. Lemaitre gab seinen Possenreißer à la Odry, seinen alten Kreuzfahrer, seinen Juden ganz nach der Natur, aber natürlich bis zur Unschönheit. Der fingirte Kreuzfahrer kommt aus dem heiligen Kriege, hochbetagt, mit flutendem weißen Barte, ganz geharnischt, mürrisch, zornig, wie das Alter, das noch jung sein will, taub, ohne eine Antwort schuldig zu bleiben, redselig, ohne die Sprachwerkzeuge noch beherrschen zu können, spaßend, ohne Spaß zu verstehen, zusammenknickend und sich doch das Ansehen jugendlicher Rüstigkeit gebend. Der Herzog Galeazzo bietet dem verkappten Ritter den Arm, um ihn auf sein Zimmer zu führen. Beleidigt weist Lemaitre diesen Dienst ab und sagt: „Seht, wie ich ausschreiten kann!“ Damit geht er, wie alte neunzigjährige Haudegen zu gehen pflegen, die geharnischten Füße weit ausspreizend, kräftig und affektirt die zitternden Beine aufstemmend und so den Weg weisend, wie Einer, der zeigen will, daß er trinken und doch den Kreidestrich noch halten kann. Es war dies ein genialer Moment. Minder werthvoll war der Jude Nazares. Lemaitre gab einen rothhaarigen Schacherjuden wie aus Angély's Abenteuer in der Judenschenke. Ich wunderte mich, daß er seinen Juden im schlechtesten elsasser Französisch jüdeln ließ, ich wunderte mich um so mehr, als die Juden den Christen in Deutschland so bittre Vorwürfe zu machen pflegen, wenn sie jüdisch sprechende Juden auf die Bühne bringen und dabei auf Frank-

reich zeigen, wo der Jude Franzose wäre und unter der Menge verschwände. Im Gegentheil. Ueber den Mazares Frédéric Lemaitre's würde sich ein deutscher Jude sehr entrüstet haben. Auch im letzten Akt war Lemaitre outrirt. Er brachte auch hier Beobachtungen an, die er der Natur wie einem anatomischen Secirtische entnommen hatte. Er hatte einen Vergifteten zu fingiren. Geleazzo weidet sich an einer ihm gelungen scheinenden Rache, er weidet sich an den Krümmungen und Todesqualen des geopferten Feindes. Lemaitre stöhnt und ahmt die Manieren eines Sterbenden, eines an Vergiftung Sterbenden nach. Es war ein gräßlicher Anblick, diese Convulsionen zu sehen. Lemaitre hatte an einer allgemeinen Zeichnung des Todes noch nicht genug. Er war, um diese Scene gut zu spielen, ins Hotel de Dieu gegangen, wo zuweilen Vergiftete sterben. Er brachte Züge zum Vorschein, die nach der Morgue schmeckten. Er röchelte, er kugelte sich, er richtete sich auf und begann wieder niederfallend einen sonderbaren Veitstanz auf der Erde, der ihm jedoch statt Bewunderung seiner chirurgischen Studien allgemeines Gelächter einbrachte. Die Thurmuhr schlägt. Galeazzo glaubt, am Ziel seiner Wünsche zu sein. „Bist Du todt? Hat das Gift gewirkt?“ raunt er dem Pâris ins Ohr mit einer Bosheit, die man auf der deutschen Bühne nicht auszumalen wagen dürfte. Da erhebt Pâris den Kopf, erst leise, dann dreister, klammert sich an die Stufen eines Sessels, richtet sich höher, immer höher und ruft endlich, fest und triumphirend vor dem erschrockenen Galeazzo stehend, zum rasenden Jubel des ganzen Hauses, aus: „Und wenn ich das Gift nun nicht getrunken hätte?“ Erst diese Verstellung, diese Krümmungen, diese Todesqualen und dann diese schadenfrohe Höh-

nische Frage, dieser Uebermuth der gelungenen Hinterlist! Ich weiß nicht, für mich lag etwas Gemeines, ich muß es mit dem stärksten Ausdruck bezeichnen, etwas Niederträchtiges in diesem bejubelten Momente. Ich schauderte vor der Masse, die oft das Zarteste herausfühlen kann und nicht minder oft das Schlechteste mit dem Erhabensten verwechselt. Ich war froh, daß das Stück zu Ende war. Ich habe wirklich vor diesem furchtbar höhnischen: Und wenn ich das Gift nun **nicht** getrunken hätte? die Nacht nicht schlafen können.

In der Porte St. Martin sind die Stalles und ersten Gallerien sehr anständig. Dafür sieht man im dritten Rang statt der Blousen schon Hemdärmeln. Eine kleine Pièce, die dem Pâris vorherging, durfte nicht ausgespielt werden. Sie wurde in jedem Worte unterbrochen, nicht weil sie schlecht oder langweilig war, sondern weil man das neue Stück sehen wollte. Ich hörte bei den Effektstellen des Bouchardyschen Stückes großen Applaus, ohne eine Claque zu sehen. Ist in Paris wirklich eine Claque da, so muß man sagen, daß sie wenigstens sehr verständig ist. Sie beklatscht im Pâris nichts Unwesentliches, sie compromittirt nicht den Autor, wie dies meist die Art und Weise der Claque in Deutschland ist. War eine Claque zugegen, so war sie im Geist des Autors geregelt. Die Claque in Deutschland ist nie für den Autor, sondern nur für die Schauspieler da. Die Schauspieler bestellen sich an bestimmten Stellen und Abgängen die Applause: nämlich die mittelmäßigen Schauspieler. Daher kommt es, daß in Deutschland die Claque immer die Stücke stürzt, statt hebt. Der Dichter und der Schauspieler, der die Hauptrolle spielt, haben ein und dasselbe Interesse. Alle

neidischen Rivale, die nur Nebenrollen haben, fürchten aber, von Dem, der die Hauptrolle hat, erdrückt zu werden. Daher bestellen sie sich Applause für ihre Episoden, für ihre kleinen Rollen, für ihre halbe Scene, während der Darsteller der Titelrolle oft leer ausgeht. Dies erzeugt im Publikum Widerspruch, erzeugt Schwankungn im Gleichgewicht der fortschreitenden Handlung und zieht, im glücklichsten Falle, daß man die Absicht nicht merkt, die Aufmerksamkeit so von der Hauptidee des Stückes ab, daß der Dichter sicher sein kann, den Vorwurf zu hören, sein Stück litte in der Hauptsache, sein Held wäre passiv, sein Süjet ohne Handlung. Erlebt ein solches Drama Wiederholungen, so tritt oft erst bei der vierten oder fünften, wo die Herren Collegen ihren Egoismus befriedigt haben, das natürliche Gleichgewicht seiner Construktion und das Gleichgewicht der Rollen ein. In Paris erstaut' ich, Alles anders zu finden. Die hübschesten Episoden bleiben ohne Applaus. Die Mitspieler Lemaitre's hatten artige Scenen, wirksame Abgänge: keine Hand rührte sich. Man applaudirte wenig, aber mit Nachdruck. Als sich bei einem flauen Aktschlusse eine einzige zischende Stimme vernehmen ließ, schwang ein Blousenmann im dritten Rang den Knotenstock und rief: „A la porte les siffleurs!“ Im Zwischenakt amüsirte man sich allerdings, auf Pfeifen und Hausschlüsseln schrillende Töne hervorzubringen, man pfiff, daß einem die Ohren gellten; aber während der Vorstellung, trotz der ersichtlichen Mängel des Ganzen, trotz zahlloser Schwächen, beobachtete man ein feierliches Schweigen. Als ich das Haus verließ, drängten sich hunderte von Gamins aus der obern Gallerie herab. Es waren Feuilletons in Blouse und Sammtkappe. Sie urtheilten, ohne lesen zu

können, doch wie gedruckt. Ich bemerke nämlich, daß alle pariser Gamins erstens Sammtkappen tragen und zweitens nicht lesen können. Es macht einen eignen Eindruck, auf dem Boulevard du Temple von Gamins höflich angeredet zu werden: „Mein Herr, haben Sie die Güte und lesen Sie mir den Theaterzettel vor!“ Ich wiederhole, daß sie darum über Lemaitre und **Pâris le Bohemien** sehr geistreiche Urtheile fällten, ja ich schäme mich sogar, die deutsche Philisterei einzugestehen, die mich bestimmte, im Gedränge von Kunstrichtern, die nicht schreiben und lesen können, die Hände an meine Taschen zu halten. In der großen Oper hätt' ich dies weit eher nöthig gehabt. Ich muß nun von der großen Oper reden.

Man sieht es dem Saal und den Leistungen der Rue Lepelletier sogleich an, daß hier die Musik ein Privilegium ist. In Paris hat das Drama in allen Stadtvierteln Concurrenz, die Oper nicht. Die Italiener singen italienische Musik, die große Oper singt französische. Und nur sie allein. Wär' es möglich, in Paris die Jüdin, Robert den Teufel, Wilhelm Tell, die Hugenotten u. s. w. noch von einer zweiten Truppe dargestellt zu sehen, so würd' es um den Nimbus der großen Oper geschehen sein. Jetzt findet man Alles unübertrefflich, was sie gibt. Ihre Tenore, ihre Bässe, ihre Chöre sind die besten in der Welt. Man beklatscht, was uns mittelmäßig erscheint. Man applaudirt Dissonanzen, falsche Töne, falsche Triller, man applaudirt die confusesten Melodien. Der Franzose ist unmusikalisch. Seine Rede ersetzt ihm die Musik. Daß der Franzose Lieder trällert, muß wohl im vorigen Jahrhundert, im Zeitalter der Mätressen und Abbés, gewesen sein, man spricht und liest soviel davon.

Jetzt sind sie alle stumm. Ich bin durch die Bourgogne, durch das Lyonnais gereist, ich hörte nicht einen Ton, Alles ist in Paris und Frankreich stumm, auch die Hunde bellen nicht, ganz wie in Amerika. Auch in Paris hab' ich keinen Hund bellen hören. Im Vaudeville trällert man Lieder, aber man singt sie nicht nach. Beranger wird gelesen, gesprochen, nicht gesungen, und wenn ich irgend eine Strophe singen höre, wenn ich fühle, daß eine Melodie in der Oper Anklang findet, so wird es immer eine unmelodische sein. Oft war mir's, als wenn der französische musikalische Genius grade mit dem Kopf gegen die Melodie angehen wollte. Wo wir mit der Stimmlage herabsteigen, steigen die Franzosen hinauf. Entweder hat Halévy für dieses stumpfe musikalische Ohr gedichtet, oder er hat dies Ohr selbst auf seinem Gewissen. Genug, man findet die Gesänge aus der „Jüdin," der „Pest in Florenz," der „Reine de Chypre" hier in Paris außerordentlich wohltönend, man müht sich zuweilen in den Zwischenakten ab, die halsbrechenden Capriolen der Halévy'schen Arien und Gesänge mit scheinbar großer Befriedigung nachzusummen.

Tanz und Mise en Scène sind dagegen ganz vorzüglich. Ich habe sonst oft geglaubt, wenn ich die ewig gleichen Sprünge und Entrechats, Wirbel und Gruppen des Ballets sah, daß diese Kunst sich bald erschöpfen müsse. Ich fand hier wieder neue Variationen, wieder neue Motive der Fußspitzen, neue Figuren und Combinationen. Das berliner Ballet ist jedoch unstreitig frischer, üppiger, in seinen Koryphäen sinnlicher. Die Französin, die sich gern auszeichnet, läßt sich nicht leicht in die Masse stellen, und zum Solotanz sich zu erheben, ist schwer. Schöne Solotänzerinnen zu haben,

hängt sehr von der Gunst des Zufalls ab. Es gibt dürre Perioden, wo die großen Fußkünstlerinnen nicht gedeihen. Es gibt hier eine Carlota Grisi, die ich nicht sah, mehre Fitzjames, eine Dumilâtre und andre Namen. Ich glaube aber nicht, daß eine von ihnen der Taglioni und den Elslers gleichkommt.

Vortrefflich war die Ausstattung der „Jüdin". Dekorationen, Anordnung der Scenen, die Comparserie, die Costümes ersetzen reichlich die musikalischen Mängel. Ich will von den Pferden nicht reden, die man aus der goldgestickten Seide kaum herauserkennen konnte, ich will die Massen nicht zählen, den Werth der Stoffe nicht prüfen. Die Gruppirung, der Geschmack in der Anordnung verdienen schon allein Bewunderung. Die Dekorationen sind Gemälde. Sie drücken weit mehr aus, als sie zunächst bedeuten sollen. Es sind nur Häuser, nur Plätze, nur Straßen, aber mit so vielem anregenden Beiwerk, mit einer so eigenthümlichen perspectivischen Auffassung, daß sich ihre nächste Bestimmung in einem reizenden Ensemble von Staffagen verliert. Die Comparserie ist verschwenderisch. Aus dem großen Zuge des ersten Aktes hätte man für deutsche Theater zehn Krönungszüge zusammensetzen können. Wenigstens sechs Truppen von Bogenschützen, jede von dreißig Mann, folgten sich unmittelbar aufeinander. Nur an Frauen schien es zu fehlen. Die Frauen kennen in Paris bessre Geschäfte, als Figurantinnen bei der großen Oper machen. Malerisch war die Gruppirung der Massen. Weiber, Kinder, Greise waren sinnig vertheilt. Nichts stockte, nichts starrte. Die Bilder waren flüssig, ohne die Haupthandlung zu stören. Die Kinder liefen auf und ab, die kleinen Mädchen trieben Possen, Alles war individuell

belebt, nichts steif, nichts hölzern, wie die Comparserie in Deutschland, die der Regisseur an dicken Schiffstauen regieren kann und die doch nicht weiß, wo sie den Arm heben, wohin sie den Fuß setzen soll. Die Fahnenwimpel, die Wappen, die Costüms beruhten alle auf gründlichen antiquarischen Studien, auf guten Gemälden, auf alten Holzschnitten. Nur mit den weißen, rothen und blauen Farben war zu viel Verschwendung getrieben. Auch artete die Costümirung zuweilen ins Fabelhafte aus. Die Hofdamen trugen buntscheckige seidne Kleider, aus vier Stücken, grün, gelb, weiß und roth zusammengesetzt. Quer über den Leib waren Wappenthiere eingenäht. Leoparden schwänzelten von der Brust bis auf die spitzen Schnabelschuhe herab. Die Costümes hatten zuweilen etwas von der Heraldik und dem Colorit der Spielkarten.

Gediegenere Gesangstalente entfalteten sich denn freilich in der „Königin von Cypern". Madame Stolz ist keine jener Sängerinnen, die Epoche machen: aber sie kann den Uebergang zu einer Epoche würdig vertreten. Ihre Stimme hat jene Schärfe, die dem Metall eine längere Dauer sichert und leicht mit dem Metall selbst verwechselt wird. In Duprez hatt' ich mir einen sehr hohen Tenor vorgestellt. Duprez, der häßliche Duprez, hat keine Höhe, hat kein gutes Falsett, aber eine körnige, geschulte Bruststimme, die etwas aushält und durch gute Behandlung sich geltend macht. Baroilhet, der Bassist, eine wunderliche Figur, der Oberkörper einem Riesen, der Unterkörper einem Zwerge angehörend, Baroilhet schien der Vortrefflichste von Allen. Es liegt in seiner Stimme eine erschütternde Resonanz, eine wahrhaft männliche Kraft.

Vierundzwanzigster Brief.

Paris, 16. April 1842.

Am verwichenen Sonntag fuhr ich mit der Eisenbahn nach Versailles. Die mildeste Frühlingsluft, der schönste Sonnenschein begünstigte die Fahrt. Von dem geschmackvoll eingerichteten Bahnhofe des rechten Ufers kommt man in etwas mehr als einer Stunde nach der weltberühmten erinnerungsreichen Residenz des vierzehnten und fünfzehnten Ludwig. Die Fahrt geht langsam. In St. Cloud stiegen die aus, die hier schon ihre Sommerwohnungen bezogen haben. Das Thal von St. Cloud ist ein lieblicher, ländlicher Aufenthalt.

Ich verehre andächtig Alles, was mit der Geschichte verwitterte. Ich ehre diesen Sturm und Regen der Jahrhunderte, der über Hütten und Paläste den grauen Schleier des Alters legt. Versailles hat gesündigt und gebüßt; warum es anklagen? Die Hand der Revolution ging schonend über diese Grotten und Tempel hinweg; warum an diesen Steinen nur den Schweiß der Völker sehen, der sie kittete, warum sich erzürnen über eine Periode, die gerichtet ist!

Drei große Alleen führen auf die Höhe des versailler Schlosses. Links und rechts die alten Gebäude waren Marställe und Remisen, waren Gastwohnungen für die Dienerschaft fremder Herren, die nach Versailles kamen, um anzubeten und zu staunen. Hier wurden Schönheiten untergebracht, ehe der Weg gebahnt war, sie aufs Schloß zu bringen. Hieher wurde verbannt, was sich oben vor dem eifer-

süchtigen Blicke der Favoritinnen verbergen wußte. Welche Erinnerungen! Welche Poesie hier selbst im Kleinsten und Unscheinbarsten! Vergebens bannt man vom Auge die gaukelnden Gestalten jener vergangenen Zeiten fort. Immer rollt vor ihnen ein Gewühl von goldnen Staatswagen, mit bunten Läufern und Heiducken, rauschen die seidnen Gewänder über die marmonen Treppen, widerhallend von den Stelzschuhen dieser bewunderten, mächtigen Weiber. All diese Einsamkeit, diese Oede belebt sich! Zu den Statuen sieht man die Urbilder, zu den Helden die Gelehrten, die ihre Thaten feierten, zu den Frauen die Dichter, die ihrer Schönheit schmeichelten. Man lächelt, daß nun von allen Seiten Schriften und Bilder an Louis Philipp erinnern sollen, an Louis Philipp, der aus Versailles ein Gemäldemuseum gemacht hat.

Man blickt noch ein Mal rückwärts, um vom Eingangshofe des Schlosses die großartige Aussicht zu genießen. Man schreitet durch zwei marmorne Bilderreihen alter französischer Krieger an der Capelle rechts durch einen Corridor, man betritt den Garten, den berühmten Garten von Versailles. Die tiefblaue Luft über uns, links die begrenzende Hügelkette, der Blick hinunter in den Frühlingsschimmer der Alleen, fern am Rande das saftige Wiesengrün, man glaubt dies Alles schon einmal gesehen zu haben. Man erinnert sich der hundert Nachahmungen von Versailles in den deutschen Markgrafschaften und alten geistlichen Bisthümern, man denkt an Schwetzingen, an die vielen Monrepos und Monmirails, an die Solitüden und Sanssoucis. Versailles aber steigt als das kühn entworfene, groß gedachte Musterbild noch höher vor unsern Augen auf. Diese Dimensionen, diese Fronten,

diese Wasserbecken mit den lieblichsten Erfindungen der Bildhauer, diese Riesentreppe, diese blendenden Marmorstatüen, diese endlosen Fernsichten! Die Großartigkeit der Maßstäbe überwältigt uns, die Frühlingsluft erweitert die Brust, überwunden und geblendet folgt man träumerisch dem spielenden Sonnenstrahl.

Wie sinnig die in Bronze ausgeführten Ideen zu den großen Wasserstrahlen, die am ersten Mai springen werden! Die Bronze im glänzendsten grünen Lüstre, wie ein schweizerischer Bergsee. Die Gruppen sinnig vertheilt, schalkhaft erfunden und meisterhaft ausgeführt. Wie lieblich am Springbrunnen der Terrasse die beiden Knaben, die nach einem Vogel greifen! Man übersieht die geschmacklos verschnittenen Bäumchen, die rechts und links den Weg von der Terrasse herab besetzt halten. Man betrachtet die putzigen kleinen Laubkegel als Staffage zu den übrigen Reizen der Kunst und Natur, betrachtet sie wie jene drolligen Metamorphosen lybischer Bauern in mundaufsperrende häßliche Frösche, die, wenn die Wasser springen, die in der Mitte thronende Diana mit dem Erguß ihres Zornes bespritzen. Man betritt die große Allee mit ihrem, in der Mitte ausgebreiteten grünen Wiesenteppich. Rechts und links die schlanke griechische Götterwelt. Alle süßen Geheimnisse der Mythologie sind hier durch den Meißel der Bildner verrathen, die tausend und einen Liebschaften der großen Götter, die Umtriebe, Abenteuer und Mädchenraube der kleinen. Wie die Faunen durch die Büsche lauschen, wie die Satyrn hüpfen, um die badenden Nymphen zu überraschen! Mancher dieser zottigen Waldgötter hat eine frappante Physiognomie. Es sind keine arkadischen Griechen, es sind Petitmaitres von Versailles.

Es sind die Züge der gesuchtesten Roués der Höfe von Ludwig XIV. und XV., die die Bildhauer hier verewigt haben, sowie man unverkennbar an vielen der geraubten Proserpinen und überraschten Dianen die Züge der Maintenon und Montespan erkennen wird.

Leichte, üppige, frivole Welt! Sie endete mit einem Schaffote; warum soll man sie verdammen? Warum nicht über jenes wandernde Fräuleinstift lächeln, das zu zwei und zwei geschaart, angeführt von einer grün bebrillten alten Bonne, durch die Alleen schreitet, sich niederläßt zwischen einer reizenden Venus und einem adlergetragenen lieblichen Ganymed, um in Thomas a Kempis, Fenelon oder einem Bildungsbuche der Madame Guizot zu lesen? Warum soll man sich in diesem Marmorglanz und Blütenschimmer, unter diesem blauen Himmelsdach, in diesen spielenden Sonnenatomen, im Abglanz der blitzenden Strahlendecke des Bassins nicht eingestehen, daß es schön sei um eine Welt der Dichtung, schön um den ionischen Himmel der Idealität, schön um eine Auffassung des Lebens von der Sonnenseite der Kunst und Natur.

Durch eine Pforte, an einem Häuschen vorüber mit der lächerlichstörenden Inschrift: Secours aux noyers (wer wird sich hier ertränken!) tritt man in die wilden Parthieen des Parkes ein. Hatte im Garten, den wir eben verließen, die Natur unter der Scheere des Laubbildners geseufzt und war sie ihr durch manche freie Anomalie doch zuweilen neckisch entschlüpft, so war sie hier losgebunden und dem eignen Triebe überlassen. Man kommt zum großen und kleinen Trianon, den Privatzaubergärten jener Armiden, die einst

die Könige von Frankreich zu Sklaven einer nicht gut geschlafenen Nacht, zu Sklaven einer Migräne machten. Es sind unscheinbare kleine Häuser, bedeutend nur durch die Erinnerung. Hier ertheilte die Maintenon Audienzen, hier hörte sie die Vorlesungen der Dichter und moralisirte, als sie nicht mehr lieben konnte, hier badete sich in den dunkeln Rococogemächern die Dübarry und salbte mit duftendem Oel jene schönen Haare, die ihr höhnisch der Henker wegschnitt, als sie den üppigen, weichen Körper auf das Bret der Guillotine legen mußte. Es flüstert hier in den Bäumen nach dem Kosen der Liebe, es raschelt in dem noch vom Herbst gebliebenen Laube nach Intrigue.

Die Revolution hat sich an den alten fränkischen Königen vergriffen, hat ihre Gebeine aus den Särgen von St. Denis gerissen, hat Statuen niedergerissen, hat die Bildwerke der Kunst verstümmelt, ihnen die Arme und Nasen abgeschlagen, nur an Versailles ist sie vorübergegangen. Sie hatte Versailles vergessen. An dem Tage, wo die pariser Nationalgarde gewaltsam die königliche Familie von Versailles nach den Tuilerien abholte, war diese verloren, Versailles gerettet. Man dachte nicht mehr an die Schale, da man den Kern hatte. Wie man kostbare Möbel gegen Staub bedeckt, so lag auf Versailles dreißig Jahre eine Hülle. Napoleon haßte Versailles, weil er die Unsittlichkeit haßte, die Bourbonen lüfteten die Decke ein wenig, Louis Philipp wagte es, sie ganz zu heben, indem er aus Versailles ein Gemäldemuseum machte. Die Dynastie Orleans kann wieder von Versailles sprechen. Der junge Herzog von Orleans spricht von Horace Vernet, Scheffer und David und denkt dabei an

das kleine Trianon.*) Als er sich mit der Prinzessin von Mecklenburg vermählte, feierte man ein großes Fest in jenem berühmten Ballsaale, auf dem sich die ersten Symptome der Revolution gezeigt hatten. Man räumte den Saal für das Fest des jungen Brautpaares auf und fand ihn so, wie ihn die Revolution verlassen hatte. Noch sah man auf der Erde die Spuren des militairischen Bankettes, sah Lichtstumpfe, zerbrochene Gläser, Champagnerkorke, sah die zertretenen Cokarden der Gardes du Corps und die festlichen Bänder der Offiziere des Regiments von Flandern. Die Dynastie Orleans hat Alles wieder scheuern, putzen und sauber anstreichen lassen. Noch wohnt sie nicht hier, aber es wäre ein welthistorischer Moment, wenn eines Morgens der Herzog von Joinville zu seinem Vater käme und sich das kleine Trianon zum Sommeraufenthalt für Dem. Rachel ausbäte! Diese Miene von Louis Philipp! Dieser Fluch, den er auf das Gelüst des jungen Seefahrers schleudern würde! Der alte vielgewanderte Ulysses würde das Fenster aufreißen und sagen: „Siehe, dort auf jenem Platze wurde Philipp Egalité, mein Vater, guillotinirt! Willst Du noch das kleine Trianon haben?“ Der Prinz von Joinville würde sich seine Halsbinde lüften, in aller Stille das Fenster zumachen, seinem neufoundländer Hunde pfeifen und ohne alles Geräusch im Wald von Vincennes auf die Entenjagd gehen.

Das Museum von Versailles erläutert in Bildern die Geschichte von Frankreich. Die Säle muß man schockweise, die Bilder nach der Elle messen. Viele dieser Darstellungen

---

*) Es wird jetzt zuweilen von seiner Wittwe bewohnt und zeigt eine außerordentlich einfache, deutschgemüthliche Einrichtung.

haben nur Tapetenwerth. Es sind einige Meisterwerke darunter, die Mehrzahl gehört zu dem Genre von Gemälden, das man alte Schildereien nennt. Nur mit Mühe erwehrt man sich der Vorstellung von einer fabrikartigen Anfertigung dieser Bilder. Und doch sind es nur gesammelte, allmälig, in langen Zeitzwischenräumen aufgespeicherte Beiträge zu einem und demselben Zweck. Mit Clovis und Dagobert fangen diese Erinnerungen an. Die Schlacht bei Zülpich, die Thaten Karls des Großen, die Kreuzzüge, die Jungfrau von Orleans, die Ligue und Fronde, die Schlachten am Rhein, bis zur Revolution, bis auf Napoleon, bis auf die Einnahme von Antwerpen und Constantine; kein Gefecht, kein Scharmützel ist vergessen. Es macht einen Eindruck wie ein **Orbis pictus** für Kinder. Man kann diese Gallerie als Schlachtenfibel für den Unterricht in der Geschichte benutzen. Man sollte die Gymnasien von Paris hierher führen, um sie auf eine amüsante Weise die Geschichte zu lehren. Für die Geschichte Napoleon's wimmelt es an Verherrlichungen. Da ist kein Fort, keine Brücke, keine Schanze vergessen, die seine Armeen genommen haben. Napoleon's Einzug in Berlin, Napoleon in Potsdam, Napoleon im berliner Schloß, Napoleon und die Fürstin Hatzfeld, Napoleon und die Königin Louise in Tilsit, alle russischen Siege bis zum Brande von Moskau. Von da an wird die Geschwätzigkeit dieser Malerpinsel etwas einsilbiger und es könnten gegen die Vernet, Groß, Gerards, Scheffers, Langlois, Beaumes, unsere Wachs, Schadows, die Begas, die Cornelius sich einstellen, wenn diese Herren nicht Madonnen, Heilige, Nixen und alte Hünen zu malen vorzögen. Die Schlachten von Lützen und Bautzen im Anfang der Befreiungskriege sind

noch dem Ruhm des napoleonischen Adlers vorbehalten. Bei Lützen sind die Preußen noch im Costüme von Jena gekleidet. Ich entdeckte nichts von den jungen preußischen Freiwilligen, die hier zu hunderten fielen, nichts von den jungen berliner Turnern, die hier ihre erste Waffenprobe ablegten. Auf Lützen folgt in schnellem Sprunge die Schlacht von Hanau, einige kleinere Gefechte in Frankreich und mit No. 949 des Katalogs: Les adieux de Fontainebleau.

Die Dichter sind doch nur Schmeichler, aber feile Miethlinge sind die Künstler. No. 950. Louis XVIII. in Calais. No. 951. Louis XVIII. in den Tuilerien. Dieselbe Leinwand, dieselben Farben, dieselben Lichter und Schatten, ob Napoleon oder die Bourbonen, wenn nur die Perspective richtig ist! Unglücklicherweise war aber die Restauration sehr unmalerisch. Dieser behäbige Lateiner, Louis XVIII., der sich in seiner Bibliothek abmalen läßt. Er sinnt über Etwas, das er niederschreiben will. Nicht etwa einen freisinnigen Ergänzungsartikel der Charte, nicht etwa das großartige Protokoll einer Entsagung auf Entschädigungen, sondern den Entwurf einer lateinischen Inschrift im Lapidarstyl. Der einzige pittoreske Moment der Bourbonen ist ihre Abreise. Ludwig XVIII. flieht vor dem rückkehrenden Napoleon bei Nacht nach Gent. Der Schein einer Laterne erhellt das düstre Gemälde, erhellt die Mienen der ihn Umstehenden. Bestürzung auf allen Gesichtern und die verdammte Portraitähnlichkeit! Es sind dies alles bekannte noch lebende Physiognomien, die hier täglich vor dem neugierigen pariser Volk als „Männer von Gent“ dem Martyrium der Unpopularität sich preisgeben müssen. Endlich kommt der weißröckige Karl X. mit seinem ewig geöffneten Munde, die Oelfläschchen- und

Oriflammenkomödie von Rheims, wo alle diese legitimistischen Häupter im mittelalterlichen Festesornat sich wie Kartenkönige und Kartenbuben ausnehmen, dann sogar Erinnerungen an jenen kläglichen spanischen Interventionskrieg, wo man Bivouaks- und Vorpostengefechte als Schlachten verewigt dargestellt sieht, Navarin, die Einnahme von Algier, Triumphzüge und Fanfaronaden aller Art, bis zur Julirevolution. Diese ist in ihren wichtigsten Momenten und Folgen von den bedeutendsten Malern wiedergegeben, leider aber auch hier mehr das Ceremonielle und Dekorative der Ereignisse vor dem eigentlich Poetischen und Charakteristischen bevorzugt. Die Akte zur Herstellung der Freiheit sind gegen die zur Herstellung der Ordnung hintangesetzt. Ueberall Louis Philipp, nie das Volk. Ueberall die Gewalt, schwörend, versprechend, beeidigend, und die Masse nur in Uniform, nur als Nationalgarde, nur als Munizipalität, als Deputirten- und Pairskammer. Dann der kleine Ruhm von Antwerpen. Verewigt sind jene denkwürdigen Momente eines Ausmarsches, einer abgehaltenen Revue, eines prinzlichen Rittes durch die Tranchéen, die Momente einer Kugel, die beinahe hätte tödtlich werden können, ganz schon wieder in dem prahlerischen und servilen Geiste der Restauration. Nur ein Zimmer hat mich hier noch wahrhaft interessirt. Es ist dem Grabe, dem wirklich ernst gemeinten Grabe des jungen Frankreich gewidmet, Algier.

Sicher ohne es zu wollen, hat Louis Philipp in der Eröffnung des Algier-Saales eine neue Epoche angedeutet. Es ist das junge Frankreich, das sich hier für eine unnütze Eroberung verblutet. Freundliche Helle beleuchtet den Saal. Das von obenherein fallende Licht hebt die frischen Tinten

der Bilder noch höher. Die Figuren, die Bäume, die nackten Felsen auf diesen Gemälden werfen keinen Schatten und verrathen dadurch, wie hoch die Sonne hier stehen muß, wie glühende Strahlen sie wirft. Und trotz dieser nackten Steine, trotz dieser brennenden Hitze, klettern die jungen französischen Regimenter muthig zu den Wällen der wilden Felsennester hinan, richten ihr Geschütz, legen Bresche und pflanzen die dreifarbige Fahne auf die mit dem Säbel in der Hand eroberten Schanzen. Die jungen Tirailleurs und Scharfschützen in ihren blaugrauen Röcken, mit den rothen Pantalons, lauter kleines, aber gedrungenes und an Ausdauer und Entbehrung gewöhntes Volk, tragen fast noch alle die Nummern der jüngsten Conscriptionslotterie an den spitzlaufenden Casketts, die jungen Unteroffiziere schielen nach den Epauletten der Offiziere, die Offiziere nach den Cordons der Generale. Mit gezogenem Säbel schreiten die gebräunten jungen Helden ihren Colonnen voran; sie kommen eben erst aus der Artillerieschule von Nancy, aus Metz, aus dem polytechnischen Institut von Paris. Diese junge Soldateska Frankreichs, die sich hier aus Hinterhalten so oft meuchlings von den Beduinen schlachten lassen muß, hat etwas Studentikoses: man sieht, sie gehören alle zur Partei des National. Sie schreiben Berichte an Armand Marrast über den Gang der afrikanischen Angelegenheiten, über die Indolenz der Oberoffiziere, über die Grausamkeiten Negrier's. Sie würden kassirt, käme es heraus. Aber auch die Oberoffiziere werden durch Algier liberal. Bugeaud, der im Duell einen freisinnigen Deputirten erschoß, der „Schlächter der Rue Transnonain“, wie man ihn nennt, Bugeaud, der sich aus Gefälligkeit für den Hof, der ihm schmeichelte, den brutalsten Excessen mili=

tairischer Gewaltthätigkeiten hingab, bereut jetzt, was er that, und schließt sich dem militairischen Liberalismus des „National" an. Man ersieht an diesen bildlichen Darstellungen aus dem jungen Kriegerleben Frankreichs, daß die eigentliche Kraft der französischen Armeen doch von jeher in ihrer Beweglichkeit, in ihrer Marschfertigkeit, in ihrer Ausdauer, ihrer Mäßigkeit, ihrem heitern Sinne, ihrem demokratischen nationalen Bande zwischen Befehlenden und Gehorchenden, ihrer Elasticität, in ihrem von oben bis tief unten herab sich verzweigenden esprit de corps gelegen hat.

Meine letzten versailler Stunden gehörten St. Marc Girardin. Im Schooß seiner traulichen Familie, an dem abendlich noch immer nicht zu entbehrenden Kaminfeuer, unter kleinen lieben Kindern, die um acht Uhr artig das Händchen geben und gute Nacht sagen, sah ich, daß man bei den Seinen auch in Frankreich glücklich sein kann. St. Marc Girardin, der geistvolle Professor der französischen Literatur an der Sorbonne, Staatsrath im Ministerium des Unterrichts, gründlicher Kenner der pädagogischen Literatur Deutschlands, lebt seiner Gesundheit wegen einige Sommermonate in Versailles. Durch die Eisenbahn gehört Versailles zur Banlieue von Paris. Schnell führte sie mich in die belebte Welthauptstadt zurück. Es war ein sternenklarer, mondheller Abend. In flimmerndem Zauberglanze verschwand Versailles vor meinen Augen. Es blieb zurück mit seinen Erinnerungen, schweigsam, stumm und todt, umwoben vom Mondenlicht, beschattet von der Nacht.

Stummes Grab der Zeiten, du führtest mich zu den beredteren Gräbern der Menschen! Auch auf dem Père la Chaise war ich, auf dem Calvarienberge der Unsterblichen.

Beschattet von Fichtenbäumen und Trauerweiden zieht sich in schlängelnden Windungen der steinige Pfad hinauf, den Tausende erklommen, um hier auf immer auszuruhen. In Versailles verbirgt sich schüchtern und ängstlich die Erinnerung, hier ruft sie frei und offen den Wandrer mit Immortellenkränzen und goldnen Inschriften an. Der Père la Chaise, fast nur berühmten und verdienten Männern gewidmet, hat nichts Geschwätziges, nichts Ruhmrednerisches. Man sieht die Thaten und vergißt die Schmerzen nicht. Wahrhaft große Männer sind nie glücklich gewesen. Wie viele dieser Palmen sind mit Thränen benetzt, wie viele dieser Lorbeern drückten sich auf Stirnen, die der Gram furchte, auf Scheitel, die die Sorge bleichte! Der Ruhm, den man oft hassen muß in den Annalen der Geschichte, wo nur die großen Männer schimmern, die guten im Schatten stehen, man gewinnt ihn wieder lieb auf dem Père la Chaise, auf diesem Gottesacker, der mit seinen blühenden Terrassen, seinem ätherischen Blumendufte, einer andern Welt gehörend, auf den wüsten Lärm von Paris herniederblickt!

Der Friedhof des Père la Chaise erhebt sich hinter der Vorstadt St. Antoine am östlichen Ende von Paris. Es ist theuer, auf diesen geweihten Boden zu kommen. Wem seine eignen Mittel unmöglich machen, hier zu ruhen, der hat Freunde, Anhänger, Bewunderer. Wieviel berühmte Männer starben nicht und ernteten erst im Tode die Anerkennung, die man ihnen im Leben versagte! Nähert man sich der entlegenen Ruhestätte, so wird man unwillkürlich Alles, was uns begegnet, auf den Tod beziehen. Eine lange öde Straße führt von der Julisäule zu den Gräbern des Père la Chaise hinauf. Le Capitole las ich in einem Winkel mit Riesenlet-

tern hingemalt. Auch ein Todter! Ein Journal, das die Polizei im napoleonischen Sinne stiftete, um zu ersehen, wer diese Tendenz unterstützen würde. Der Redakteur, Herr Durand vom Journal de Francfort, war ein Spion, ohne es zu wissen. Als dem Capitole eines Tages vom Kaiser von Rußland 40,000 Franken geschickt wurden, wußte Louis Philipp, was er wissen wollte, und hob das Journal auf. Die Gräberstraße ist lang genug, um über diese Art von Politik sich seine eignen Gedanken auszuspinnen. Weiter hinauf, mitten unter dem Staub der hier gemeißelten Grabeskreuze und Denksteine, liest man in großen Lettern an einem Hause: Deutsch, den Namen eines Handwerkers. Man erschrickt, dem vaterländischen Namen grade hier unter den Todten zu begegnen. Endlich sieht man noch zwei große Häuser, die für die Aufnahme sittlich verwahrloster Kinder bestimmt sind. Es sind Leichenhäuser für die Lebendigen.

Man betritt den Friedhof. Ein Führer wird uns geleiten und die besuchtesten Stellen zeigen. Es ist nicht Alles Ruhm, was wir hier begraben finden werden. Dort in dem ersten kleinen Tempel liegen die Gebeine des Herrn Moses von Eichthal! Es ist auch das Geld, auch das Amt, das sich hier begraben läßt. Störender Gedanke, bei jedem Immortellenkranz erst zu fragen: Verdienst du ihn auch, der du hier begraben liegst? Man wendet sich rechts. Ein gothisches Monument fesselt unsere Aufmerksamkeit. Vierzehn kleine Säulen tragen zehn Bogen, über welchen sich Karnieße mit Blumen verziert befinden. Hier liegen die Reste von Abälard und Heloise. Zum ersten Mal vereint nach der an dem Geliebten begangenen Greuelthat; aber nur ihre Knochen küssen sich, ihre Asche ist in Eins geflossen. Für die Leiden des

Genies, für die auf den Père la Chaise schlummernden großen Gedanken und großen Schmerzen konnte es keine symbolischeren Heiligen geben, als Abälard und Heloise.

Auf dem ersten Hügelvorsprunge ist das Denkmal Casimir Perier's. Für einen Mann, der weder zerstörte noch schuf, für eine Kraft, die nur bändigte, zähmte, aufhielt, für den Ausdruck einer Epoche, die diese zähe Kraft nur zum Organ ihres Bedürfnisses nach Ruhe und Sammlung machte, ist dies weitschweifige Denkmal viel zu prahlerisch.

Um Perier's Standbild her stehen einfache, aber bedeutendere Grabmäler. Einfache Büsten bezeichnen die Stätte, wo die Schädel Fourier's und Gall's, des Schädellehrers, ruhen. Das Grab des Hieroglyphenentzifferers Champollion bezeichnet ein Obelisk. Eine Trauerweide lehnt sich über einen Denkstein, unter dem die Duchesnois ruht. Sie war bedeutender im Lust- als Trauerspiel; doch da es schwer ist, die komische Muse auf einen Kirchhof zu bringen, so hat man auf dem Basrelief Melpomene um sie trauern lassen. Ein anderes Basrelief zur Rechten schildert jene kühne Befreiung Lavalette's durch seine Gattin. Er selbst, der Gerettete, liegt unter diesem Würfel. Nebenan ist Platz für seine noch lebende Retterin gelassen.

Zahllos sind die Denkmäler für die militairischen und administrativen Berühmtheiten des Kaiserreiches. Ein Sarkophag von weißem Marmor mit zwei Figuren des Ruhmes, die die Büste des Marschalls Lefebre bekränzen. Ein hoher Obelisk, gewidmet dem Marschall Massena. Ein Altar, gewidmet dem Marschall Suchet. Düster und dunkel liegt abseits vom Wege in einem eingezäunten Raume Marschall Davoust. Unter Rasen und Fichten schläft der erschossene

Rey. Von den Zweigen des düstern Nadelholzes brechen unzählige Fremde kleine Stäbchen zur Erinnerung ab. Molière's und Lafontaine's Denkmäler stehen dicht nebeneinander. Der Fuchs, der auf dem Cenotaph des Fabeldichters steht, hätte seinen Schweif auch noch auf Molière's Grab ausstrecken können. Zwischen dicht gesäeten Grabmälern, einer rechten Todesernte, saß eine verschleierte Dame und zeichnete die Büste des Malers Gros, der sich in der Seine ertränkt hat. Man kennt die Ursache dieses Selbstmordes nicht; wer weiß, ob der Griffel der trauernden Dame sie nicht vielleicht niederschreiben könnte? Die von Fieschi's Höllenmaschine zerschmetterten Gebeine des Marschalls Mortier (Duc de Treviso) birgt, um sie noch im Tod zu schützen, ein düsterer verschlossener Tempel. In Lebensgröße steht General Foy und redet die Kammer an. Eine Nationalsubscription hat ihn in einer etwas theatralischen Stellung hierher verpflanzt. Das reizendste Denkmal des ganzen Kirchhofs, ein kleiner griechischer Tempel aus reinstem Marmor, gehört einer Russin. Daß Frau von Demidoff, geborne von Stroganoff, auf den Gedanken kommen konnte, sich unter der Fülle von Ruhm und Verdienst um die Menschheit hierher so glänzend betten zu lassen, wollen wir ihr verzeihen, wenn sie zu Denen gehörte, die den Ruhm zu würdigen wissen. Auch mit Geschmack zum Publikum zu gehören, ist ein Talent, das Belohnung verdient. Der reiche Porzellanfabrikant Schölcher, ein Elsasser, hat seine Stelle durch die sinnige Idee seines Denkmals verdient. In Hautrelief ließ er sich links als Arbeiter mit aufgekrämpten Aermeln, rechts als Fabrikbesitzer und Rentier abbilden. Es liegt in diesem Symbol des belohnenden Fleißes eine tröstende Ermunterung für die arbei-

tenden Klassen. Ein reicher Kupferschmied aus Paris hat sich durch keine so hübsche Idee in die Gräberreihen der großen Männer eingekauft. Wenn es die Art berühmter Männer ist, daß sie viel Lärm in der Welt machen, dann kommen ihnen allerdings die Kupferschmiede am nächsten.

An einem Abhange, von dem aus man die lachendste Aussicht auf Vincennes, die Vorstädte und Paris genießt, an einem Hügelvorsprunge, wo sich oben von dem zerbröckelten Lehmboden hinunter eine grüne Wiesenfläche in das Thal zieht, stand ich mit schmerzlicher Rührung. Zu meinen Füßen las ich auf einem einfachen horizontalen Denkstein: „Ludwig Boerne.“ Es ist die schönste Aussicht des Père la Chaise und das ärmste Grab. *)

Fünfundzwanzigster Brief.

Paris, den 18. April 1842.

Der Zufall spielte mir vor einigen Tagen ein Packet Brochüren in die Hände, unter dem Titel: „Der Hülferuf der deutschen Jugend. Herausgegeben und redigirt von einigen deutschen Arbeitern,“ und eine Fortsetzung dieser periodischen Schrift, unter dem Titel: „Die junge Generation.“ Beides sind Monatschriften, die von dem Schneider Weitling, einem gebornen Magdeburger, jetzt in Vevey am Genfersee, früher in Genf selbst, herausgegeben werden. Ein deutscher Schuhmacher in Paris,

*) Damals. Jetzt ist das Grabmal vollendet. Siehe Band VI. S. 276.

Namens Bauer, verkauft diese kleinen Brochüren an die zahlreichen deutschen Arbeiter in Paris; in London werden sie bei Karl Moll verlegt, wahrscheinlich auch einem Handwerker.

Man hat, glaub' ich, diese Schriftchen in Deutschland verboten. Das Nachtheilige solcher Verbote liegt besonders auch darin, daß man die Schriften, die dadurch außer Cours kommen, nicht widerlegen kann. Weitling und seine Mitarbeiter würden durch eine Discussion zu Schriftstellern werden, durch das Verbot sind sie Märtyrer und Propheten. Es ist weit leichter, behaupten, als sich vertheidigen. Weitling borgt die Ideen von den französischen communistischen Schriftstellern, belebt die Theorien der Communauté, der „Gemeinschaftlichkeit", durch die allerdings oft trübe deutsche Handwerkererfahrung, und hat sich im Verlauf seiner schriftstellerischen Thätigkeit eine solche Gewandtheit im Darstellen erworben, daß ich nicht begreife, warum er sich nicht längst Journalist, sondern immer noch Schneider nennt.

Weitling beginnt das Programm seines Hülferufs unter andern mit diesen Worten: „Auch wir deutschen Arbeiter wollen eine Stimme erheben für unser und der Menschheit Wohl: damit man sich überzeuge, daß wir recht gut Kenntniß von unsern Interessen haben, und, ohne von lateinischen, griechischen und kunstgemäßen Ausdrücken aufgeschwollen zu sein, recht gut und zwar auf gut deutsch zu sagen wissen, wo uns der Schuh drückt und wo Bartel Most holt." In einem Aufsatz: „Bitten, Betteln, Fechten," erkennt man den ehemaligen reisenden Handwerksburschen. Weitling schildert hier in ergreifenden Farben das Elend des auf der Landstraße pilgernden, arbeitslosen, von Gensdarmen

wie ein Spitzbube verfolgten Handwerksgesellen. Er schildert die empörende Impertinenz deutscher Paßbüreaus, wo ich oft auch mit einem schneidenden Messer im Herzen mit angesehen habe, wie diese armen Wanderer von den Beamten mißhandelt werden, wie der bairische Polizeivogt den würtembergischen Handwerker, der würtembergische Aktuar den hessischen, der hessische den hannöverschen andonnert, verflucht, zu allen Teufeln wünscht und ihm mit Gendarmen und dem Loche droht. Das einfache „Halt's Maul!" ist gegen Handwerksbursche Höflichkeit; ein kurzes, vornehm abschneidendes: „Schon gut!" liebevolle Zuvorkommenheit. Da, wo Weitling das Elend und die Entwürdigung der arbeitenden Klassen schildert, ist seine Darstellung, wenn auch zuweilen noch so unlogisch und überleidenschaftlich, doch der Beachtung werth. Wenn er sich aber in den Communismus verliert, wenn er den Franzosen ihre oft so hohle „soziale" Weisheit nachlallt, wenn er auf die Bibel den Katechismus der Menschenrechte pfropft und die Communion, die Einsetzung des Abendmahls, mit dem Communismus und der Einsetzung gemeinschaftlicher Mittagsmahlzeiten in Verbindung bringt, dann kann man ihm nicht mehr folgen. Die gelungenste Darstellung dieser Blätter ist unstreitig „Paris im Jahr 2000." Ich zweifle fast, ob diese mitunter witzige und geistvolle und jedenfalls durchgängig brav stylisirte längere Abhandlung aus Weitling's Feder geflossen ist. Möglich. Denn pectus est, quod disertum facit, und ohne Zweifel schreibt dieser Mann aus seiner eignen Brust. Aber die Hypothese, Paris und die Welt in einigen Jahrhunderten so umwälzen zu wollen, daß man nicht mehr weiß, was Geld, was Soldaten, was Nationen sind, die vielen unwahren, wenn auch noch so grellen

Lichter, die in diesem anticipirten Gemälde der Zukunft auf die Gesellschaft der Gegenwart fallen, die blendenden Gaukelbilder einer radikalen Umwälzung der Lage des Arbeitsstandes und einer methodisch durchgeführten Gütergemeinschaft sind so vermessen, daß man diese unter den in Paris und der Schweiz arbeitenden deutschen Handwerkern um sich greifenden Ideen nicht verbieten, sondern widerlegen sollte.

Die Fourieristen sprechen von einer Anziehung der Leidenschaften, d. h. von einer Neutralisation aller gesellschaftlichen Instinkte zu einer Harmonie des gesellschaftlichen Behagens. Die Communisten nehmen nicht, wie die Fourieristen, die Gesellschaft, wie sie ist. Sie gehen von dem gleichen Anrecht des Menschen auf alle Güter der Erde aus und wollen Jedem die Möglichkeit verschaffen, die Erde so zu exploitiren, wie nur irgend ein Anderer. Daß die Natur, auf die sie sich ewig berufen, dieser Ansicht gar nicht gewesen ist, kümmert sie nicht. Die Natur schuf wüste und fruchtbare Gegenden und warf auf die wüsten oft mehr Bewohner, als auf die fruchtbaren. Sie schuf weiße, schwarze und gelbe Menschen und begabte sie mit den verschiedenartigsten Leidenschaften, mit den abweichendsten Bildungsfähigkeiten. Die Natur ließ die Menschen in hundert verschiedenen Sprachen reden und bestimmte dadurch selbst, daß sie die Unterschiede der Nationen wollte. Die Natur hat nach Himmelsstrichen und der Beschaffenheit des Bodens auch die Bedürfnisse verschieden gestaltet. Der Jäger in den Bergen bedarf eines andern Trunkes, als der Fischer am nebligen Meer. Den Einen schließen die Berge ein und die Freuden seines kleinen Thales machen ihn glücklich, während Die, die die Natur in der Ebene geboren werden ließ, mit unbefriedigtem Blicke

in die Ferne schauen. Das Alles hat nicht die verdorbene Gesellschaft so geordnet, sondern die Natur, die doch die angebetete Reglerin, Ordnerin und Erhalterin des Communismus ist.

Freilich bietet unsre Gesellschaft die entsetzlichsten Unregelmäßigkeiten dar. In einem und demselben Volke, einem und demselben zum Wohle Aller geordneten Gemeinwesen, in einer und derselben Stadt, in einem und demselben Hause oft die erschütterndsten Gegensätze von Armuth und Reichthum, von Ueberfluß und Mangel am Nothwendigsten. Seit Jahrtausenden haben sich die Unterschiede der Stände und diese ungleichen Vertheilungen der Lebensgüter gebildet, und eben so lange beschäftigen sich Menschenfreunde, Gesetzgeber, Religionsstifter, Weltweise mit einer der allerdings freundlicheren Natur sich nähernden Ausgleichung. Bisher hat man die einzige Möglichkeit, das menschliche Elend zu lindern, in einer Verbesserung der Staatsformen gefunden. Zu allen Zeiten, wenn die materielle Noth um Hülfe schrie, hat man in dieser oder jener Form verknöcherter Einrichtungen geändert, die Sklaven und Leibeignen frei gemacht, die Steuern herabgesetzt, dem Adel seine Immunitäten genommen, den Zehnten der Geistlichkeit beschränkt, die Güter der Krone zum Eigenthum der Nation geschlagen, den Herrscher auf bestimmte Pflichttheile gesetzt, kurz sich, soweit es irgend durch Verständigung oder im äußersten Falle durch Gewalt möglich, allmälig aus den allzu verkünstelt und drückend werdenden Ueberlieferungen der Geschichte einem Ur- oder Natur- oder Vernunftstaate genähert, einem Staate, der nie war, vielleicht nie sein wird, der aber als Ideal mit reizender Symmetrie in der Vorstellung jedes freigewordenen Bewußtseins

lebt. Die politische Opposition, wie sie an allen Enden Europas noch gährt und hier zu Verfassungen, dort zu ehrlichen Verwirklichungen der schon vorhandenen Verfassungen zu kommen sucht, hat nirgends ein bloßes Wohlbehagen an leeren Förmlichkeiten und leeren Rangstufen der Gesellschaft ausgesprochen, sondern überall ihre Ueberzeugung, daß nur auf diesem Wege der verbesserten Staatsformen auch die gleichen Ansprüche jedes Bürgers an die Güter des Lebens, an das Licht der Freiheit und an seine Wärme, die Gleichheit, geregelt, nur so die klaffenden Wunden unsres gesellschaftlichen Körpers geheilt werden könnten.

Die Communisten haben diese politische Debatte ganz aufgehoben. Sei es nun, daß sie in ihr nur manchmal die Befriedigungen des persönlichen Ehrgeizes entdeckten, oder daß ihnen die Ergebnisse derselben nicht vollständig genug erscheinen, sie übersprangen alle geschichtlichen Voraussetzungen, innerhalb deren sich noch die politische Opposition bewegte, hoben jede Verhandlung über Recht und Pflicht, über Mehr oder Minder auf und nivellirten das Hohe mit dem Niedrigen, Reichthum mit der Armuth. So hofften sie eine Durchschnittsexistenz zu finden, welche die Fourieristen die „allgemeine Mittelmäßigkeit" nennen. Der Haß des Communismus gegen den Republikanismus kommt dem Haß des letztern gegen die Monarchie gleich. Der Communismus versöhnt sich lieber mit einer absoluten Monarchie, die die äußere Form seiner breiten Existenzbasis sicherte, als mit einer Republik, wo nur das Talent allein sich auszeichnen könnte. Die in Paris erscheinenden Handwerksjournale: l'Atelier, le Populaire, la Fraternité, stehen zum National in einem schroffern Gegensatze, als dieser zum Journal

des Débats. Auch im Communismus selbst herrschen verschiedene Schattirungen. Die Einen wollen mit Gewalt, die Andern friedlich verfahren, so daß die vom Communismus bedrohte Gesellschaft vorläufig wenigstens den Vortheil hat, daß die neue Lehre über ihre praktische Einführung noch in ihrem eignen Schooße unschlüssig ist.

Die ersten Grundzüge des Communismus entwickelten sich in einer der fieberhaften Phasen der französischen Revolution. Damals, als man zu der neuen Erde einen neuen Himmel, zu dem neuen Menschen einen neuen Gott erfand, in jener wilden, siedenden Epoche von 1793—94 wurde dem Convent auch die allgemeine Gütergemeinschaft als das einzige Heilungsmittel der verdorbenen Gesellschaft anempfohlen. Die siegenden Ansichten ließen die Vertreter der unterliegenden guillotiniren. Baboeuf, ein Fälscher, ein entsprungener Gefangener, voll Geist aber und Unternehmungsmuth, schrieb damals im communistischen Sinne Pamphlete und Zeitschriften. Er wurde hingerichtet. Die theils flüchtigen, theils verbannten Anhänger seiner Lehre, besonders ein Italiener Buonarotti, wirkten ferner für die Verbreitung der communistischen Ideen. Der unreine Ursprung des Communismus verlor sich erst in dem Schmelzfeuer der englischen Philanthropie. Robert Owen gab der Lehre von der Gemeinschaftlichkeit der Güter eine dauernde Grundlage, führte sie auf die Grundsätze des Christenthums zurück und gab ihnen bei den Handwerkern und Fabrikarbeitern seines Landes eine praktische Anwendung. In Frankreich ist man erst durch den Umweg der St. Simonisten und Fourier's zum reinen Communismus gekommen. Jetzt greift die Lehre bei allen arbeitenden Klassen so gewaltsam um sich, daß sie die Aufmerk-

samkeit sogar der Denker erregt hat. Die Katechismen und symbolischen Bücher dieser Lehrer werden nicht mehr von dem beschränkten, unausgebildeten Talente der Handwerker verfaßt, sondern geübte Federn leihen ihr den Schimmer wissenschaftlicher Begründung und die einschmeichelnden Farben rhetorischer Ueberredung. Mit Widerwillen wirft man den communistischen Katechismus eines Richard Lahautière aus der Hand, mit Spannung schlägt man die Voyage en Icarie des ehemaligen Deputirten Cabet auf.

In Form eines Romans theilt der Verfasser dieses Buches alle Principien des Communismus mit. Ikarien ist ein fabelhaftes Land, wie die Atlantis des Thomas Morus. Der englische Lord Carisdall ist sehr unglücklich über die Welt im Allgemeinen und England insbesondere, er hört von einem Musterstaat in einem neu entdeckten Meere und schifft sich nach Ikarien ein, in ein Land ohne Douanen, ohne Gensd'armen, ohne Gefängnisse. Lord Carisdall lernt hier eine lebendige Verwirklichung des Communismus kennen. Wir folgen ihm auf seinen Wanderungen, durch die Felder und Triften Ikariens, die Kaufläden, die Schulen, die Gerichtshäuser, die Waarenlager, die Boudoirs der Frauen, die Journalistik, die Bälle, die Hochzeitsfestlichkeiten, die Gottesverehrungen u. s. w. In einer, wie man sich denken kann, etwas langweiligen und sehr breiten Auseinandersetzung aller möglichen Lebensbeziehungen des Musterstaats lernen wir sämmtliche reine und angewandte Principien der Lehre von der Gemeinschaftlichkeit kennen. Diese lauten: Die Rechte des Menschen wären natürliche und gesellschaftliche, das natürlichste aber wäre das, naturgemäß zu existiren und alle seine physischen und geistigen Kräfte auszubilden. Jeder darf

Das thun, was ihm selbst nützt, ohne daß es dem Andern schadet. Jeder darf heirathen, Jeder hat Anrecht auf die Familie, Jeder hat das Recht, so gelehrt wie Baco, so weise wie Sokrates zu werden. Keiner ist in diesen Rechten bevorzugt, denn der Stoff, aus dem der Mensch geschaffen ist, ist bei jedem derselbe. Die Natur hat den Begriff des Eigenthums nicht erfunden, sie wächst, sie blüht Allen; ihre Früchte locken Jeden und wollen Jeden erquicken. Die Natur lehrt nichts als die Gemeinschaftlichkeit. Die Gleichheit ist eine relative, wer zu seiner Existenz mehr bedarf als der Andere, muß es haben. Lord Carisdall sagt uns nicht, daß, wenn Einer zwei Portionen braucht, ein Anderer sich doch schon mit einer halben begnügen müsse! Freilich geht der Communismus von der Idee aus, daß die Erde mehr gibt, als wir brauchen; er beginnt eigentlich erst mit der Regelung und gleichen Eintheilung Dessen, was auf der Erde überflüssig ist. Es gibt für Niemanden in der Gesellschaft etwas Ueberflüssiges, sagt er, sobald einem Andern das Nothwendige fehlt. Den natürlichen Rechten des Menschen entsprechen die natürlichen Pflichten. Gesellschaft nennt man eine Vereinigung von Menschen, die sich die wechselseitige Bewahrung ihrer Rechte zu ihrer wechselseitigen Pflicht gemacht hat. Eine solche Gesellschaft muß eine freie sein. Die Nationalität ist nicht die Grundlage einer solchen Gesellschaft, eben so wenig der gegenwärtige Staat. Bei uns leben die Einen in Ueberfluß, ohne zu arbeiten, und die Andern, die nur arbeiten, haben nicht einmal das Nothwendige. Bei uns ist nicht nur der Reichthum erblich, sondern auch die Armuth ist es. Die Kinder der Armen werden um ihre Menschenrechte betrogen; sie kommen aus dem Schooß der

Natur, ohne die Natur genießen zu können. Glücklicher aber sind auch die Reichen nicht; sie fürchten ewig für ihre Besitzthümer, sie sind den Lastern des üppigen Lebens und den Folgen des Lasters unterworfen. Das einzige Mittel gegen dieses Uebel ist die Einführung des Princips der Gemeinschaftlichkeit. Es muß dahin gearbeitet werden, zwei Dinge abzuschaffen: das Eigenthum und jenes Symbol, das das Eigenthum bezeichnet: das Geld. Die Gesellschaft verwandelt sich in eine Familie, die Einzelgüter werden Gesammtbesitz, Grund und Boden gehört dem Ganzen. Der Gewerbfleiß schafft und Alle genießen, was er schafft. Je nach den Stunden der Arbeit wird Jeder belohnt. Talent und Genie würde einen Vorzug genießen, wenn in einer Gesellschaft, wo Jeder die gleiche Erziehung bekommt, von Talent und Genie die Rede sein könnte. Arbeit und das öffentliche Amt, das Einer und der Andre bekleidet, ist gleichsam eine Steuer, die man für das Ganze zahlt. Wo Menschenhände nicht ausreichen, helfen die Maschinen; die Maschinen sind die Sklaven des communistischen Staats. Sie dürfen nur insoweit vermehrt werden, als Menschenhände fehlen. Hat die Gesellschaft das Nöthige für Nahrung, Bekleidung, Wohnung und Hausrath und es bleibt ein Ueberschuß für das Vergnügen und den Luxus, so soll er dafür angewandt werden. Handel ist hinfort nur richtige Ablieferung des Producirten; keine Familie darf Dienstboten haben. Was sie an Dienstleistungen bedarf, bekommt sie vom Ganzen, so daß Das, was wir jetzt Lakaien nennen, in Zukunft Staatsbeamte sein würden. Jeder darf sich verheirathen, denn Jeder kann leben. Jeder erhält das Brot für seine Kinder, jedes Kind bekommt die Ausbildung, die es geschickt macht, wenn es möglich

wäre, an der Spitze des Ganzen zu stehen. Die Staatsform selbst hat kein anderes Princip, als durch die Ordnung diese Existenz möglich zu machen. Das Volk ist souverain, das Gesetz ordnet und regelt Alles. Die Strafen sind milde, weil sie unnütz sein werden. Lord Carisdall weicht hier von Solon ab, der die strengsten Strafen grade für die Verbrechen festsetzte, von denen er hoffte, daß sie nie begangen werden würden. Die Einführung dieses Systems, lehrt der Communismus, sei schwer, aber nicht unmöglich; man kann die Gemeinschaftlichkeit nicht plötzlich, sondern nur nach und nach einführen. Der allmälige Weg werde machen, daß man das Eigenthum so viel wie möglich friedlich in sich selbst untergräbt. Man fange mit der Erziehung und dem Principe an, in mindestens hundert Jahren kann man, wenn man ernstlich will, ein Volk allmälig in diese neue Gesellschaftsform umschmelzen. Diese Umschmelzung darf nie mit den Waffen in der Hand erfolgen, denn ein Bürgerkrieg mit allen seinen unberechenbaren Chancen, mit Allem, was er an neuen Tyranneien anfachen kann, würde nur noch weiter von dem Ziele abführen, als die gegenwärtige, in sich selbst verwesende und dadurch vielleicht von selbst dem Bessern sich nähernde Gesellschaft. Nie hat eine Revolution noch erreicht, was sie wollte, immer brachte sie etwas Anderes hervor, als wofür sie unternommen wurde. Einzelne Talente können steigen, das Volk in Masse wird immer noch mehr darnieder liegen. Ja, selbst für den Fall, daß nur noch die Einstimmung der Reichen fehlte; soll man sie zwingen? Nein! Man lasse sie, man hindere sie nur, die Andern zu unterdrücken. Man dulde sie, bis sie von selbst kommen. Zieht der Kleinhandel auch vor, dem wahrscheinlichen Beispiele der Roth-

schilde zu folgen, so sei man mit diesen Schwachsinnigen am meisten nachsichtig. Es bleibt nichts übrig, als es mit der Gemeinschaftlichkeit zu machen, wie Christus mit dem Evangelium, sie zu lehren, sie zu predigen, sie an sich selbst in ihren nächsten Kreisen zu üben und das Uebrige Gott zu überlassen. So der Communismus.

So friedlich, wie Lord Carisdall, denken aber nicht alle Ikarioten. Ikarus war jener Sohn des Dädalus, der sich mit Flügeln von Wachs zur Sonne aufschwang und wahrscheinlich an der Stelle, wo er mit seinen geschmolzenen Schwingen zur Erde fiel, jenen von Cabet mit manchen romantischen Schattengängen und geheimnißvollen Lauben, in welchen die Julien und St. Preux nach wie vor kosen dürfen, geschilderten Staat gründete. Hundert Jahre ist für unser egoistisches Zeitalter eine Ewigkeit. Die einst so verbreitete Sitte, Bäume in dem schönen Glauben zu pflanzen, daß sie nach tausend Jahren den Ermüdeten ferner Jahrhunderte Schatten gewähren möchten, findet sich nicht mehr. Die communistische Polemik selbst ist dringlicher, als Lord Carisdall. Lord Carisdall hat deshalb auch einen Uebergangscommunismus erfunden, der den Reichen ihr Eigenthum abkauft, ihnen die Zinsen in lebenslängliche Renten verwandelt und auf eine beträchtliche Reihe von Jahren mit dem Fourierismus Hand in Hand geht. Später werden sie sich trennen, der Communismus will keine Caserne, Phalange genannt, sondern jene allgemeine Ausgleichung, wo der Bauer aus seiner irdenen Schüssel Fasanen und der Reiche aus seiner goldenen Schüssel gesunde Erdäpfel ißt.

Ueber ein so bescheidenes System die ätzende Analyse des Verstandes zu gießen, wäre lieblos. Wollen die Communi-

sten nur lehren, so ist es nicht einmal nöthig, daß es von Gelehrten geschieht. Wollen die Zungen, die die Lehre von der Gemeinschaftlichkeit predigen, nur feurige sein, sie dürfen dann auch aus dem Munde der Handwerker kommen. Ob der Communismus des Lord Carisdall Glacéhandschuhe und der des Schneiders Weitling nur gemslederne oder vielleicht gar keine trägt, ist Nebensache. Nur kommt es darauf an, wie man gegen die heutige Gesellschaft streitet, zu wem man redet, welchen Einfluß der Prophet in seiner nächsten Umgebung hat. Weitling haßt die Monarchie und die Republik, den Johannisberg und Hambach, ja, die Politik Preußens ist ihm lieber, als die des Dr. Wirth. Er ruft in seiner oft originellen Art den Handwerkern zu: „Laßt die liberale Partei in Deutschland nach Herrmannstadt ziehen, wir gehen nach Gleichenstein.“ Aber auch nicht das materielle Elend seiner Mitbrüder allein ist es, was ihn zum Communisten macht, sondern ein gewisser Trieb nach einem aristokratischen Etwas, nach einem Nivellement der Bildung, ein Haß gegen den Vorzug der Wissenschaft, den er dadurch zu befriedigen sucht, daß er sich gegen die Bildung und die Wissenschaft selbst erhebt. Ich weiß wohl, wie sehr Hegel und Schelling herabzusteigen haben, um der Welt auch nur einigermaßen nützlich zu sein, aber darum ist es noch nicht nöthig, daß sie sich der Fassungskraft eines gebildeten Handwerkers anbequemen. Hat sich Weitling von seiner Nadel emancipirt, seine Feder kann nicht jeden Schmied von seinem Hammer, jeden Schlosser von seiner Feile, jeden Maurer von seiner Kelle emancipiren. Und doch wiegelt er durch die gewagtesten Forderungen die ruhig schlummernden Gefühle dieser Leute auf, setzt ihnen mit Lesen, Schreiben, etwas Pfen-

nigmagazin und Mathematik so viel Stolz in den Kopf, daß sie ihre Existenz am Nähtisch für unästhetisch, ihre Stellung hinterm Blasebalg für gesellschaftlichen Fluch, ihre Aufgabe, andern Leuten Schuhe auf die Füße machen zu müssen, für die misgünstigste Tyrannei des Himmels zu halten. Alles will jetzt seinen Beruf verfehlt haben! Es ist dies eine Krankheit unserer Zeit. Die, die an dieser Krankheit noch nicht leiden, mit ihr anstecken, ist im Grunde ein unverantwortliches Verbrechen.

Ich erlebte kürzlich folgenden Fall: Ein Schneider, der hier in einer der Sectionen des associirten Communismus eine große Rolle spielt, versprach mir für einen bestimmten Tag ein Paar Beinkleider zu liefern. Ein Freund hatte ihn mir empfohlen und führte ihn mir zu. Er nimmt Maß. Ich bewundre die Genauigkeit eines pariser Schneiders und freue mich auf die Erfolge, die meine Beinkleider in Deutschland haben werden. Er notirt sich jede Distanz, jede Kürze und jede Länge, verspricht die pünktlichste Ablieferung und geht. Kaum bin ich mit dem Freund eine Minute allein und beginne, mit ihm am Fenster stehend, lachend ein Gespräch, so kommt der Schneider zurück und nimmt sein Notizbuch vom Tisch, das er vergessen hatte. Ich schwelge drei Tage in der Aussicht auf meine schönen pariser Beinkleider. Am dritten wollt' ich sie verpacken, sie kommen nicht. Statt ihrer ein Brief von dem Schneider: „Mein Herr, als ich neulich zurückkam, um mein vergessenes Notizenbuch zu holen, fand ich, daß Sie mit ihrem Freunde lachten. Sie lachten über mich, über meine Notizen, über einen Handwerker, der nicht lesen und schreiben kann. Für zwei demokratische Schriftsteller hätt' ich es nicht möglich gehalten, über Leute

zu lachen, die nicht lesen und schreiben können. Entschuldigen Sie daher, wenn ich Ihnen erkläre, für Leute, die über Leute, die nicht lesen und schreiben können, lachen, nicht arbeiten zu können.“ Unterzeichnet war der von anderer Hand geschriebene Brief von dem Schneider selbst, mit einigen Hieroglyphen, die seinen Namen bedeuten sollten.

Welch ein Mißtrauen, welcher Dünkel, welcher falsche Ehrgeiz! Wir, mein Freund und ich, hatten so wenig über das Buch des Schneiders gelacht, daß wir erst im Augenblick, als er es holte, sahen, daß er es vergessen hatte. Hätten wir es gesehen, so würden wir die Notizen, mit denen er Länge und Kürze meiner Schenkel maß, für technische Merkzeichen der edlen Schneiderkunst gehalten haben, aber wir hatten es nicht gesehen, hatten über Deutschland, Frankreich, über Alles in der Welt gelacht, und nicht über den Schneider, der nicht schreiben konnte. Dies Mißtrauen, dies schnelle Urtheil ohne Prüfung! Wenn der Arme stolz ist auf seine Armuth, sollte der Ignorant nicht stolz sein auf seine Ignoranz. Dieser Schneider sprach mit einem solchen Hochmuth über seine Unwissenheit, wie ihn der Gebildete nicht über seine Bildung hat. Ist es denn so schwer, einen vernachlässigten Schulunterricht in spätern Jahren nachzuholen? Der Besuch einer Sonntagsschule würde Herrn Blondin, so hieß mein Schneider, mehr genützt haben, als der Besuch communistischer Sectionen. Unwissenheit machte sonst blöde und verlegen, jetzt macht sie stolz. Herr Blondin hätte seine Eltern anklagen sollen, er klagte die ganze menschliche Gesellschaft an. Um alle Welt lesen und schreiben zu lehren, reicht die bisherige Gesellschaft völlig aus. Man nehme nun dies schnelle ungerechte Urtheilen, die innere Wuth und

Verbissenheit über eine halb und halb selbst verschuldete Demüthigung, man nehme diesen Zorn und Neid auf die Bildung, auf die Leute, die lesen und schreiben können, und man wird sich eingestehen müssen, daß der Stoff, den der Communismus ausbilden will, nicht so rein, nicht so edel, nicht so unglücklich ist, als wofür ihn die Vertheidiger desselben ausgeben.

Abgesehen von einer Betrachtung des Communismus aus dem Standpunkte der Wissenschaft oder der Stockbörse, so liegt ihm in Rücksicht auf die Handwerker allerdings viel Gutes zum Grunde. Vortrefflich sind jene Handwerkervereine, welche, die endlose Verzettelung in kleine hülfsbedürftige Wirthschaften aufgebend, zur Befriedigung ihrer Lebensbedürfnisse sich um den Herd einer gemeinschaftlichen Oekonomie versammeln. Namentlich können die in der Fremde lebenden deutschen Arbeiter keinen glücklichern Gedanken verfolgen als den, sich durch ein gemeinschaftliches Kost- und Erholungshaus die Bestreitung ihrer Lebensbedürfnisse zu erleichtern. Weitling's Grundzüge des in Genf errichteten deutschen Handwerkervereins sind in jeder Art tüchtig. Hier redet der Handwerker mit dem Handwerker; die Bedürfnisse sind erkannt und ein praktischer Instinkt leitet, den Mängeln abzuhelfen. Soll sich zu diesem geselligen Verein noch ein Bildungszweck fügen, so wird die Aufgabe schon deßhalb schwieriger, weil ein Grobschmied auf einer andern Stufe steht, als ein Goldarbeiter, der Schuhmacher auf einer andern, als der Bronzearbeiter. Indessen wird es an gemeinschaftlichen Bildungsmitteln nicht fehlen. Auch das Vaterland, auch die Politik mag diese durch das Leben oft recht klar und mündig gewordenen Männer beschäftigen, aber ver-

messen ist es, ihnen diese Freuden und Vortheile der Geselligkeit nur zu geben, um ihre Sehnsucht nach einer verschönerten Lebensexistenz immer noch höher zu spannen. Herr Blondin beweist, daß die Unwissenheit bleibt und der Hochmuth noch hinzukommt.

Das Gute an dieser Bewegung des Handwerksstandes ist ferner die wirklich sich verbreitende Kenntniß der großen Leiden und Ungerechtigkeiten, die diese wichtige Klasse der Gesellschaft drücken. Es sind herzzerreißende, aber wahre Schilderungen, die Weitling von dem Zustand der arbeitenden Klassen entwirft. Ihr Lohn ist gering, die Mühe groß, die unsinnige Vermehrung der Fabriken und Maschinen, die schrankenlose Gewerbefreiheit, die ungeregelte Einfuhr fremder Waaren, in allen diesen Punkten hört der Staat wohl das Interesse einzelner großer Handelskammern, einzelner Seehäfen, einzelner Körperschaften, nie aber das Interesse der von unten auf daran Betheiligten. Man entschädigt die Posten für die Eisenbahnen, man expropriirt für baares Geld, man läßt keinen Beamten ein öffentliches Unglück entgelten, aber der arme Handwerker wird in den Ansätzen des Finanztarifes wie ein Wurm zertreten. Die Staatsraison, hier zum ersten Male sich auf die Natur berufend, sagt: Es findet schon eine Ausgleichung statt! Ja, sie findet statt, auf dem Siechbette, auf dem Stroh der Armuth, auf der Todtenbahre. Nicht Jeder kann Meister werden. Wo findet der Gesell Arbeit? Er will wandern. Bis in sein dreißigstes Jahr gibt man ihm nur ein Wanderbuch. Er wandert, er hat eine glückliche Beschäftigung gefunden, da jagt ihn die Militairpflicht nach Hause, zurück nach einem Staate, der nichts für ihn thut, der ihn durch die Grobheit der Gens-

d'armen, die Rohheit der Polizeibeamten nur im innersten Gefühl seiner Menschenwürde kränkt. Christus lehrte uns dulden und die Schmerzen dieser Welt verwinden. Wie viele arme Handwerksburschen sah ich schon Thränen vergießen! Sie wollen durch ein Land reisen, durch das sie zehn Gulden als Reisegeld vor der Polizei aufweisen mußten. Sie hatten sie nicht! Sie wurden mit Gewalt zurückgeschickt, von wo sie gekommen waren. Ich sage, Christus lehrte sich finden in die Welt. Aber er und seine Apostel lehrten es seinen Anhängern als Klugheitsregel für die heidnische Welt, für eine Welt, in der die Christen nur eine kaum geduldete, oft nur heimliche Sekte bildeten. Jetzt ist die Welt christlich und unsre Institutionen sind heidnisch geblieben, wie unsre Gesetzgebung. Der arme Handwerker in der Fremde wird krank. Ungern nimmt man ihn in die Spitäler auf, man nimmt ihn auf, die jungen Aerzte machen an ihm ihre Experimente. Ein berühmter königsberger Professor, ich will ihn nicht nennen, ging durch das Krankenhaus einer berühmten großen Handelsstadt, ich will sie nicht nennen; man zeigte ihm die Säle, die aufgeschichteten Kranken; er sahe, wie die Armen in Bausch und Bogen befragt und besichtigt wurden, er konnte, erschrocken über diese der Menschenfreundlichkeit gewidmete grausame Anstalt, nicht umhin, mit Bitterkeit den Vorstand zu fragen: „Sagen Sie mir, Herr Obermedicinalrath, findet sich hier denn nicht auch der Fall, daß dann und wann einmal ein Kranker behandelt wird?" Diese und ähnliche Thatsachen aufzudecken, muß man Weitling im Interesse der Menschheit aufmuntern.

Schon vor einigen Jahren *) hab' ich ausgesprochen, daß

*) Siehe Band IX. S. 204 flg.

der moderne Staat, um diesen Uebelständen zu begegnen, um die Gründe des Mißbehagens der Gesellschaft aufzuheben und die Phantastereien der neuern Socialistik durch Thatsachen zu widerlegen, neben seinen Ministerien des Krieges, der Finanzen, des Handels und der Gewerbe auch ein Ministerium der Nationalwohlfahrt begründen müsse. Man exploitirt die Gesellschaft, aber man bebaut sie nicht. Die Finanzen sollen die Früchte einer Vegetation sein, für deren Bewässerung, für deren Dünger, für deren Cultur man nicht sorgt. Der Staat, wie er jetzt ist, beutet nur die Gesellschaft aus und sorgt nicht für den Ersatz der Ausbeute. Der Nachwuchs, die neuen Pflanzungen, die Heilung zufälliger unverschuldeter Wunden, die Ausgleichung zwischen Müssen und Können, der Staat als eine Garantie des Glückes und der Zufriedenheit der Menschen ist sich selbst überlassen. Eine Hauptaufgabe dieses Ministeriums der öffentlichen Wohlfahrt müßte die sein, das Verhältniß des Arbeiters zum Unternehmer, des Unternehmers zum Capitalisten zu regeln. Der Produzent ist zu arm, um dem Unternehmer Widerstand leisten zu können. Er muß sich, um nur Geld zu haben, auf Gnade und Ungnade, zum niedrigsten, kaum sein Elend fristenden Preise Dem, der ihm Geld bietet, ergeben. Der Capitalist gewinnt dadurch, daß er schon hat. Der Produzent verliert immer noch mehr dadurch, daß er nichts hat. Es müssen Hülfsmittel gefunden werden, den Arbeiter vom Kaufmann zu befreien, ihm den vollen Ertrag des Fleißes seiner Hände zu sichern, ihn gegen den Wucher der Vorschüsse und des Schleuderpreises zu bewahren. Auch brach liegendes, todtes Capital darf nicht existiren. Geld ist keine Waare, Adam Smith hat es bewiesen. Geld ist der Aus-

druck einer Waare, Anschlag eines Werthes. Eine Waare, die sich nicht bewährt, ein Werth, der sich nicht verwerthet, gehört nicht in die gesittete Gesellschaft. Der Geizige ist ein Räuber am Ganzen. Sein Geld, seine Millionen sollen nicht im communistischen Sinne an die Darbenden vertheilt werden, aber seine Millionen sollen arbeiten, sollen arbeiten für das Ganze. Unsinniger Luxus soll verboten, großes Vermögen sehr groß versteuert sein. Auch Verschwendung ist kein Mittel, todtes Capital lebendig zu machen. Die französischen Finanzmänner des vorigen Jahrhunderts glaubten, daß Geld, wenn es auch zum Fenster hinausgeworfen würde, die Wohlfahrt des Volkes höbe, weil es eben doch unter's Volk käme. Auch von diesem Wahn hat uns A. Smith befreit. Armuth und Reichthum sollen nicht mit Aufopferung aller individuellen Rechte, mit Aufopferung des Principes der Familie gegeneinander ausgeglichen, wohl aber soll der Reichthum so geregelt werden, daß sein Ertrag allmälig die Armuth aufhebt. Sparkassen und Creditvereine reichen zu diesen durchgreifenden Maßregeln nicht hin. Es muß in den Staat ein belebendes, schaffendes, ergänzendes Element kommen. Er muß sich aus dem Aktenstaub des Administrationsgeistes in die Sonnenhöhe organischer Gedanken heben. Sieht man dies ewige Wiederkäuen des alten Stoffes, dieses ewige kleinmeisterliche Handthieren der verjährten Praxis, dieses Beschneiden, Unterdrücken, diese kleinlichen Paliativschöpfungen, die sie Regieren nennen, so erfüllt sich das Menschenherz mit einer Bitterkeit, die uns jeden Zusammenhang mit einer so schlechten Zeit und so verdorbenen Gesellschaft widerwärtig macht. Guizot sagte einmal: „Es liegt im Geiste unsrer Zeit die ewige Klage über das Loos des Volkes; aber die Klage

ist gerecht: nur mit dem tiefsten Mitleiden kann man das unglückliche Loos so vieler Menschen sehen. Es ist schmerzlich, sehr schmerzlich, es zu sehen, sehr schmerzlich, darüber nachzudenken. Und doch muß man darüber nachdenken, viel, viel darüber nachdenken. Furchtbar ist das Unrecht und furchtbar die Gefahr, wenn man es vergessen sollte." Wo ist das Volk, wo ist der Fürst, der zuerst das oben geschilderte Portefeuille eines Ministeriums der öffentlichen Wohlfahrt in die Hand eines Weisen legt?

Die Politik des Tages, statt sich wie z. B. in Deutschland in oft leeren Phrasen über die Nationalgröße und Nationalunabhängigkeit zu ergehen, sollte allerdings sich mehr dieser Grundlage des menschlichen Bedürfnisses nähern. Auf der andern Seite ist es am Communismus gefahrvoll, daß er die politische Debatte ignorirt und in seinen Kreisen eine Gleichgültigkeit an Dingen verbreitet, die nicht nur in die theuersten Interessen unsrer Bildung verwachsen, sondern auch das einzige Hülfsmittel sind, um Das, was am Communismus gut und wahr ist, zu verwirklichen. In dem Verein deutscher Handwerker zu Genf soll auch, den neuesten Briefen zufolge, das communistische Element dem liberal-politischen erlegen sein.

Unter den Mitarbeitern Weitling's glaubte ich einen Maurer, Namens German, zu finden. Das Komma in der Unterschrift „F. German, Mäurer" ist aber vom Uebel. Dr. Mäurer, früher Oberlehrer in Berlin, hat den communistischen Ideen ein artiges poetisches Talent gewidmet. Das Schurzfell statt des Doctorhutes verdankt er dem Setzer, der zwischen seinem Vornamen German und seinem Eigennamen Mäurer ein Komma einschob.

Ueber die in Paris lebenden Deutschen ist viel geschrieben worden. Es sind Flüchtlinge, Handwerker, Gelehrte, Banquiers. Man rechnet ihre Zahl auf 80,000. Die Elsässer mögen auch dazu gehören. Ein Zusammenhang wie zwischen den Engländern und theilweise den Spaniern und Italienern findet nicht statt. Kein Seymour, keine Belziogoso, kein Aguado steht an der Spitze der Deutschen oder wüßte die deutsche Würde zu repräsentiren. Die reichen Banquiers sehen Fremde. Ich war in einem Salon, dessen Besitzer sein Glück einer deutschen Heirath verdankt. Die Deutschen wurden vom Wirth und der deutschen Hausfrau vernachlässigt. Der deutsche Künstler und Gelehrte darf, um in die höhere pariser Gesellschaft eingeführt zu werden, auf keinen Schickler, keinen Rothschild rechnen. Diese reichen Banquiers sind alle stammverwandt mit jenen deutschen Kellnern, die in der Schweiz und dem Elsaß, auch wenn sie Deutsche bedienen, sich stellen, als verstünden sie nur französisch.

Die Musik macht eine Ausnahme. Die Musik ist die Sprache der Welt, die Sprache der Gesellschaft geworden, sie hat aus der Liebe die Poesie, aus dem Gesellschaftsleben die französische Sprache verdrängt. Die Musik verständigt die Herzen, ersetzt den Verstand, sie plaudert, sie unterhält, sie wird von Allen verstanden. Der Deutsche führt sich in die pariser Gesellschaft durch seine Musik ein. Man kann ein großes Genie in den Wissenschaften sein und wird in die berühmten Soiréen der Gräfin Merlin nicht zugelassen. Erbietet man sich aber, in den Chören, die sie aufführen läßt, den Baß oder Tenor zu verstärken, so ist man willkommen, ohne Namen, ohne Ruf, selbst ohne gefirnißte Stiefel.

Als Musiker sich in Paris geltend zu machen, ist nicht

so schwer, wie man glaubt. Nur muß man es nicht zu eilig damit haben. Man wird in Paris schnell vergessen, aber ziemlich leicht bekannt. Für jedes Ziel sind die Wege zu bestimmt vorgezeichnet. Conzert, Oper, komische Oper, heroische Oper, Symphonie, Alles hat seine sichern Gleise. Das Journal des courses et des haras, das Journal für Eisenbahnen entscheidet nicht über Oper und Melodrama, wie in Deutschland, wo die Farben über die Töne, die Töne über die Bausteine urtheilen. Der junge Musiker kommt an, abonnirt sich auf Schlesinger's musikalische Zeitung, miethet einen Herz'schen Flügel und sucht Eintritt in Kalkbrenner's Salon, der zu den glänzendsten von Paris gehört. Man spielt, wo man eine Einladung bekommt. Man spielt, auf welchem Flügel man verlangt. Man spielt auf dem schlechtesten Spinett, ohne zu murren. Gewisse deutsche Michel, die sich in kleinen Städten bei uns schon Lißzt und Thalberg schelten lassen, kommen nach Paris und glauben sich im Preise zu steigern, wenn sie die Launen großer Künstler affektiren. Sie wollen als Menschen, nicht als Musiker eingeladen sein, spielen nicht zum Dessert, erklären die Instrumente für verstimmt, ja einen jungen Laffen sah' ich, der mit süßlicher Suffisance erklärte, er spiele nur auf einem Erard. Diese Leute wissen nicht, daß man über solche Dinge in Frankreich ausgelacht wird. Man wird ausgelacht, wenn man es auch nicht sieht. Paris kennt den kindischen Enthusiasmus für die Künstler nicht. Es bewundert, was schön ist, aber es entwürdigt sich nicht in der Bewunderung.

Hat man sich ein Jahr mit Anstand, Bescheidenheit und Talent in der pariser höhern Gesellschaft bewegt, so kann man wagen, ein Concert zu geben. Es wird keine Renten

abwerfen, aber es deckt gewiß die Kosten. Man gibt Concerte, um den Preis seiner Stunden zu erhöhen, wenn man Unterricht ertheilt. Ein Concertgeber, der besprochen wird, kann mehr fordern, als ein Salonvirtuose. Man vervollkommnet sich. Paris ist so groß, daß es das Talent von heute vergißt und dasselbe Talent, wenn es in drei Jahren wieder auftritt, für ein anderes hält. Man kann in Paris nicht etwa wie in Deutschland ein großer Künstler sein und nur deshalb nicht anerkannt werden, weil man ein einheimisches Talent ist. Paris ist die Welt. In Paris ist man immer auf Reisen. Einheimisch ist in Paris nichts. Was ihm gehört, gehört der Welt. So ist Lißzt, so ist Ole Bull, so ist Ernst, so sind die bedeutendsten neuern Virtuosen in Paris allmälig berühmt geworden.

Hat man in Paris Ruhm gewonnen, kann man zuletzt auch Geld gewinnen. Thalberg gab im Saale Ventadour zwei Concerte, die ihm 40,000 Franken eintrugen. Spielt er drei neue Compositionen, so gibt ihm der Verleger noch eben so viel, wenn er sie ihm zur Herausgabe läßt. Auch der Operncomponist gewinnt, wenn er sich Zeit nimmt, allmälig Bahn. Meyerbeer ist in Paris so berühmt geworden, daß er sich von einer Art Schrecken darüber noch jetzt nicht erholen kann. Halévy beherrscht die große Oper. Rosenhain wird nächstens ein Textbuch bekommen und seinen Weg gehen, wie die Uebrigen. Den Text gibt die Direction der Oper selbst. Wer eine Probe bestanden hat, in der er einige musikalische Scenen erfinden muß, hat Ansprüche, ein Textbuch zu erhalten. Wie schön das Alles geregelt ist!

Von deutschen Theoretikern nenn' ich A. Gathy, einen gediegenen Kenner und geschmackvollen Darsteller musikali-

scher Zustände, besonders aber den Biographen Beethoven's A. Schindler, der vor den Franzosen für einen Adepten aller Beethoven'schen Tempo- und Figurengeheimnisse gilt. *)

Der großen Oper gegenüber, nicht weit vom Boulevard des Italiens, liegt hinter einem kleinen vergitterten Vorgarten das Café Lepelletier, eines der wenigen Cafés, die schon zu ebner Erde „Divan" sind. Für ein Estaminet ist es zu elegant. Im grünen Vorhofe steht eine Bronzestatue der Flora, umplätschert von einigen kleinen Springbrunnen. Hier begegnen sich deutsche und französische Schriftsteller. Das eine Sopha gehört den Deutschen, das andere den Franzosen. Man erstickt fast in den Tabackswolken, die hier beide Literaturen umhüllen. Im Dominospiel tändelt man das innere Mißbehagen des ungestillten Ehrgeizes weg, man scherzt über seine Schmerzen, vergißt sie über die unbefriedigten Wünsche der Andern. Man hat gearbeitet, man hat dinirt, der Tag der Mühen ist vorüber. Man spricht nicht über Staat, nicht über Literatur mehr, man bröckelt die Asche von der glimmenden Cigarre, schlürft den schwarzen Moccatrank, lehnt sich an die schwellenden sammtnen Rückenkissen und flanirt, sitzend, flanirt mit seinen Gedanken. Die Maschine der Production ist abgelaufen — Production ist in Paris ein Mechanismus — man zieht sie nicht einmal für morgen auf; man lacht, man genießt, die Gedanken fahren, behaglich rückgelehnt, sechsspännig im Schritt durch ein buntes Eldorado erträumter Glückseligkeiten! Selten, daß man sich noch über eine Dummheit der auf dem Tisch liegenden deutschen Zeitungen erhitzt. Man ist so gewöhnt daran, man hat so viel aufgegeben, so

*) Wohnt jetzt wieder in Aachen.

viele Hoffnungen verloren, so vielen Täuschungen entsagt, daß man sich nur noch über wenig erzürnt und über nichts mehr verwundert.

Ich spreche von den deutschen Flüchtlingen. Man hat die Professoren von 1819 wiederhergestellt. Man wird auch vom schwarzen Bret die Studenten von 1831 wieder ausstreichen. Die Zeiten integriren sich. Die Epochen bedürfen einander, die Zukunft nimmt ihre Kraft von der Vergangenheit. Venedey z. B. wäre schon jetzt reif für einen bairischen Ehrenbecher, oder wofür erhielt Niclas Becker in Köln die Auszeichnung eines Königs? Venedey hängt mit rührender Sehnsucht an seinem Vaterlande, er hegt eine Liebe zu Deutschland, wie zu seiner Braut; er liebt die deutsche Sprache, die deutsche Geschichte, wie man ein blondes Mädchen liebt, an der wir selbst ihre Sommersprossen schön finden. Venedey lebt nur äußerlich in Paris. Seine eigentliche Wohnung ist in dem Lande, das er nicht betreten darf. Er lustwandelt in den Ruinen des heidelberger Schlosses, er erklimmt den Brocken, er ruht, in Hemdärmeln wie ein jenenser Student, im Schatten einer Wartburgeiche. Ich habe Venedey nie gefragt, warum er Deutschland verlassen mußte, aber ich begreife nicht, warum er nicht längst zurückkehren durfte. So tapfer haben Wenige für das linke Rheinufer gestritten, als Venedey, so großmüthig und uneigennützig haben Wenige, im Interesse Deutschlands, den ehrenvollsten Verbindungen mit der französischen Presse entsagt. Venedey gehört zu Denen, welche in Deutschland die nationale Frage über die liberale stellen. Er will Deutschland erst einig machen und ihm dann die Unterpfänder der Freiheit geben. Er hat ein Buch gegen Preußen geschrieben, aber nur, weil ihm das Preußen des

vorigen Königs kein deutsches schien. Venedey, in seinen Bestrebungen verkannt, von der Diplomatie verfolgt, verbarg sich in der Normandie. Er bereiste die Normandie, um in ihr Deutschland zu entdecken. Er leitet aus der französischen Sprache die deutschen Wurzeln, aus den Sprichwörtern Frankreichs und Deutschlands die Unterschiede in den Sitten beider Nationen her, er hat sein ganzes, mühevolles, an Entbehrungen gewöhntes und der betrübendsten Zufälligkeit preisgegebenes Leben der Verherrlichung des deutschen Namens gewidmet, ohne etwas Anderes dafür zu ernten, als Mistrauen, Undank, Verfolgung. Venedey wäre vielleicht schon in Deutschland, wenn ihn sein Stolz nicht zurückhielte. Daß man diesen Stolz der Armuth, diesen Stolz der Bescheidenheit nicht versteht! Daß man Gnaden und Belohnungen für das Genie hat, nur wenn das Genie einkommt und um Gnaden und Belohnungen *bittet*! Daß man Amnestieen gibt, unter der Bedingung, man müsse mit der Erklärung einkommen, daß man von der Amnestie Gebrauch zu machen wünsche! Wer gibt Bettlern Almosen und wirft ihnen ihre Armuth vor? Wer demüthigt den Unglücklichen, den wir still und in sich hinein leiden sehen? Kann man ein Glück annehmen, das man durch eine Entwürdigung unsres heiligsten Innern erkaufen muß? Seid weniger gnädig, Fürsten, aber seid liebevoller! Viel geschieht in unsrer Zeit für die Gottähnlichkeit, wenig für die Menschenwürde.

Herr von *Rochau* nahm am frankfurter Aprilaufstande Theil, saß vier Jahre im sogenannten Rententhurm am Main und entfloh mit seinem Wächter nach Paris. Herr von Rochau mag in seinen Handlungen irren, aber in seinen Worten ist er ein Mann von Ehre. „Wir hatten, sagte er,

in Frankfurt keinen andern Zweck, als den, zu fallen und Deutschlands politisches Urtheil anzuregen. Es war von einer Eroberung, von der Möglichkeit eines durch diese Episode herbeigeführten Umsturzes nicht die Rede. Man wollte gegen die Junibeschlüsse von 1832, gegen die Lethargie der Masse protestiren, man wollte der conservativen Partei zeigen, wessen die liberale fähig wäre in ihrem Muth, in ihrer Ueberzeugung." Man wollte also enden, wie Egmont endet, „ein Beispiel gebend." Ich weiß nicht, ob diese Auffassung des unglücklichen Ereignisses sich in den Akten der frankfurter Untersuchungscommission findet, aber wahr scheint sie schon deßhalb, weil sie so chimärisch, so studentisch, so deutsch klingt. Ein Blitz aus heiterm Himmel, der sich selbst verzehren wollte, wahrlich eine Idee, die wohl nie einer französischen Emeute zum Grunde lag. Ob Rochau sich nach Wolfenbüttel, seiner Heimatstadt sehnt? Ich weiß nur, daß auch er diese Rückkehr nie durch einen Widerruf erkaufen würde. Rochau ist ein Charakter von eben so viel Kraft, wie, ich möchte sagen, von Grazie. Dem aufrichtigen Republikaner sind die anziehenden Eigenschaften des deutschen Adligen treu geblieben. Ich halte den Adel nicht für gut, aber ich verehre, was an ihm schön ist

Man kann sich vorstellen, wie schwer es ist, sich in Paris eine dauernde Existenz zu begründen. Der Gedanke, die Feder zu ergreifen, lag den Flüchtlingen nahe. Aber nicht Jedem hat es glücken wollen, Verbindungen anzuknüpfen oder sein Talent dauernd auszubeuten. Einige gingen zu praktischen Berufswissenschaften über. Dr. Schuster aus Göttingen konnte seine Thibaut'schen Pandekten und Mittermaier'schen Civilistika im Lande der Geschwornengerichte nicht brauchen und griff nach dem Stabe des Aesculap. Kolloff, aus

mecklenburgisch Friedland, durchwanderte die pariser Gemäldesammlungen, suchte seine münchner kunstgeschichtlichen Hefte wieder vor und warf sich auf die Kunstkritik, in der er Ausgezeichnetes leistet. Savoye hält Vorlesungen über deutsche Sprache; Spazier, den ich nicht sahe, soll in der Kanzlei des englischen Botschafters beschäftigt sein. Alle diese unsre Landsleute haben auf dem spröden pariser Boden, um ihn sich ergiebig zu machen, einen so harten Stand, daß man es für wahrhaft lieblos erklären muß, wenn deutsche Schriftsteller, die mit vollen Börsen auf einige Wochen nach Paris kommen, über sie gespöttelt haben. Ihr Mistrauen, ja sogar ihre hie und da sichtbaren egoistischen Anflüge muß man ihnen zu gute halten. Das Unglück isolirt. Nur Der gibt sich gläubig hin, der nichts zu fürchten braucht.

Unter den Nichtflüchtlingen macht seit einigen Jahren ein geborner Elsasser, A. Weill, durch seine Correspondenzen aus Paris Aufsehen. Ich glaube, daß man diesem originellen Kopfe noch mehr einräumen muß, als Geist. Weill ist Franzose und Deutscher, je nachdem er die Nacht geschlafen hat. Steht er mit gutem Humor auf, so geht er zu Alphonse Karr, Pierre Leroux, zu Gerard, zu Altaroche, rechnet sich zur französischen Literatur und schreibt das geläufigste Französisch für den Charivari. Hat er Kopfschmerzen, so nennt er sich einen Deutschen und richtet an die Phalange antifranzösisch stylisirte Briefe über Schelling, Ruge und Feuerbach. A. Weill ist ein vortrefflicher Tenorist, denn in der Oper seines Freundes Mainzer hat er auf der Academie Royale einzig und allein die Chöre gehalten. A. Weill ist ein gesuchter Tänzer, auf der Chaumière beweist es sein Cancan, in den er deutsches Gemüth zu legen weiß. A. Weill ist

Communist aus Ueberzeugung. Er würde vor Sokrates und Plato nicht den Mund halten, verstummt aber, wenn ein Schneider über die Pflichten und Rechte der Menschheit spricht. A. Weill würde sich getrauen, es mit dem Witze Swift's aufzunehmen; vor einer witzigen Grisette aber verliert er so sehr den Verstand, daß er sich nur dadurch noch sammeln kann, daß er sich in sie verliebt. Die größten Philosophen pflegt A. Weill in seinen Correspondenzen „Dummköpfe“ zu nennen und in jeder Bürgersfrau entdeckt er eine Sevigné. A. Weill wollte mich mit einer Hebamme bekannt machen, die er für die geistreichste Frau in Frankreich erklärt. Dieser Schriftsteller ist einer der wenigen, die mit wirklicher Ueberzeugung das Lob verachten. Würde er einmal gründlich und mit Witz getadelt, er würde nichts antworten, als: Ich beneide meinem Gegner seinen Artikel. A. Weill ist ein wahrer Heck= und Brütkopf geistreicher Ideen. Leider fliegen sie alle halbreif schon aus und erdrücken eine die andere.*)

Auch eine unsrer deutschen Liedernachtigallen fand ich nach Paris verflogen. In einen kleinen dunklen Käfig der Rue du Croissant hat sich Franz Dingelstedt eingenistet. Eine lange Wolkengestalt, die sich, mitleidig mit der Erde, zu ihr niedersenkt. Feucht glänzende Augen, die sehnsüchtig über das Glück der Welt hinwegstreifen, ohne selbst es zu finden. Frei und selbständig jetzt, aber Sklave seines Talents. Sein Talent hat sein Herz in die Miethe genommen, sein Talent beobachtet, erfindet, schreibt Artikel im Lesecabinet Montpensier,

---

*) Weill schreibt ein vortrefliches Französisch, das durch seine Originalität, durch seine deutschen Elemente allein schon auffallen würde, wenn nicht auch zugleich seine Gedanken von der üblichen Feuilleton-Denkweise der Franzosen abwichen und ihm viele Freunde erwürben.

siegelt sie zu und wirft sie auf die Post nach Augsburg, kurz das Talent eilt dem Dichter voran, er selbst kann es nicht mehr einholen und sieht wehmüthig jenen Werken nach, die von der feinen Kunstfähigkeit seiner Hand, nicht von den Wünschen seines Herzen zeugen. Im Salon seht ihr eine lange Gestalt, hingeworfen in einen sammtnen Fauteuil, die Kerzen strahlen, die Brillanten blitzen, die Töne der Musik rauschen, und der Träumer im schwarzen Frack streicht sich das Haar zurück und träumt in Paris an der Seine von Fulda an der Fulda, im Angesicht der schönsten Weiber des Salons von hessischen Stiftsdamen, die über deutsche Lyrik noch weinen können, träumt von den sieben Hügeln des Rhöngebirges, von kurhessischer Provinzialpoesie und dem kasseler Beobachter, träumt, mit Lamartine im Gespräch, von Deutschland, wo die Unsterblichkeiten durch kleine Wochenblätter auf grauem Löschpapier gemacht werden. Dingelstedt, der Sprachen sehr kundig, hat sich in Paris überall, wo er auftrat, zu behaupten verstanden. Und doch wird er nach der Heimath zurückkehren, der sein Herz mit allen Fasern angehört.

Sechsundzwanzigster Brief.

Paris, den 22. April 1842.

Ein größeres Auditorium als Philarète Chasles hat ein anderer vielgenannter Literarhistoriker, Edgar Quinet. Der Saal, in welchem dieser erst kürzlich von Lyon hierher versetzte junge Professor liest, mochte über 150 Zuhörer zählen,

ohne die, die ab- und zulaufen. Auch hier fehlte es an Damen nicht.

Edgar Quinet gehört zu jenen jüngern französischen Doktrinairen, die aus schlechten Dichtern nicht selten gute Kritiker werden. Quinet's Poesie war eine todtgeborne. Seine dramatisirten Allegorieen, die Faust und Byron nachahmten, waren kalt; ersonnen, dialektisch wie Systeme. Sein Heldengedicht über Napoleon ist vergessen. Aber als Kritiker hat dieser noch junge Gelehrte großen Erfolg gehabt. Man räumt ihm eine genaue Kenntniß der deutschen Literatur, besonders auch unsrer Philosophie ein. Er wohnte mehere Jahre in Heidelberg, von wo er gute Kenntnisse der deutschen Sprache mitnahm und für den Fall, daß sie nicht ausreichten, eine deutsche Frau.

Edgar Quinet ist für die südlichen Literaturen angestellt, wie Ph. Chasles für die nordischen. Die deutsche gehört zur nordischen, die französische, die doch da, wo sie produktiv ist, mit uns auf gleichem Breitengrade liegt, wahrscheinlich zur südlichen. Quinet sprach über die Einflüsse der Politik auf die Poesie des Mittelalters. Man sahe, daß er Raumer's Hohenstaufen gelesen hat. Er wußte über die Idee der Hierarchie und des Kaiserthums zu reden, wie nur irgend ein deutscher Historiker. Er sagte nichts Neues, aber das Alte in artiger Verknüpfung. Er docirte auf Effekt. Er bereitete seine Applause wie ein Schauspieler vor, und wenn sie, wie der deutsche Schauspieler sagt, „gefallen" waren, trank er ruhig sein Zuckerwasser, wie ein Deputirter. Alle diese jungen Gelehrten werden auch in fünf Jahren Deputirte und in zehn Minister.

Ph. Chasles gefällt mir als Redner besser. Beide, Chasles und Quinet, hatten ihre Reden auswendig gelernt: aber

Chasles sprach mit Ruhe, Würde, mit Eleganz. Chasles verrieth auch in seinem Vortrage, daß die Hände, die seine Aktion begleiteten, Glacéehandschuhe tragen. Ein französischer Professor rechnet zu seinen Jahresausgaben nicht blos neue Bücher, sondern auch einige Dutzend Glacéehandschuhe. Quinet trug indessen keine. Er hatte im Gegentheil etwas Struppiges, etwas Deutschprofessorisches. Man sah ihm an, daß er in Heidelberg gelebt hat, wo die Professoren zuweilen in Schlafrock und Pantoffeln in ihr häusliches Auditorium kommen. Quinet hat kein so einnehmendes Aeußere, wie Ph. Chasles. Doch wurzelt er fester in seinem Auditorium als Jener. Ist dies nicht die Folge seiner Gelehrsamkeit, so ist es die Folge seines Gegenstandes. Der arme Chasles muß von dem hölzernen Brandt'schen Narrenschiff reden, während Quinet über Dante und Ariost reden darf: jener vertritt in Paris die kalten Nebelsagen Ossian's, die frostigen Wintermärchen der scandinavischen Edda, während dieser in die vollen, duftenden und blühenden Zaubergärten der südlichen Kunst und Poesie einführen darf.

An Quinet's Vortrag ist das falsche Pathos sehr störend Er redet nicht, er predigt. Quinet hat gehört, wie einst Foy redete; jetzt redet er, wie Foy redet, ohne ein Redner zu sein. Die großen oratorischen Manieren beim jedesmaligen verlegenen Räuspern und Steckenbleiben im Fluß der Worte bildeten einen komischen Contrast. Zuweilen hebt er seine Hand in die Luft, holt mit einem ungeheuren Redegestus aus und kann das Wort nicht finden, das dieser Gestus erhöhen sollte. Die Haupteffektfigur, die übrigens die französischen Redner auf dem Katheder und der Tribüne alle anwenden, ist ungefähr diese: „Es gab im Mittelalter ein Buch,

welches den Geist seiner Zeit wie ein Spiegel die Brennstrahlen der Sonne in sich aufgenommen hat, ein Buch, welches wie ein Urwald in majestätischer Glorie in den Himmel ragte, ein Buch, an welches — ein Buch, für welches — endlich ein Buch, das — an das — durch das (folgen die weitschweifigsten Bezeichnugen) ein Buch — ein Buch — dieses Buch war „divina comoedia." Großer Applaus. Oder auch in dieser Form: „Eines Tages sahe man einen Greis in rothem Pantalon und weißem Haar, einen Greis, der, — einen Greis, dessen — einen Greis, dem, — einen Greis, den — einen Greis, von dem, — dieser Greis war — Boccaccio." Allgemeiner Enthusiasmus.

Sehr erfreulich war mir die Bekanntschaft Michel Chevalier's. Erfreulich und betrübend. Betrübend, wenn man vergleicht, wie man die Talente in Deutschland und wie man sie in Frankreich behandelt. Michel Chevalier, dieser geistvolle Schriftsteller, der die trockensten Materien der Nationalökonomie, des Eisenbahn- und öffentlichen Bauwesens mit Anmuth zu behandeln weiß, war noch vor zehn Jahren St. Simonist. In dem Prozesse, den die Regierung dem Bunde von Menilmontant machte, wurde Michel Chevalier zu einjährigem Gefängniß verurtheilt. Die Regierung verfolgte seine Prinzipien, schätzte aber seine Talente. Statt Michel Chevalier, wie dies in Deutschland geschehen wäre, seine Strafe absitzen zu lassen, gab sie ihm Reisegeld und schickte ihn nach Nordamerika, um in ihrem Auftrage dort das öffentliche Leben der Nation zu beobachten. Chevalier schrieb seine geistvollen Briefe über Nordamerika ins Journal des Debats, kehrte zurück, wurde Professor an der Universität und ist seit einem Jahre, zehn Jahre, nachdem er zum „jungen Frank-

reich" gehört hatte, Staatsrath im außerordentlichen Dienst. Der deutsche Weg, ein Minister zu werden, ist dagegen nicht selten dieser: Der junge Adlige besucht das Gymnasium. Abgang aus Prima mit Nro. III. Ankunft in Göttingen und Bonn mit zwei großen Hunden. Examen, Durchfall. Uebergang vom Recht zur Verwaltung. Landrathsstelle. Landrath, immer noch Landrath, aber Ritter vieler Orden. Chef einer Regierung. Vicepräsident einer Provinz. Präsident einer Provinz. Minister.

Michel Chevalier gehört zu jenen Geistern, die der Aristokratie stets zu freisinnig, den Jakobinern stets zu aristokratisch erscheinen werden. Mit der rothen Mütze auf dem Kopf würde er so conservativ schreiben, als trüge er einen Stern auf der Brust; mit dem Stern auf der Brust würden ihn seine Umgebungen für einen Jakobiner halten. Es gibt Genien, die nie mit der Masse gehen können, ob es nun eine in der Blouse, oder eine in seidenen Strümpfen ist. Michel Chevalier ist destruktiv, aber gerade nur so viel, als nöthig, um vernünftiger wieder aufbauen zu können. Der Instinkt der Organisation ist der vorherrschende, die Harmonie seine leitende Idee. Nur Der steht wahrhaft über den Parteien, der das Gute der Parteien in sich aufgenommen hat. Michel Chevalier schließt sich der bestehenden Ordnung an, ohne dem liberalen Glaubensbekenntnisse einen einzigen seiner feststehenden Sätze zu entziehen. Er ist unterthan, zunächst der Idee, und der Ordnung deshalb, weil die Idee nur durch die Ordnung herrschen kann. Warum nicht die Blütenaugen der neuen Zeit auf den Stamm der alten pfropfen? Man kann, als Beamter, in einem nicht gänzlich asiatisch organisirten Staate nie so sehr dem Fürsten dienen, daß man nicht auch

dem Wohle Aller, dem Glücke des Staatskörpers, der Ehre seiner Nation diente. Nur die Einseitigkeit des „National" kann in Michel Chevalier einen Apostaten sehen.

Das System Chevalier's ist vielleicht nicht richtig, aber es ist freisinnig. Er nimmt die Interessen der Existenz als die Garantien der Freiheit an. Er erkennt keine andere Basis der politischen Ansprüche, als die des Verkehrs, der Arbeit, der nützlichen Thätigkeit. Prärogative und historische Ueberlieferungen von seinem Staate ausschließend, läßt er nur die Capitale, die Industrie, den Handel und die wie die Luft Alles umschließende Intelligenz zu. Seine Politik ist die der biblischen Weissagung, Lanzen und Schwerter in Pflugschaaren zu verwandeln. Ackerbau, Handwerk, Handel, alle Produktion ist ihm Industrie. Alles, was man nach Chevalier für die Industrie thut, thut man für die Freiheit. Er führt Deutschland an, das aus seinem Zollverbande einen politischen Vortheil gezogen hätte. Die Industrie ist nicht der Sieg der Materie über den Geist, sondern der Sieg des Geistes über die Materie, sie ist nicht selbst die Freiheit, aber sie wird sie gründen. Alles, was man für die Industrie thut, thut man für die Freiheit. Man muß noch viel für die Freiheit, viel für die Industrie thun. Die Interessen, welche bisher rivalisirten, muß man aneinander fesseln. Organisation der Arbeit ist die Frage der Industrie und der Politik. „Krieg oder Frieden! schreibt Michel Chevalier. Wir leben in einer Zeit, wo die Völker Europas sich achten und lieben. Schon überall dieselben Sitten, dieselben Arbeiten, dieselben Gedanken. Der Handel hat überall solidarische Interessen geschaffen. Europa bietet den Anblick einer einzigen Familie. Und doch scheint der Politik zufolge täglich ein Krieg so möglich, so

wahrscheinlich. Die Mächte fassen sich ins Auge, wie Ringkämpfer, die in die Bahn schreiten wollen. Dies Kriegssystem widerspricht den aufgeklärten Köpfen aller Länder. Denn das Wohl der Völker leidet darunter. Was kosten diese bewaffneten Drohungen, das Geld nicht gerechnet, wie entzieht man der Arbeit so viel tausende von kräftigen Händen! Nur im Frieden ist Freiheit. Wozu der Krieg, seitdem es keine Aristokratie mehr gibt, die nur vom Kriege lebte?" Michel Chevalier geht von denselben Voraussetzungen aus, auf welche die schon erwähnten socialistischen Neuerer ihre Systeme bauen. Seine gesunde Weisheit, gelehrt auf dem Katheder J. B. Say's, ist das beste Heilmittel gegen ihre fieberhaften Träumereien.

Michel Chevalier wohnt im Quartier Grec, im Malerquartier, wo man oft von gewissen Damen angeredet wird: „Monsieur, avez vous besoin d'un modêle?" Ich fand den geistvollen Schriftsteller leidend aussehen. Er hatte wegen gestörter Gesundheit einige Zeit seine Vorlesungen einstellen müssen. Mit Theilnahme sprach er von Hamburg, das er vor einigen Jahren gesehen, von Sieveking, von den Chathamsinseln. Diese letzten brachten sogleich das Gespräch auf Algier.

„Man wird, bemerkt' ich, Algier schwerlich anders behaupten können, als durch Militaircolonieen, wie Oestreich und Rußland sie gegen die Türkei haben. Aber die Franzosen besitzen überhaupt nicht den Colonisationstrieb."

„Doch, doch, bemerkte Michel Chevalier. Wir haben früher viel Colonieen ausgeführt. Guyana ist theilweise französisch und zählt noch 14,000 Einwohner. Nur muß bei uns Alles von der Regierung ausgehen. Gibt diese den Ton an, so

vertraut das Publikum. Algier ist für uns eine große Last, die bis jetzt die glücklichen Generale nur erleichtert haben. Deren sind aber wenige. Bugeaud, der jetzt den Befehl hat, ist ein Mann von großer Tapferkeit.“

Ich wagte es, gegen das von Chevalier gelehrte System der materiellen Interessen einigen Zweifel auszusprechen. „Ich erschrecke vor dem Worte materiell, sagte ich; es ist mir, als tauschten wir unsere bisherigen Herren nur mit den Epiciers, den Börsenmäklern, den Geldaristokraten.“

„Nein, sagte Chevalier, die Ideen werden nie dem Geld unterliegen. So lange die Geschichte geht, hat die Gesellschaft immer die Wahl zwischen zwei Systemen gehabt, dem bürgerlichen und dem militairischen. Ich rede nie von Königen, Adel, von Conservativ, Aristokratie u. s. w., sondern vom Soldatengeist. Der Soldatengeist ist es, der die Staaten unglücklich macht. Die Könige spielen mit den Soldaten, die Adeligen mit den Uniformen. Wo die Könige in Soldatenuniformen auftreten, wird nie die wahre Freiheit erblühen, eine Freiheit, die nur auf den Bürgergeist zu bauen ist, auf den Esprit bourgeois, der der Geist der neuern Geschichte ist.“

Ich denke mir, fuhr ich fort, die Bewegung des Staates gleich der Bewegung der Erde. Wenigstens sollte sie dieser gleichen. Doppelt ist die Schwingung der großen Kugel. Einmal um sich selbst, einmal vorwärts in die Weite. Stoß und Gravitation. Intelligenz und Materie.

Chevalier erwiederte: „Nein, auch die Intelligenz ist beim Bürgergeist. Der Bürgergeist ist der Friede und nur im Frieden gedeiht die Wissenschaft. Das ist die große gemeinschaftliche Arbeit, an der wir Schriftsteller zu arbeiten haben,

Alles für den Bürger, nichts mehr für die Elemente, die sich im Staate nur befinden, um ihn zu stören und zu beunruhigen! Dahin strebt auch Frankreich und gelangt dorthin, wie sehr auch Ehrgeiz und Habsucht noch sich drängen an das Ruder der Regierung zu kommen."

Michel Chevalier war kürzlich in Deutschland gewesen und hatte es vorurtheilsfrei angesehen. An guten Fragen erkennt man den praktischen Verstand oft besser, als an guten Antworten. Chevalier fragte nicht wie Thiers, wird es in Deutschland eine Revolution geben? sondern: Ist das Bedürfniß einer Verfassung in Preußen ein so großes, daß es auch im Volke wurzelt? Würden die Rheinprovinzen geneigt sein, mit den östlichen Provinzen nivellirt zu werden? Es ist wohl von Interesse, was dieser Gelehrte in seinen von der Revue des deux Mondes mitgetheilten deutschen Reisebriefen über die österreichische Regierung unter dem Gesichtspunkte des Fortschrittes sagt. Es ist mit Geistern dieser Art eine leichtere Verständigung möglich, als mit einseitig gebildeten pariser Advokaten, die sich in der Kammer und besonders in der politischen Presse zu Wortführern der Nation aufwerfen. Die vagesten juristischen Kenntnisse werden an nationale Vorurtheile geknüpft, mit einem Style, der in der Schule der Leidenschaft gebildet ist, in Umlauf gesetzt und zu Richtern gemacht über Verhältnisse von Ländern und Völkern, von denen man nicht einmal die geographischen Bedingungen kennt, geschweige die sittlichen.

Die geschickte Auswahl mehrerer erst neuerdings angestellter Professoren der Universität ist ein Verdienst des Cultusministers Villemain. Villemain, ein Fünfziger, von gutmüthigem Ausdruck in den Mienen, stets freundlich und zum

Scherze aufgelegt, nimmt unter jenen Zierden des französischen Katheders, die während der Restauration gegen die damals herrschenden Thatsachen den moralischen Stachel ihrer Studien richteten, eine der ersten Stellen ein. Die Sorbonne wußte damals in die Geschichte und Philosophie eine Bezüglichkeit zu legen, die eine unmittelbare Anwendung auf jene Menschen und Dinge erlitt, welche später durch die Julirevolution gestürzt wurden. Villemain hat ein Buch über Cromwell herausgegeben, das mehr schön geschrieben, als gründlich gearbeitet ist; dennoch machte es seines gesunden politischen Urtheils und seiner pikanten Parallelen wegen großes Aufsehen.

Das Ministerium des Unterrichts liegt am linken Ufer der Seine in der Rue de Grenelle und ist, wie alle Regierungsgebäude, durch eine über dem Hôtel ausgehängte dreifarbige Fahne kenntlich. Zu ebener Erde in einem Hofe links finden die Versammlungen der Räthe statt. In demselben Gebäude liegt auch die Wohnung des Ministers. Villemain zeigte sich in seiner wohlgemuthen, behaglichen Weise. Frei und heiter blickt sein Auge. Mein Begleiter, einer der vortragenden Räthe, früher Villemain's Schüler, sagte nach dem Verlauf der ersten Begrüßungen: „Die Zeiten kommen nicht zurück, wo wir Jüngern zu Ihren Füßen saßen und Ihrem Worte lauschten! Die Restauration war traurig, aber das damalige wissenschaftliche Leben werden wir sobald nicht wieder haben."

„Glauben Sie doch das nicht, antwortete Villemain lachend. Als ich jung war, klagten alle alten Leute, die das Theater nicht mehr sehen mochten, die Zeiten der Duthé wären vorüber. Wir, die wir jetzt alt sind, gehen nicht ins

Theater, weil die Duchesnois nicht mehr lebt, und so werden in dreißig Jahren unsere Kinder nicht mehr hingehen wollen, weil es keine Rachel und keine Dejazet mehr gibt."

Ein nahe liegender Stoff der Unterhaltung war der Streit der Bischöfe gegen die Sorbonne. Der Bischof von Chartres veröffentlicht seit einiger Zeit Hirtenbriefe und Rundschreiben, in denen er, wie weiland in Deutschland der Erzbischof von Köln vor der Hermes'schen Lehre, so vor den Professoren der pariser Universität warnt. Die legitimistischen Blätter nehmen diese Angriffe in ihre Spalten auf. Der Abbé de Genoude unterstützt sie mit seiner jesuitischen Dialektik. Man wirft den Professoren vor, daß sie durch ihre Lehren die Jugend verdürben, zieht aus ihren Lehrbüchern freigeisterisch klingende Stellen aus und denunzirt an die ganze katholische Christenheit besonders das Journal des Débats, als den hauptsächlichsten Anhalt der neuphilosophischen Irrlehren.

„Diese Angriffe, bemerkte Villemain, gelten im Grunde nicht den Professoren, sondern den Ministern, die sie eingesetzt haben. Es ist ein Streit nicht gegen die Wissenschaft, sondern gegen die Regierung. Die Geistlichkeit kann es noch immer nicht verschmerzen, daß ihr der Unterricht aus den Händen gewunden ist. Ich bin überzeugt, daß Jeder, dem Fortschritt und Aufklärung theure Namen sind, in dieser Frage auf Seiten der Minister sind."

Es war ein Uhr. Eben hatt' ich im Café Cardinal die neuesten Blätter gelesen, gelesen, daß die bonner Universität einem jungen Docenten der Theologie die Erlaubniß, Vorlesungen zu halten, entzogen hatte. Das Ministerium in Berlin, weit entfernt, dem bischöflichen Geiste der Herren

Sack und Consorten entgegenzutreten, bestätigte diese Entfernung. Wie gewaltig dieser Gegensatz zwischen Frankreich und Deutschland! Ich sahe auf dem Fauteuil vor mir einen jener kühnen Streiter für die Freiheit der wissenschaftlichen Forschung, einen Vertreter jener ernsten gediegenen Richtung, der Frankreich bei allen Schwankungen und Leiden seiner neuern Politik doch die einzige Festigkeit und Sicherheit seines Systems verdankt. Man nennt diese Richtung die doktrinaire. Was an ihr auszusetzen, ist oft gesagt worden: was an ihr zu rühmen, ist die Entsagung, ist der Muth, ist die tiefste Verschmelzung ihrer Wissenschaft mit dem Prinzip ihres Lebens. Diese Männer waren gestern Gelehrte, heute sind sie Minister. Die lange Zwischenzeit einer den Geist erschöpfenden, die Grundsätze untergrabenden und den festen Willen aushöhlenden Büreau-Carrière fällt weg. Sie vertauschen den Leitfaden, nach dem sie eben lasen, mit dem Portefeuille: und wenn sie noch so lange in der Hofluft verweilen, so paßt auf sie der lateinische Spruch: „Was man zum ersten Male in ein neues Gefäß thut, davon wird es ewig den Geruch behalten". Es werden in Frankreich nicht so viel Jugendträume, so viel Jugendwahrheiten verrathen, wie in Deutschland.

„Ging' es nach den Gegnern unserer Universität, sagte Villemain, so müßten wir auch die Censur wieder einführen. Jamais! Jamais!"

Diese ernste Versicherung aus dem Munde eines Ministers war mir in dem Augenblicke sehr bedeutsam, wo es hie und da verlautete, Guizot und seine Freunde wollten die Censur wieder einführen. Eine so eben erschienene Broschüre: „Vorschlag, die Censur auf constitutionellem Wege

wieder herzustellen, von einem Offizier der Nationalgarde;“ wurde schon ihres Titels wegen von den Meisten mit Lachen, von einigen weiter Blickenden aber mit Besorgnissen aufgenommen. Seitdem man die Drucker für den Inhalt von Werken, die sie oft kaum verstehen, verantwortlich gemacht hat, seitdem man anfängt, die meistentheils sehr schadhaften Punkte des Cautionnements der Journale, ihrer Fonds, ihrer Eigenthumsrechte criminell zu untersuchen, hält man auch die Censur für möglich. Villemain aber und St. Marc Girardin, der mich zu ihm geführt hatte, wiederholten feierlich: Jamais! Jamais!

„Was machen denn nun, fragte der Minister, die deutschen Schriftsteller mit ihrem Geist, wenn sie ihn unter ein so schreckliches Joch, wie die Censur, beugen müssen?“

„Wir befleißigen uns, erwiderte ich, einen desto origineleren Styl zu schreiben.“

„Es ist wahr, sagte Villemain. Wir haben dasselbe mit Benjamin Constant erlebt. So lange er unter der Censur schrieb, war er ein großer Stylist. Da er die Wahrheit umgehen mußte, so machte seine Feder die kunstvollsten Schlangenwindungen, die anmuthigsten Schönheitslinien. Später, als er schreiben durfte, was er wollte, wurde er grob. Man las ihn nicht mehr. Seien Sie aber überzeugt, daß wir um den Preis der Preßfreiheit doch lieber vorziehen, schlechte, als mit der Censur gute Stylisten zu haben.“

Die Zeit drängte. Villemain fuhr in die Pairskammer.

Siebenundzwanzigster Brief.

Paris, den 24. April 1842.

Je mehr man eine Kraft vertheilt, desto weniger wird sie wirken.

Bestreitet die Homöopathie diesen Satz: die französische Presse beweist ihn. Die Presse, an Blättern zunehmend, wird schwächer in ihrer Wirkung. Die Presse wächst in ihrer Kraft durch die Auflage, sie verliert sich aber durch die Concurrenz. Die Concurrenz hat schon jetzt einen großen Theil der Kraft des französischen Journalismus gebrochen.

Das Journal ist wirksam auf dem Ladentisch, dem Arbeitspulte, vor, während und nach dem Frühstücke. Es ist wirksam, wenn man es für seine baaren drei Sous im Theater, oder beim Nachhausegehen Abends an irgend einer Ecke der Boulevards kauft. Wirkungsloser schon ist die Presse in der großen Auswahl, die die Cafés bieten, völlig schwach im Lesecabinet. Im Lesecabinet liest man die Journale, um ihre Meinungen zu *wissen*, nicht um sie zu *theilen*.

Nirgends gelten die französischen Journale weniger als in Paris. Im Auslande erfindet man sich zu jedem Journale einen Anhang, den man in Paris nirgends sieht. Was in der Ferne eine Partei scheint, schmilzt in Paris zu einem Actienverbande, zu einem Redactionsbüreau zusammen. In der Ferne hält man sich nur die besseren Journale, in Paris wuchert das Unkraut neben ihnen durch. Aus zwölf großen Zeitungen, die uns der Garçon zu unserer Morgenchocolade

hinlegt, sich eine Meinung zu bilden, erfordert mehr Geist, als man in einem Kaffeehause bei Jedem voraussetzen darf.

Man hat die Statistik des Absatzes der Journale dann und wann mitgetheilt. Man kann diese Zahlen ziemlich genau liefern, da die Stempelabgabe eine genaue Controle der Auflage voraussetzt. Doch würde man sehr Unrecht thun, nach diesen Zahlen die Stärke der von dem Journal vertretenen Ansichten entnehmen zu wollen. Diese hängt nicht von der Zahl der Käufer, sondern von ihrem Stande ab. Sind die Käufer Gesellschaften, Kaffeehäuser, Zeitungsbüreaux, oder sind es Privatleute? Vertheilen sich diese 3 oder 4000 Abonnenten auf das Land oder die Stadt, auf Paris oder die Provinz, auf den Adel oder den Bürger, auf die Geistlichkeit oder die gezwungenen Abonnements der Regierungsbüreaux? Welches ist das Morgenjournal des Handwerkers, des Epiciers, des reichen Börsenspeculanten? Man wird erstaunen, wenn ich sage: Sein Morgenjournal ist nicht das freisinnigste, nicht das geistreichste, sondern das wohlfeilste.

Commerce, Courier, Constitutionnel sind Blätter, die man bei Spazierfahrten nach St. Cloud und Versailles von dem pariser Mittelstande nennen hört. Dieser Mittelstand hat eine halbliberale Tendenz. Er liebt allerdings das Bestehende, besonders den guten Fortgang seines Geschäfts, allein es befördert doch seine Verdauung, zu sehen, wie man Andern die ihre erschwert, besonders den Ministern und dem guten Louis Philippe, den die Franzosen achten, aber nicht lieben. Der kundenreiche Friseur, der reiche Metzgermeister, der gebildete Sattler, Riemer, der Posamentier, selbst wenn er Schnüre für die Armee zu liefern hat, lacht gern über die

Verlegenheiten der großen und gelehrten Herren, die er mit seinen directen und indirecten Steuern ernährt. Eine stürmische Deputirtensitzung ist ihm so viel werth, wie ein neues Vaudeville auf einem Boulevardtheater. So sehr er die Straßenemeuten, bei denen seine theuern Laden-Spiegel und Schaufenster zertrümmert werden können, verabscheut, so sehr liebt er Emeuten am Hofe, im Ministerrathe, in der Deputirtenkammer, kurz jede Emeute, die sich, wie er es nennt, innerhalb der parlamentarischen Formen erhält. Für den pariser Mittelstand ist die Charte nicht da, um gehalten zu werden, sondern man hat sie erfunden, um sie dann und wann zu verletzen, überhaupt um Frankreich zu amüsiren. Er räumt den Ministerien ihre Nothwendigkeit ein, doch dürfen sie nicht zu lange dauern. Zwei Jahre ist die höchste Zeit, die er gestattet; nach zwei Jahren müssen es andere Namen sein, die er in den Zeitungen liest, die alten ennuyiren ihn.

Die ärmeren Handwerker und Arbeitsleute hängen von der Lectüre ab, die sie in ihrem Commerce de vin finden. Die Regierung gibt sich viele Mühe, in diesen Versammlungsörtern der untern Volksklassen, selbst in ihren Wohnungen die Zeitschriften zu verbreiten, die für die bestehende Ordnung geschrieben werden, aber da es theils an den Gegenwirkungen der Parteien nicht fehlt, theils den Arbeitern selbst an politischem Urtheil nicht gebricht, so hält der Weinschenk die Zeitung, die seine Gäste wünschen. Seitdem die 40 Franken-Presse „erfunden" ist, ist dies der Siècle, ein unter Odillon Barrot's Einfluß stehendes liberales Journal, das hauptsächlich deshalb gestiftet wurde, um der „Presse" von E. de Girardin die Stange zu halten. Der Siècle ist

unstreitig das verbreitetste französische Blatt. Es zählt über 20,000 Abnehmer.

Daß die politische Journalistik in demselben Grade, wie sie in Deutschland an Macht gewonnen hat, in Frankreich an Macht verlor, ist Thatsache. Die Schuld liegt an der eingestandenen Unfruchtbarkeit der Debatten, an den allzu häufigen Schwankungen der hervorragendsten politischen Charaktere und dem dadurch veranlaßten geringeren Vertrauen in die Aufrichtigkeit der gedruckten Versicherungen, endlich allerdings an der Vierzigfrankenpresse, die den Journalismus in die Sphäre der Industrie herabgezogen, die Geheimnisse der innern Mechanik eines Journals aufgedeckt und die niedrigsten materiellen Leidenschaften offenbart hat an Gemüthern, die man sich früher nur vom Glorienschein der Uneigennützigkeit umgeben vorstellte. Aus dem Principienkampfe wurde Brotneid. Mit dem geschwächten Vorurtheil verringerte sich die moralische Kraft.

Dennoch ist es noch immer der Mühe werth, einen Blick in dies Chaos der französischen Presse zu werfen. Wenn ein Journal auch keine Staatsmänner mehr stürzt, so kann es doch noch welche machen. Sie werden die Quelle bleiben, aus der sich der Fremde über Frankreich unterrichten muß. Melden sie nicht, was man weiß, so melden sie doch, was man glaubt. Der Irrthum ist längst wichtiger geworden, als die Wahrheit: ja der Irrthum ist in unsrer heutigen Politik sehr oft die Wahrheit selbst.

Wir theilen die französische politische Journalistik ein in ministerielle, gouvernementale und Oppositionspresse.

Die Regierungspresse ist die ministerielle. Der Moniteur wird vom Staat bezahlt und erhält seinen Werth, wenn er

veraltet. Man schlägt ihn nach, um frühere Reden in der Kammer, um Gesetze und Verordnungen zu vergleichen. Der Moniteur bringt deshalb den authentischen Inhalt der Kammerdebatten, weil jeder Redner das Recht hat, Das, was er gesprochen haben soll, selbst durchzusehen. Sauvo, der den Moniteur seit seiner Gründung redigirte, ist pensionirt; seitdem leiten ihn die Herren Panckoucke, Grün und Sauvage. Eine Stelle am Moniteur ist eine Sinecure. Das ministerielle Abendblatt, früher das Journal de Paris, dann la Charte de 1830, ist eingegangen und dafür der Messager angekauft worden. Hier findet man die Ankündigungen der Regierung, die telegraphischen Depeschen, die Berichtigungen, hier werden die „Dementis" gegeben über das Gerücht einer Ministerialauflösung, einer Streitigkeit unter den Collegen, über den auswärts als bedenklich geschilderten Gesundheitszustand des Königs u. s. w. Es finden sich bei diesem größtentheils nur aus Notizen bestehenden Blatte wenig Namen von Bedeutung. Da seine Finanzen geregelt sind, so kann es dann und wann ein gutes Feuilleton bezahlen. Der kleine Trabant des Messager ist der Moniteur parisien. Er ist nicht ganz so officiell, wie der Messager, aber da er das Privilegium des Ausrufes in den Theatern hat, so hüpfen ihm schon zu gleicher Zeit mit dem Messager die meisten der officiellen Canards zu. Canard (Ente) nennt man jene kleinen Novitätenartikel, die aus einem Journal in das andere springen. Die ganze deutsche politische Journalistik z. B. ist aus lauter Canards zusammengesetzt. Ueber Nacht verwandelt sich der Moniteur parisien in die Gazette de Paris. Er rückt nämlich die hauptsächlichsten Artikel vom Abend zusammen, läßt die unbedeutenderen aus und gewinnt dadurch

Raum für das vollständige Theaterrepertoir, das man auch am Rande des Corsaire abgedruckt findet. Man muß gestehen, daß die journalistischen Hülfstruppen der Regierung sehr unbedeutend sind. Le Globe, ein ministerielles Blatt, redigirt von Granier de Cassagnac,*) will keinen Fortgang gewinnen.

Die gouvernementale Presse vertheidigt allerdings den Hof und die Regierung als solche, aber nicht immer die Ministerien. Käme Thiers je wieder ins Ministerium es würde doch vom Journal des Débats zu schamlos sein, ihn nach ihren neuesten Angriffen wieder vertheidigen zu wollen. Doch würde es sich einen Uebergang bilden. Es würde sagen: Wir achten Dich in diesem Augenblick, Deiner Würde wegen, wir wollen Dich nicht hindern, das Land glücklich zu machen, wenn Du es kannst; wir wollen deshalb nicht mit der Opposition Hand in Hand gehen, weil uns der König dauert, der den Fehler begangen hat, Dich zum Minister zu machen! Ganz so steht jetzt die Presse des Herrn von Girardin gegen Guizot. Die Presse, ein in der That durch ihre Appellation an die materiellen Interessen einflußreiches Blatt, unterstützt Guizot in Allem, dessen das Ministerium gegen die Parteien bedarf, verschweigt aber nicht, daß sie einem Ministerium Molé **) geneigter wäre. Sie weicht in der Eisenbahnfrage und über das Untersuchungsrecht von Guizot ab. Für diese Unsicherheit wird das Ministerium durch die meist ministeriellen Provinzialblätter, besonders aber durch die politischen Uebersichten in den beiden großen Revuen schadlos gehalten.

*) Dafür ist mit vieler Marktschreierei die **Epoque** gestiftet und soll 21,000 Abonnenten haben.

**) Jetzt auch einem Ministerium Lamartine.

In der Revue de Paris*) schreibt Professor Lherminier, in der Revue des deux Mondes Staatsrath Rossi den Bericht über die laufende Tagesgeschichte.

Die Oppositionspresse ist theils parlamentarisch, theils dynastisch, theils reformistisch, immer aber im Widerspruche mit der Regierung. Die parlamentarische Opposition ist die der Advocaten und der Deputirten, der Constitutionnel, unter Thiers' Einfluß, an der Spitze.

Im Constitutionnel wurde die Hauptmine gegraben, die allmälig die Bourbonen in die Luft gesprengt hat. Sein Kampf gegen die Jesuiten, gegen den Klerus, gegen die Restauration in allen ihren Verzweigungen, selbst in den romantischen des Dramas, war einst eben so glorreich, wie gewinnbringend. Was unter der Restauration nur irgend unzufrieden war, fand das Echo seiner Klagen im Constitutionnel. Militairische Reminiscenzen der alten abgedankten Generale der Kaiserzeit mischten sich mit dem Ehrgeiz der jungen Generation, und die Kaufleute waren es, die dadurch für die Opposition gewonnen wurden, daß man sein Geld nicht besser anlegen konnte, als in einer Aktie des Constitutionnel. Wer bei der Gründung des Constitutionnel 5000 Franks gezahlt hatte, konnte nach fünf Jahren sein Anrecht für 50,000, ja nach zehn Jahren für 250,000 Franks verkaufen. Da der Constitutionnel unter der Restauration zur Opposition gehört hatte, mußte er nach der Julirevolution ministeriell werden. Dies war ein Unglück für ihn. Die kleinen Blätter bewitzelten den alten Herrn, fanden, daß er sich am Ministertisch lächerlich ausnähme, und setzten ihm

*) Eingegangen.

eine Schlafmütze aufs Haupt und einen grünen Schirm vor die Augen. Die Folge war jenes sprichwörtlich gewordene Desabonnement des Constitutionnel. Von 23,000 Abnehmern sind nur noch 6000 übrig geblieben. Die Actien sanken im Werth, Thiers kaufte sie auf und hält sich durch diesen Verbündeten, der nicht mehr sein Freund, sondern sein Sklave geworden ist. *)

Der Courrier français hat nur 3000 Abonnenten, und ist völlig unbedeutend geworden.

Das Siècle ist nächst den Débats und mit der Presse das einflußreichste Blatt in Frankreich. Es kostet nur vierzig Franken und bringt, was die andern Blätter für achtzig geben. Am beliebtesten ist es durch sein Feuilleton, an das es ungeheure Summen verwendet. Die Politik in dem hohlen Geiste Odillon Barrot's ist die Knochenzugabe zum Fleisch. Das Siècle orakelt gern, wie sein Beschützer.

Ein neues Vierzigfrankenblatt, la Patrie, steht unter dem liberalen Deputirten Pagès de l'Arriège. Es ist erstaunlich, daß eine Zeitung ohne innere Nothwendigkeit und äußeren Werth es doch in Frankreich allein durch seine erste Ankündigung schon auf 1500 Abnehmer bringen kann. Zu viel, um zu sterben, zu wenig, um zu leben.

Der Commerce, früher Journal du Commerce, gehörte lange Zeit, materiell und geistig, dem Deputirten Mauguin. Diese Zeitung hat viele Anstrengungen gemacht, um Terrain zu gewinnen. Da es einen Handelszweck affichirt, so gehen viele Leute auf dem Lande in die Falle und kaufen statt

*) Das Feuilleton hat aber auch hier eine große Veränderung hervorgerufen. Der Constitutionnel zählt wieder über 20,000 Abnehmer.

einer Vertheidigung der materiellen Interessen in ihm eine verworrene auswärtige Politik, sibirische Kindermorde, polnische Revolutionen, petersburger Emeuten, Tscherkessensiege und ähnliche Neuigkeiten aus Mauguin's Privatministerium der öffentlichen Angelegenheiten. Dies Journal kaufte der Abenteurer Louis Bonaparte an und hätte damit allerdings erfolgreicher im Herzen Frankreichs landen können, als zu Boulogne. Aber es fehlte das Talent, das ihn vertheidigt, es fehlte Aufrichtigkeit, die ihm gedient hätte. Der Commerce kam an seinen alten Eigenthümer zurück. Thiers, der seit dem 1. März 1840 die ganze Journalistik in sein Interesse zu ziehen suchte, konnte sich nicht mit Mauguin verständigen und so blieb der Commerce bei jener alten Linken, deren Vertreter in der Kammer neben Mauguin Lherbette ist.

Zu den Blättern derjenigen Opposition, die eine Aenderung der Dinge weniger in den Ministern, als in der Dynastie wünschen, gehören von liberaler Seite der National, von legitimistischer die Gazette de France, die Quotidienne, die France, die Mode.

Der National war unter A. Carrel republikanisch. Seit den Septembergesetzen ist er bonapartistisch. Die Redacteure werden diese Definition schwerlich zugestehen, aber sie reicht aus. Der National hat so lange für die Freiheit gestritten, bis er es müde wurde, die Franzosen zu überzeugen, und zum Ruhme griff. Die Fasces einer Consularregierung hat er vertauscht mit dem Commandostabe des Kaiserreiches. Napoleon von 1815, Napoleon, der eine Charte votirt, würde dem National seit Carrel's Tode vollkommen genügen. Der National ist das Organ der Armee geworden, das Organ der jungen Unteroffiziere, die gern die Epaulettes verdienen

wollen. Seit den Debatten über die Rheingrenze wird uns in dieser Zeitung nichts mehr vertraut ansprechen. Der Deutsche muß in ihr ein Streben erblicken, vor dessen Siege er sich zu fürchten hat. Immermehr von diesem Siege sich entfernend, ist der National mürrisch, stetig, hypochondrisch geworden. Thomas, ein ehemaliger Holzhändler, liegt als Gérant wie ein Cerberus vor dem Eingang in die Höhle des National. Jules Bastide und Armand Marrast, beides Schriftsteller von großem Talent, sind die beiden Herzkammern dieses kleinen Staatskörpers *).

Auch die Gazette de France ist herabgekommen und wird es immer mehr, wenn Herr von Genoude fortfährt, sie zu nichts, als dem Bülletin seines täglichen Befindens zu machen. Herr von Genoude haben wohl geruht, Herr von Genoude haben eine Reise gemacht, Herr von Genoude sind von der ganzen Bevölkerung des Südens mit Triumphpforten und Ehrenbogen eingeholt worden, — man würde diese Bülletins für eine Satyre auf den König halten, wenn Herr von Genoude diese genauen Berichte über sich nicht der christkatholischen und legitimistischen Sache, die die Gazette vertheidigt, schuldig zu sein glaubte. Nichtsdestoweniger ist die Gazette vom Papst verboten worden. Der Papst will keine Freunde, die den katholischen Fürsten Verlegenheiten schaffen. Er will keine Priester, die das allgemeine Stimmrecht lehren

*) Die Wirkung des National hat insofern zugenommen, als er die einzige pariser Zeitschrift ist, die sich von allen Handthierungen der Gewinnsucht ferngehalten und immer eine vornehme Charakterfestigkeit behauptet hat. Hier haben keine Feuilletonoperationen, keine Schmeicheleien und Versprechungen an das „tausende" Publikum stattgefunden. Der National bringt zuweilen noch Aufsätze und Urtheile über schwebende Tagsfragen, die, so klein er geblieben ist, alle Blätter von großem Format vor ihm erniedrigen.

und sich nur deßhalb noch für eine vertriebene Dynastie verwenden, weil keine Aussicht da ist, daß sie je zurückkehrt. Herr von Genoude ist fast schon so gut ein Republikaner, wie Lamennais. Diese Zeitung, die der Regierung viele Sorgen macht, die, seitdem sie sich in ein Abendblatt verwandelte, wenn nicht an Abnehmern, doch an Lesern gewann, wird von Genoude wie eine Provinz geleitet. Die Unterpräfecten sind Lourdoueir, Bauregard und Bossange. Bossange schrieb früher die Briefe der Nachbarin, die in der Gazette so vieles Aufsehen machten.

Die Quotidienne ist nicht so radikal, wie die Gazette. Sie würde sich mit Louis Philippe versöhnen, wenn z. B. das uralte Privilegium der französischen Könige, durch das Auflegen ihrer Hände Kröpfe zu heilen, auch auf ihn übergegangen wäre. Der Herzog von Montmorency bringt dem Bestehen dieses Journals große Opfer. Herr Laurentin leitet die Redaction. Muret, Poujoulat und Merle sind seine Mitarbeiter. Ausgesprochener ist die Farbe der France, eines nur dürftig vegetirenden Blattes, an welchem der fahrende Ritter Vicomte d'Arlincourt arbeitet, jener Minstrel, der durch Europa nach Dosen, Ringen, Anekdoten und Diners pilgert, wie die alten echten Pilger nach den Cedern Libanons. Eines der gefährlichsten legitimistischen Blätter ist die Mode des Vicomte Walsh. Diese elegante Revue erscheint jede Woche nur einmal, findet sich aber auf allen Toilettentischen des Faubourg St. Germain. Die Wespen dieser kleinen Revue stechen nicht die Minister, sondern den König, die Prinzen, die Prinzessinnen, den Hofstaat. Die Mode kritisirt die täglichen Ausgaben Louis Philippe's, seine Jahresrechnungen, seine Weine, seine Diners. Ist einer der

jungen Prinzen im Theater, so schreibt die Mode, er hätte schmutzige Handschuhe angehabt. Seit einigen Tagen zögert eine der Schwiegertöchter des Königs mit ihrer Niederkunft. Die Mode schreibt, sie müsse dies aus Sparsamkeit thun, weil der König wünsche, sie käme an seinem Namenstage, dem ersten Mai, nieder, damit die Kosten dann in Einem hingehen. Die Mode macht die Familienabende des Königs lächerlich, wie die Glieder der Familie alle um einen runden Tisch herumsitzen, einen Tisch mit Schubladen, wo Jede ihr Strickzeug hervorholt. Mad. Adelaide, die Schwester des Königs, setzt die Brille auf. General Athalin, des Königs Adjutant und Schwager, hält das Garn, das die Königin abwickelt. Die Civilliste gibt einen Ball. Die Journale erzählen, daß einige eingeladene Nationalgarden-Majore sich betrunken hätten. Die Mode widerlegt dies Gerücht, da kein Major der pariser Nationalgarde im Stande wäre, die Weine zu trinken, die die Civilliste in ihrem Keller führt. Die Mode wird oft mit Beschlag belegt, oft verurtheilt, aber es scheint, als wenn von Kirchberg und Görz die Mittel kommen, ihre Verlegenheiten zu decken und den talentvollen Redacteur Vicomte Walsh für seine Gefahren zu entschädigen.

Die radikale politische Oppositionspresse besteht aus der fourieristischen Phalange und dem communistischen Journal du Peuple *). Die erste ist ohne Einfluß, wenn auch nicht ohne Bedeutung. In Paris ist kein gedruckter Buchstabe ohne

*) Die Reforme und Alliance sind als neu hier noch zu nennen. Die erste ist sozial und die zweite ist interessant als democratisches und reformirendes Priesterorgan, das etwa unserer deutschkatholischen Bewegung gleichkommt.

Bedeutung. Das Journal du Peuple schwang sich durch Dupoty's unerklärliche Verurtheilung so auf, daß es, statt drei Mal wöchentlich, täglich erschien. Man findet im Journal du Peuple vortreffliche Aufsätze. Der Standpunkt, von welchem aus die laufende Tagesgeschichte hier beurtheilt wird, ist neu und nicht selten erhaben. Kersausie, Louis Blanc, Felix Pyat arbeiten für das Journal du Peuple. Da man keine Revolutionen mehr in den Straßen machen kann, so hat sie dieses Blatt in das Feuilleton verlegt. Jede Nummer bringt im Feuilleton Geschichten, Novellen, Anekdoten aus den verschiedenen Revolutionen aller Jahrhunderte. Dabei ist es Bedingung, daß jede Revolution aus den edelsten Triebfedern entstehen und von den tugendhaftesten Menschen geleitet werden muß. Ein deutscher Schriftsteller lieferte dem Journal du Peuple einige neuere deutsche Revolutionsbilder. Man würde sie genommen haben, wenn der Vf. nicht mit zu viel Ironie vom hambacher Feste gesprochen hätte. Bei aller Gediegenheit dieses Blattes in seiner Redaction und seinen politischen leitenden Artikeln wird es sich nicht halten können *). Die radikale Partei kann in Frankreich nur herrschen, wenn sie gefürchtet wird. Man kann in Frankreich vielleicht das ganze Volk auf den Standpunkt des reinen Jakobinismus schrauben, aber nicht das, was man Publikum nennt. Die Leute, welche Geld haben, kaufen das Journal du Peuple nicht. Die, welche vielleicht lesen können, haben kein Geld, und Die, für welche diese Zeitung eigentlich berechnet ist, haben weder Geld noch können sie lesen.

Nimmt man zu diesem Chaos der täglich erscheinenden

---

*) Es ist eingegangen.

Journalistik noch die in Paris selbst sehr abbleichenden und minder eindrucksvollen Witzeleien des Charivari und die plumperen Satyren des Corsaire*), so wird man es nicht unerklärlich finden, wie sich zuweilen die selbstständigen, freieren Geister über diesen Wirrwarr hinauszukommen sehnen. Wär' ich Franzose, ich würde vielleicht mit irgend einer Meinungsschattirung dieser Blätter übereinstimmen; übertrag' ich aber mein deutsches Gefühl auf dieses tosende Marktgedräng, so würd' ich mir einen Standpunkt außer ihm suchen müssen, ich hielte diese Monotonie eines und desselben Mühlengeklappers nicht aus. Wer in Frankreich sich vom Journal befreit, kann es nur, wenn er über dem Journalismus erhaben ist. Den Gelehrten, den Philosophen, den Dichter kümmert dieses Dreschen leeren Strohes wenig: er leidet selbst zu sehr darunter, als daß er für irgend einen dieser trügerischen Faktoren der öffentlichen Meinung Partei nehmen sollte. Staatsmänner aber, die sich über diese Debatten erheben könnten, die heute legitimistisch, morgen demokratisch urtheilen, sind jetzt noch seltne Ausnahmen: eine der ersten Lamartine. Journalisten, die sich in Frankreich eine selbstständige Bahn brechen, kommen alle zehn Jahre nur einmal vor. Man macht sich als Tagesschriftsteller in Paris noch immer nicht anders geltend, als durch ein Journal: man macht ein Journal nicht anders geltend, als durch eine Partei.

---

*) Dieser Corsaire hat sich seit seiner Verbindung mit dem „Satan" als Corsaire-Satan völlig verändert. Er ist ein Oppositionsblatt mit einer nicht wegzuläugnenden leisen legitimistischen Färbung, sehr geistreich geschrieben und nur etwas stark dem Scandal ergeben. Seine **Nouvelles à la main** ergötzen solange die Klatschsucht des Faubourg St. Germain, der Adligen und der Bankiers, bis Einer von den Lachern selbst getroffen wird und dann allerdings das gefährliche Blatt zum Henker wünscht.

Zwei Journalisten, die sich in dem Gewühl der französischen Presse einen eigenen Standpunkt zu schaffen verstanden, sind Henri Fonfrède und Emile de Girardin. Der erste ist todt. Er kam von Bordeaux, wo er sich durch eine Provinzialzeitung einen Namen gemacht hatte, nach Paris und zeichnete sich in dem damals noch bestehenden ministeriellen Journal de Paris aus. Fonfrède wich von der ganzen Politik Frankreichs ab; er desavouirte nicht allein die Politik des Parteigeistes, sondern sogar die der Regierung. Er war entschieden anticonstitutionell, ein reiner Monarchist. Fonfrède sprach über den Staat, als hätte er dessen Natur in Göttingen studirt. Die Lehre von den drei Gewalten im Staate, von der Nothwendigkeit ihrer Trennung, von dem Vertrage zwischen Fürst und Volk, alle diese Grundsätze des neuen constitutionellen Staatsrechtes verwarf dieser Schriftsteller, der sich seine eigne Doktrin, ja sogar seine eigne politische Sprache schuf. Sein Hauptsatz war: frei sein heißt: gut regiert werden. Fonfrède, fanatisch in seinen Angriffen, indiscret in seinen Vertheidigungen, schuf der Regierung, die an seinem polemischen Talente allerdings Freude hatte, doch große Verlegenheiten. Sie mußte ihn nach Bordeaux zurückschicken.

Nach Fonfrède bildete sich Emile de Girardin, nur mit dem Unterschiede, daß wenn jenen die Ueberzeugung reif machte, bei diesem viel die Umstände dazu beitrugen. Girardin gilt für einen der einflußreichsten Männer in Frankreich. Er hat die Presse im Privilegium ihrer Alleinherrschaft untergraben, indem er seine Zeitung für vierzig Franken verkaufte und dadurch die Finanzen aller übrigen Blätter verwirrte. Wo nichts ist, hat in Frankreich, wie überall, der

Kaiser sein Recht verloren, und auch das Volk das seinige. Girardin machte mit seiner Unternehmung Glück. Er zahlte, er zog die bedeutendsten Talente in seinen Kreis, er brach die Macht des Journals des Debats, ohne darum zur Opposition überzugehen, er war gouvernemental, zuweilen antiministeriell, immer aber der Schutzherr des Königs, der königlichen Familie, der Schutzherr der französischen Vorurtheile gegen England, der materiellen Interessen gegen die Ideologie des Tages. Es ist aus vielen Gründen wohl unmöglich, daß E. de Girardin je Minister wird, aber er hat dem Hause Bertin einen Theil seiner Macht entrungen, man fürchtet ihn, man macht ihm den Hof, man bewundert sein Talent, man gibt sich in den Tuilerien die Miene, als müsse die Dynastie Orleans sich ihm auf Gnade und Ungnade ergeben, er wird bald die Minister machen, wie er jetzt schon bei den Wahlen durch seine unterm Volk sehr verbreitete Zeitung die Deputirten macht.*)

Trotz dieses Einflusses glaub' ich nicht, daß Jemand in Frankreich in Emile de Girardin's Haut stecken möchte. Es gibt Namen in Paris, die vielleicht unpopulärer sind, als der seinige, aber keinen, der in größern Scandal verwickelt war. Begegnete diesem Schriftsteller ein plötzliches Unglück, es würde nur Wenige geben, die ihn bemit-

*) Durch die Epoque wird ihr aber jetzt der Widerpart gehalten, so fühlbar, daß es darüber zum Duell kam. Die Geschichte des Prozesses Beauvallon, so interessant für die Enthüllung der wahren Geheimnisse von Paris, löst sich scheinbar in eine Nebenbuhlerschaft um Frauen, in Wahrheit aber in eine zweier Zeitschriften auf. Tragisch ist, daß Girardin für seine Presse Armand Carrel erschoß und der Redakteur der Presse wieder von einem neuen Rivalen, dem Globe oder der Epoque, erschossen wurde. Fast möchte man an des Dichters Spruch: Das ist der Fluch der bösen That! denken.

leideten. E. de Girardin ist ein warnendes Beispiel, wie weit man mit sich und seiner Ehre in die Oeffentlichkeit treten darf. Als Deputirter von Bourganeuf hat dieser ohne Zweifel talentvolle Mann eine schonungslose Prüfung seiner Geburts- und Lebensumstände ertragen müssen. Seitdem ich höre, er wolle sich ihr bei den nächsten Wahlen zum zweiten Male aussetzen, ist mir die traurige Thatsache bewiesen, daß Zweifel an unserm moralischen Werth diesen Werth selber untergraben können.

Emile de Girardin ist von mittlerer Figur und blassem, fahlem Gesichtsteint. Seinen Augen ist ein prüfendes Stechen, eine Mischung von abwechselnder Unruhe und plötzlicher scharfer Fixirung eigen. Man sieht ihnen die gewaltig im Hirn umrollenden Gedanken, die ewige Erregung der Leidenschaft, die Lebhaftigkeit einer überreizten Phantasie an. Sein ganzes, etwas frühreif aussehendes Wesen scheint auf dem Qui vive! zu stehen. Man kann von ihm sagen, Erschöpfung und Abspannung durchzittern sich so in ihm, daß man nicht weiß, ob er am Vorabend eines Entschlusses oder am „Lendemain" einer Täuschung steht. Beim Anblick der zarten Hand, die den charakterfesten und geistvollen Redakteur des National, Armand Carrel, tödtete, überkam mich eine Rührung, die auszusprechen, wohl etwas zu deutsch gewesen wäre. Girardin selbst rührte mich: sein täglicher Kampf, seine täglichen Prozesse, seine täglichen Briefe an den National, sein beunruhigender, sein unbefriedigter Ehrgeiz, seine Inpopularität. Man kann Jemanden im Duell getödtet haben, aber um uns darüber ganz zu beruhigen, muß der Andere uns gefordert haben. Man kann in der großen Oper eine Ohrfeige bekommen, man hat nicht nöthig,

wenn man schon ein Mal Jemanden erschoß, sich deshalb noch ein Mal zu schießen, aber es ist drückend, wenn der Thäter dafür drei Jahre ins Gefängniß muß. Einen Deutschen würden solche Erfahrungen zum Einsiedler machen, den Franzosen treiben sie, sich immer noch mehr in der Masse vorzudrängen. Bitterkeit, Melancholie und nervös gereizte krankhafte Leidenschaft sind in den Gesichtszügen Girardin's unverkennbar.

Der Redakteur der Presse spricht mit Geist und nicht ohne Kenntnisse. Er ist viel gereist, hat mit französischen Augen viel gesehen, mit französischen Ohren viel gehört, Girardin kennt Deutschland, unsre Politik, unsre Eisenbahnen, unsre Theater. Er sprach über die Verwaltung, die Gesetzgebung, die Journalistik Frankreichs, Europas und Amerikas mit gleicher Gewandtheit, nicht nur notizenweise, sondern nach Gesichtspunkten. Er bezweifelte die längere Dauer des Ministeriums Guizot, stellte Guizot's politische Talente in Abrede und deutete auf Molé. Ich nahm aus seinen anregenden Gesprächen, was mir haltbar schien, fand aber, als er von Deutschland redete, aufs Neue bestätigt, daß man in Frankreich der verhaßteste Absolutist sein und in Deutschland noch als ein eingefleischter Jakobiner erscheinen kann. Die Franzosen sprechen über Emil de Girardin, wie wir etwa über das berliner politische Wochenblatt sprechen würden. Und doch steht dieser Publizist ganz auf der Höhe der Zeit, ist entschieden constitutionell, ein entschiedener Freund der Preßfreiheit. Herr von Girardin erzählte von seinen Entrevüen mit dem Fürsten von Metternich und Herrn von Rochow. Beide Staatsmänner werden sich überzeugt haben, daß ein **deutscher** Liberaler, gegen einen französischen Hof-

publizisten gehalten, doch noch in seinen Ansprüchen ein wahres Muster von Bescheidenheit und in seinen Grundsätzen würdig eines Ordens ist.

Achtundzwanzigster Brief.

Paris, 26. April 1842.

Das ehemalige Kloster der Kapuzinerinnen schenkte Napoleon dem Marschall Berthier, Fürsten von Wagram. Im Jahre 1821 kaufte die Regierung das Hôtel Wagram an, hierher das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten zu verlegen, das früher im Hôtel Galifet, Rue du Bac, war.

Mitten zwischen dem glänzenden Gewühle der Boulevards und den vornehmen Umgebungen der Madeleine und des Vendômeplatzes liegt die Wohnung des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten. Eine friedliche, der übrigen Welt entrückte Einsiedelei. Lindenbäume und Pappeln ragen hinter einer hohen Mauer, die das Hôtel des Capucines umringt, hervor. Im Innern selbst laufen die Empfangszimmer des Ministers mit ihren hohen, als Thüren zu öffnenden Fenstern in freie und gefällige, wenn auch nur kleine, grüne Gartenräume. Es ist nicht zu verwundern, daß Jeder, der einmal dieses Hôtel bewohnte, sich dahin zurücksehnt, auch wenn er einige seiner Grundsätze draußen zurücklassen müßte.

Guizot sprach vertraut mit Barante. Es galt den Vorbereitungen einer halbvertraulichen Sendung nach England, deren Zweck ohne Zweifel der sein wird, England darauf

aufmerksam zu machen, daß eine so einseitige, hartnäckige und selbstsüchtige Politik, wie die bisher z. B. im Durchsuchungsrecht von England befolgte, die französischen Staatsmänner bei aller Neigung zu Frieden und Eintracht, doch noch, dem französischen Volkswillen zu genügen, zu äußersten Schritten treiben müßte. Man kann sich in Frankreich als Minister erhalten, auch wenn man die Gesetze, nicht aber, wenn man die Nationaleitelkeit verletzt.

An der runden Familientafel, unter Kindern und Hausfreunden, hat Guizot etwas Gemüthliches, etwas Patriarchalisches. Ich war nicht in dem politischen Paris, sondern in dem pädagogischen Genf. Es fehlte nichts als ein Gebet, das eines der Guizot verwandten Kinder laut vorgesagt und die anderen mit gefalteten Händen leise nachgesprochen hätten. Es herrschte jene stille, feierliche Stimmung, deren man in Genf so dringend bedarf, um vor dem Rauschen der Rhone den gleichmäßigen Schlag der genfer Uhren, das Picken dieser Tausende von kleinen Taschenzeitmessern, die Genf hervorbringt, zu unterscheiden. Familien, die viel Unglück erlebten, bekommen etwas Finsteres, zuweilen etwas Heiliges in ihrem Stillleben. Guizot's Vater starb in der Revolution unter dem Beil der Guillotine. Man kann sich aus dieser schmerzlichen Erinnerung, die durch den täglichen Anblick seiner bei ihm lebenden Mutter immer wach gehalten wird, nicht nur Vieles in Guizot's Häuslichkeit, sondern auch in seiner Politik erklären.

„Ist die deutsche Schaubühne national?“ fragte mich Guizot.

„Sie war es zur Zeit Schiller's, zur Zeit Iffland's,

Schröder's und Kotzebue's. Seither gehört sie Frankreich an, von dem wir uns aber jetzt zu befreien suchen."

„Ich war früher dem Theater sehr befreundet, fuhr Guizot fort. Seitdem ich dem Spiel der Welt angehöre, hab' ich für das Spiel der Bretter den Sinn verloren. Damit eine Bühne recht auf das Volk wirke, müssen die Eingangspreise so niedrig als möglich sein. In Paris sind die guten Theater zu theuer. Im Allgemeinen nimmt der Sinn für die Bühne ab. Als ich vor Jahren in England war, fand ich in einer einzigen Straße von Edinburgh allein sieben Theater. Später erhielt sich davon nur noch eines."

„Es mag an der Zeit, aber auch am Verfall der Kunst liegen, bemerkte ich; der Staat sollte die Theater mit derselben Aufmerksamkeit behandeln, wie er für das Interesse der Kirche sorgt. Auf dem Standpunkte unsrer Tage kann diese Zusammenstellung keine Profanation mehr sein."

„Im Gegentheil, antwortete Guizot. Man hat in Paris die statistisch erwiesene Bemerkung gemacht, daß sich mit der Abnahme des Theaterbesuches die Verbrechen mehren. Geht der Handwerker nicht ins Theater, so geht er auf einen Ball. Die Einsamkeit oder die schlechte Gesellschaft langer Abende führt zu verbrecherischen Handlungen. Zu geschweigen, daß ein gutes Volksschauspiel die Sitten veredelt."

Das Dejeuner ging unter ähnlichen Erörterungen über das Schauspiel vorüber. Guizot führte mich darauf in sein Cabinet. Wir sprachen von der Politik. „Ich habe, sagte er, Deutschland stets geliebt und bewundert. Meine Studien führten mich früh auf die Geschichte, Literatur, auf die Gelehrsamkeit der Deutschen. Ich hatte eine Periode von vier Jahren, wo ich nur deutsche Schriften las und dann

und wann mit englischen abwechselte. Der deutsche Nationalcharakter ist mir stets heilig gewesen. Es liegt etwas Ernstes, Edles, etwas Biedres und Frommes im Wesen der Deutschen. Soviel ich mir über den politischen Charakter Ihres Volkes klar machen konnte: so schien mir dieser aus zwei Triebfedern zusammengesetzt. Die eine ist die des Fortschrittes. Sie haben ein ungestümes Verlangen der Neuerung, einen schnellen Reiz an neuen Ideen, sie haben den Trieb de marcher en avant, de marcher, comme vous l'appellez, vorwaerts. Das andere Element ist ein stabiles, etwas Träumerisches, Unentschlossenes, ja Unpraktisches. Dies verhindert Sie, von Ihren Ideen eine dem allgemeinen Wohle ersprießliche Anwendung zu machen. Ich gestehe Ihnen indessen doch, daß mir an dem gegenwärtigen Gange der Angelegenheiten in Deutschland Vieles fremd und sogar befremdlich ist."

Ich würde die Stellung eines Mannes wie Guizot und sein Vertrauen wenig zu schätzen wissen, wollt' ich die lange Erörterung, die sich über dies Thema anspann, hier wiedergeben. Daß seine Richtung eine friedliche ist, weiß man. „Nur im Frieden, sagte er, kann das Glück der Völker blühen." Doch als Franzose, als Vertreter einer ihm anvertrauten Stellung, als Minister einer Dynastie, die sich befestigen will, mag er doch im Allgemeinen über Deutschland mit Thiers übereinstimmen. Er charakterisirte übrigens Thiers sehr treffend mit folgenden Worten: „Herr Thiers, mein unermüdlicher Rival, hat das Unglück, bei allem Talent doch nur ein Nachahmer zu sein. Bald ahmt er Ludwig XIV., bald die Jakobiner, bald das Direktorium, bald Napoleon nach. Es scheint als wenn er sich bei seiner Kenntniß der

neuern Geschichte Frankreichs nicht anders aus seinen Verlegenheiten helfen kann, als daß er sich frägt, wie würde es das Königthum, wie würde es die Republik, wie würde es das Kaiserreich in dieser Lage gemacht haben." Es liegt viel Wahres in dieser Bemerkung.

Prozesse führen ist unangenehm, krank sein wohl noch widerwärtiger. Louis Philippe verliert nicht gern Geld, aber noch weniger gern das Leben. Wenn er Thiers ins Ministerium ruft, so ist es, als rief' er einen Advokaten, der ihm einen Prozeß führen soll. Ruft er Guizot, so ist es, als rief' er einen Arzt, der ihm seinen Puls fühlen soll.

Guizot hat alle würdevollen, aber auch die etwas beängstigenden Eigenschaften eines Arztes. Er ist kein Damenarzt, der statt nach dem Befinden seiner Patientin sich zu erkundigen, nach ihrer neuesten Lektüre fragt, Anekdoten erzählt und nicht eher geht, bis er für seine nächste Visite nicht etwas Neues weiß. Guizot's Auge zeigt Wohlwollen und doch Strenge. Die Haltung des nur kleinen Wuchses ist sicher und entschlossen, die Bewegung, die eine Hand in der Brust = und die andere in der Pantalontasche zu halten, bleibt sich fast immer gleich. Die Sprache deutlich und bestimmt. Er hört mit Ruhe an, ergänzt, wie ein Lehrer, die Aeußerung des Andern, wenn dieser sie selbst nicht ganz klar aussprechen kann, und tritt dann erst mit seiner Antwort hervor, die allerdings etwas von der Unwiderrufbarkeit eines Richterspruchs, etwas Apodiktisches hat.

Guizot ist in Genf erzogen worden. Er ist Protestant und hat etwas von der herben Strenge des Calvinismus. Die genfer Erziehung bringt weit mehr Erzieher, als Erzogene hervor. Sie erzeugt eine große Regelmäßigkeit im

täglichen Lebensverkehr, ein großes Selbstvertrauen in die erhaltene Bildung. Man bringt in Genf Alles auf Grundsätze zurück. Die überzahlreiche Geistlichkeit könnte man protestantische Jesuiten nennen; sie erziehen, sie leiten die Familien, sie leiten den Staat, sie haben es verstanden, in Genf alle Erscheinungen des dortigen Lebens unmittelbar mit sich in Verbindung zu setzen. Durch diese etwas düstre Atmosphäre zucken zuweilen die Flammen einer augenblicklichen ekstatischen Begeisterung. Die genfer Predigten erheben sich von trocknen Begriffsspaltungen oft plötzlich zu unmittelbaren Visionen, die Stimme der Redner zittert, das Auge starrt, die Gemeinde zerfließt in Thränen. Genf bildet in Wissenschaft, Kunst und Leben eine so eigenthümliche Welt für sich, daß Guizot, der eilf Jahre lang von der Hinrichtung seines Vaters an, 1794 bis 1805, daselbst lebte, in seiner Bildung wohl nach jenen Elementen beurtheilt werden kann.

Im Jahre 1805 kam Guizot nach Paris. Er schilderte seinen Tischgenossen diese Ankunft, die Entfernungen der Straßen, die Uebermüdung und das ewige Einerlei in der großen Abwechselung, mit vieler Gemüthlichkeit. Der jetzige Minister der auswärtigen Angelegenheiten war im Jahre 1805 so arm, daß er, um seine Rechtsstudien zu verfolgen, Hauslehrer werden und für Buchhändler Compilationen und Uebersetzungen liefern mußte. Seine Kenntniß der deutschen Sprache bewies er damals durch eine Bearbeitung des von unserm geistvollen Rehfues herausgegebenen Gemälde von Spanien im Jahre 1808. Sein Ziel wurde eine Professur. Er erhielt sie durch Royer Collard, dem er im Jahre 1814 nach der Restauration auch eine Anstellung im Ministerium

des Unterrichts verdankte. Von diesem Augenblick an trat Guizot in die politische Laufbahn, gab seine Stelle auf, als die Bourbonen ihre Intriguen gegen die Sache des Volkes einleiteten, und erörterte in einer Menge von Flugschriften die Fragen der Zeit, in jenem Sinne, den man damals spottweise den doktrinairen nannte. Daher der Name der Doktrinairs. Einige Mal seines Katheders entsetzt, kam Guizot kurz vor dem Ministerium Polignac in die Kammer. Er stand unter den 221 Deputirten, die dem König die Gefahren des Staates ans Herz legten. Der König hörte nicht, bis die Revolution redete.

Die Julirevolution wurde gleich anfangs zwiefach beurtheilt. Dem Einen brachte sie etwas völlig Neues, den Andern nur Das, was sie dem bisherigen Alten als Spiegel, als Warnung vorgehalten hatten. Zu den Letztern gehörte Guizot. Während die Einen die Julirevolution zu einer unmittelbaren Fortsetzung des Jahres 1789 machen wollten, sah Guizot in ihr nur die vollkommene Ausführung und die endliche Bewahrheitung des Jahres 1815.

Guizot war nie ein Freund der Jahre 1789 bis 1815, doch als Kenner der Geschichte wußte er, daß sich Epochen aus dem Volksleben nicht ausstreichen lassen. Er wußte noch mehr, er wußte, daß große Epochen die Nation erschöpfen. Frankreich hatte keine Kraft mehr, das Jahr 1830 an das Jahr 1789 anzuknüpfen: fünfzehn unbehagliche Friedensjahre hatten das Blut, die innern Zerrüttungen, den Ruin des Familienglückes nicht ersetzt, die Opfer, die die Jahre von 1789 — 1815 Frankreich gekostet hatten. Funfzehn magre Jahren reichten nicht hin, um sich von dreißig bluttriefenden zu erholen. Das Frankreich von 1830 war in der That

grade nur stark genug, das Frankreich von 1815 wahr zu machen. Guizot wußte, daß es mehr nicht ertragen würde, und wurde einer der ersten Taufzeugen des 9. Augusts, des Geburtstages der Orleanischen Dynastie.

Das erste Ministerium der Julirevolution bildete sich in den Redactionsbüreaux der Zeitungen, unter den Barrikaden der Boulevards, bildete sich so zu sagen unter freiem Himmel. Guizot nahm an ihm Theil. Es dauerte nicht volle drei Monate und zerfiel in sich selbst. Jener Kampf der Parteien sollte beginnen, der noch bis zur Stunde in Frankreich fortdauert und dem die Julirevolution eine so große Einbuße an moralischem Vertrauen und physischer Kraft zu verdanken hat.

Seit dem 11. August 1830 hat Frankreich siebenzehn Ministerien gesehen. Man kennt diese furchtbare Absórption von Namen, die heute auftauchten und morgen wieder verschwanden. Fast alle Ansprüche des Ehrgeizes sind wenigstens ein Mal befriedigt worden. Fast Alle, die sich die Erben der Julirevolution dünkten, saßen ein Mal am Ruder und versuchten es, das Schiff des Staates von Ungewitter zu Ungewitter zu lenken. Vierundfunfzig Namen haben seither in den ministeriellen Combinationen, wie die Gebilde eines Kaleidoscopes, gewechselt. Immer neue Gestaltungen, immer Abwechslungen und keine, die es zu einer mehr als zweijährigen Dauer gebracht hätte. Wird dieses System andauern? Ist es eine Bedingung jener Staatsreform, die die Grundlage der französischen Charte ist? Fällt sie der Unbeständigkeit und der Politik Louis Philippe's zur Last.

Es muß den Freunden der constitutionellen Monarchie viel daran gelegen sein, daß die 17 Ministerien der Juli-

revolution richtig erklärt werden. Die Umwälzung des Jahres 1830 hatte Alles in Gährung gebracht, die grollenden Zurücksetzungen der Vergangenheit, die ehrgeizigen Ansprüche auf die Zukunft. Um der Beruhigung dieses Sturmes der Leidenschaften ihren friedlichen Charakter zu lassen, war es kaum anders möglich, als Jedem die freie Bahn zu öffnen, die er sich durch sein Talent ebnen konnte. So drängte sich Alles an die Portefeuilles. Versetzt man sich in die Entwickelung dieser 17 Ministerien, so sind sie mehr als ein Würfelspiel. Sie sind nothwendig in ihrer Entstehung, organisch in ihrer Fortbildung. Wiederholen sie sich in denselben Namen, in denselben Schattirungen, so wird man sogar in ihnen ein stetiges Gesetz erblicken müssen. Alle nächsten Erben der Julirevolution haben sich nach einander an den Geschäften versucht. Die Kammer, ein kochender Vulkan, schleuderte aus ihrem Schooße hervor, was sich in ihr vorfand an Intelligenz, an Ehrgeiz, an gebildetem oder wirklichem Organisationstalente, das Nothwendige hat sich vom Zufälligen endlich ausgeschieden. Nur wenige Namen sind zurückgeblieben, die man jetzt noch als unumgängliche bezeichnen kann.

Die Ministerialkrisen werden in Frankreich noch aus andern Gründen seltener werden. Die Kammer ist der Ausdruck der materiellen Interessen geworden: der Advokatengeist in ihr schwindet immer mehr. Kein fähiger Kopf, der etwas auf sich gibt, kann sich in Paris noch darnach sehnen, Minister zu werden. Ein gefallener Minister bietet einen kläglichen Anblick dar. In seiner geistigen Bedeutung absorbirt, hat ein solcher Staatsmann nicht einmal einen materiellen Ersatz. Ein ausscheidender Minister erhält keinen Gehalt,

keine Gesandtenstelle, keine Sinecure als Ersatz. Ein ancien ministre kann nicht gut wieder vor das Barreau treten und Prozesse führen, wie früher, er kann nicht wieder Präfekt werden, was er früher war. Es ist jetzt mit dem französischen Ministerium wie mit der Hand und dem Räthsel der Turandot. Wer das Räthsel nicht löst, verfällt einem moralischen Tode. Daher werden die Freier um diese Hand schon seltner.

Man irrt sich sehr, wenn man ferner glaubt, daß die Ministerialkrisen mit dem Kampf der Parteien zusammenhängen. Es sind freilich Parteien da, die sich verdrängen wollen, Parteien, auf die sich einzelne politische Köpfe stützen, um in der Kammer Majoritäten und auf der Ministerbank Collegen zu haben. Ob Doktrinaire und Tiersparti gegeneinander kämpfen, ist so gleichgültig geworden, daß man von diesen Unterschieden wenig mehr reden hört. Die Geschichte dieser 17 Ministerien beweist eben auch, daß die Verlegenheiten, an welchen sie gewöhnlich scheiterten, gänzlich außerhalb ihres politischen Glaubensbekenntnisses liegen. Für Thiers war es ein großes Unglück, daß die Franzosen diese Ueberzeugung erst seit dem Julitraktat gewonnen haben.

Die veränderten Bedingungen des französischen politischen Lebens liegen auf der Hand. Bis zum Jahre 1836 mag sich Europa vor den Gährungen Frankreichs gefürchtet haben, seitdem ist diese Furcht gewichen. Man macht in den Cabinetten Europas dem Cabinet der Tuilerien nicht mehr das Compliment, daß von seiner Erhaltung die Ruhe der Welt abhinge. Alle diese Zugeständnisse, die man der französischen Politik seit 1830 im Interesse der Ordnung und der innern Staatenruhe gemacht hatte, sind seit der Frage

des Orients weggefallen. Der Prinzipienstreit ist beigelegt und Thiers mit seinen Schläuchen des Aeolus, „in denen die Propaganda steckte,“ wurde ausgelacht. Frankreich, im Interesse der Dynastie Orleans innerlich beruhigt und auf die Forderungen der Bourgeoisie heruntergeschraubt, tritt jetzt wieder mit den andern Staaten Europas in eine Reihe, gleich berechtigt, aber auch gleich verpflichtet. Was es bisher seine Politik genannt hat, war eine Art europäischer Polizei: die eigentliche Politik geht jetzt erst an. Während Thiers vom 1. März 1840 bis zum 29. Oktober in jenem Geiste regieren wollte, den Casimir Perier dem geängstigten Europa gegenüber im Jahre 1831 zeigen durfte, beobachtete Guizot in London auf seinem Botschafterposten ruhig den Umschwung der Dinge und hatte das Glück, an die Leitung in einem Augenblick zu kommen, wo das Regieren auch in Frankreich keine freie Kunst mehr, sondern eine sich von selbst lösende Rechnungsaufgabe geworden ist.

Fast alle Ministerien hatten sich durch irgend eine Frage gelöst, die nicht in einem System, sondern in den Umständen lag. Bald gab Spanien, bald England, bald der Orient die Ursache. Auch die Rentenumwandlung und das Recensement sind vom Augenblicke gebotene Fragen, die von der Doktrin und dem Tiersparti völlig unabhängig sind. Thiers, der freier sein will, als Guizot, hat strengere Gesetze gegeben, als dieser. Die Septembergesetze, die Befestigungen von Paris gehören Thiers an. Guizot hat nur das Unglück gehabt, daß er die Gesetze, die Andre gegeben hatten, gezwungen war in Ansehen zu erhalten und anzuwenden.

Ich habe nie zu den Freunden der Doktrinairs weder in Frankreich noch in Deutschland gehört. Aber im Drang der

Umstände, im Gewühl der französischen Parteiumtriebe, im Angesicht gewisser für das Glück Frankreichs unumgänglicher Nothwendigkeiten scheint mir Guizot der für den Augenblick berufenste Staatsmann Frankreichs zu sein. Guizot ist den Franzosen unbequem, selbst denen, die mit ihm in seinen Maßregeln übereinstimmen, aber Frankreich ist in der Lage, einen Arzt, keinen Schmeichler haben zu müssen. Der gemeine Bürger hat großes Vertrauen zu Guizot. Es gibt einen gewissen moralischen Ernst, eine gediegene sittliche Würde, eine edle Einfachheit des Lebens, die zum Volke ebenso überzeugend spricht, wie es eine brillante Beweglichkeit, Schmeichelei und glänzende Redefülle mißtrauisch machen. Frankreich bedarf nicht so sehr der Ordnung, als des Ernstes. Die Frivolität sollte nicht bis in die höchsten Instanzen des ganzen Daseins einer Nation dringen, und wenige Namen ausgenommen, find' ich, daß neben Guizot und seinen besten Freunden selbst die Politik in Frankreich frivol ist. Man hat dort den Staat zur Börsencoulisse gemacht. Man kauft und verkauft nach dem Winde, lebt von der Lüge, hat seine Zwischenhändler, benutzt den künstlichen Schrecken und schlägt die Wahrheit nicht nach ihrem ewigen Grundstocke, sondern nach der Rente des Augenblicks an.

Ich weiß nicht, ob Frankreich mehr eines Politikers oder eines rechtschaffenen Mannes bedarf. Der König, wenn er ein rechtschaffener Mann ist, existirt nicht für Frankreich. **Le roi règne et ne gouverne pas.** Aber das weiß ich, daß in Frankreich Politik jetzt einen andern Begriff haben sollte, als den, den sie bei Talleyrand hatte. Guizot ist allerdings nach Talleyrand's Begriffen kein Politiker. Ein Politiker sein ist eine leichte Sache, wenn man eine große, ge-

fürchtete Nation zur Seite hat, die unser Lächeln zu einer Drohung, unsere Drohung zu einem Kriegssturme macht. Talleyrand hatte leicht Politiker sein mit einem Stoffe, der nie ruhte, ewig gährte, ewig gefürchtet wurde, mit einer Nation, die Alles wahr machen konnte, was er künstlich log, und Alles Lügen strafen konnte, was er künstlich versicherte. Man spricht immer von Talleyrand und sollte von dem Frankreich sprechen, das er zu vertreten hatte.

Das Guizot'sche Frankreich aber ist jetzt ein schlummerndes, gähnendes, erschöpftes Frankreich. Dies Frankreich will keinen Krieg, weil es ihn nicht aushalten würde. Es würde den Krieg nur aushalten, wenn die Republik die Flamme schürte und aus der Flamme zuletzt ein Napoleon erstünde. Alle diese mathematischen Wiederholungen sind vielleicht nicht möglich, doch werden sie gefürchtet. Frankreich ist kein junger Stoff mehr, aus dem noch der politische Künstler etwas formen könnte. Es ist nichts als eine Hinterlassenschaft der Zeit an die Zeit, ein anvertrautes Gut, zu dessen Verwaltung es zunächst der Rechtschaffenheit bedarf.

Wird sich das jetzige Ministerium halten? Diese Frage hört man in Frankreich weit seltner aufwerfen als im Auslande. In Frankreich weiß man recht gut, daß die Ministerien nachgrade anfangen müssen, sich zu erhalten. Nach siebzehn Combinationen sind die Möglichkeiten so ziemlich erschöpft. Die Namen der funfzig Ministercandidaten bleiben so ziemlich dieselben: neue kommen aus dem obengenannten Grunde nicht hinzu. Thiers bildet sich zwar eine Schule für sich aus, eine Pflanzschule künftiger Minister, z. B. den jungen talentvollen Redner Billaut, aber ganz Frankreich weiß, daß Thiers der Mann nicht ist, dessen Frankreich bedarf.

Das jetzige Ministerium besteht seit dem 29. October des vorigen Jahres. Die neue Kammer fällt im Sinne der Regierung aus. Wird Lamartine ihr Präsident, so verstärkt sich Thiers allerdings durch Sauzet, der unter seiner Präsidentschaft schon am 22. Febr. 1836 Minister war, aber die Ministerchance Lamartine's fällt weg und es bliebe dann außer Thiers nur noch Molé als Guizot's Rival übrig.

Ein Molé'sches Ministerium würde liberaler sein, als das jetzige. Nicht, daß Guizot illiberal wäre, aber da ihm vom Staate ein bestimmtes, nothwendiges Schema vorschwebt, da er für das gegenwärtige Frankreich eine ganz bestimmte Richtung der Politik für nothwendig hält, so wird er schroffer auftreten, als Molé. Molé ist ein Mann des Augenblicks, ein politischer Dilettant, der von der Stunde seine Regel nimmt, ein Vermittler, ein Versöhner. Die Doctrinairs, fühlend, wie groß der Vorsprung ist, den ein solches System in den Gemüthern findet, würden sich auch keiner Politik so widersetzen, als grade dieser Molé'schen, die sie eine principienlose, sybaritische, eine frivole nennen. Es ist zwischen Guizot und Molé ein Gegensatz, wie zwischen einem conservativen Robespierre und einem conservativen Danton.

Molé, aus einer alten adeligen Familie, die in den Parlamentern glänzte, verlor, wie Guizot, seinen Vater auf dem Schaffote. Unter Bonaparte zurückkehrend, trieb ihn sein Ehrgeiz, sich an das geltende System mit aller Kraft seines Talentes anzuschließen. Principienlos vertheidigte er die absolute Regierungsform, erregte dadurch Napoleon's Aufmerksamkeit und zeigte sich diesem so schmiegsam, daß er von Stufe zu Stufe klomm und im Jahre 1813 Minister war. Napoleon umgab sich gern mit den bedeutenden Namen des

alten Frankreich. Graf Molé gehörte zu ihnen. Dennoch söhnte sich dieser Staatsmann schneller mit der Restauration aus, als ihm Ehre macht. Molé stimmte für Ney's Hinrichtung, wurde Pair, Minister und trennte sich erst 1820 von den Royalisten, als der Pavillon Marsan, die Partei Karl's X., in seinen Reactionen jedes Maß überschritt. Molé opponirte nun gegen Villèle und Polignac. Die Dynastie Orleans nahm ihn in ihr erstes Ministerium, das sich schnell wieder auflöste. Erst am 6. September 1836 trat Molé wieder auf die Bühne. Er hat als Minister für sich, daß er unter den siebzehn Ministern am längsten am Ruder war. Sein Ministerium vom 6. September erhielt sich 221 Tage, und als Guizot ausschied, noch ganzer 715 Tage. In diese Epoche fiel manches Gute, die Amnestie, der Tractat an der Tafna, die Eroberung Constantines, die Einnahme St. Jean d'Ulloas, die Anerkennung des Principes der Rentenumwandlung. Molé mußte fallen, weil er sich zuletzt in der Kammer dem vereinigten Widerstande Guizot's und Thiers gegenüber nicht mehr halten konnte. Die hermetische Blokade der Schweiz und die Spionengeschichte des Conseil in Bern hatte zugleich viel dazu beigetragen, das Molé'sche Ministerium in der europäischen öffentlichen Meinung zu untergraben.

Vor einigen Tagen hat Molé in der Akademie eine Rede gelesen. Sie beantwortete den Einführungsvortrag des Herrn von Tocqueville, eines jüngeren Gelehrten, der sich durch seine amerikanischen Reisen einen Namen gemacht hat. Tocqueville hatte in seinen Empfehlungen der amerikanischen Demokratie ein Wort gegen Napoleon und das Empire fallen lassen. Molé griff es auf und vertheidigte das Empire. Man fand die Molé'sche Rede außerordentlich. In allen Sa-

lons nahmen die Damen für den galanten Hofmann Partei und die Expectanten auf das nächste Ministerium liefen von Zirkel zu Zirkel, um Molé's Ruhm zu verkündigen. Diese einfache, in ihren historischen Voraussetzungen unrichtige und nur durch Höflichkeit der Form gefällige Rede wurde zu einer Niederlage Guizot's. In Frankreich hat gerade immer Der Recht, von dem grade die Rede ist oder der selbst das letzte Wort redete.

Molé kann nicht durch die Kammer zum Ministerium kommen. Er sitzt unter den Pairs. Aber leicht möglich, daß ihn diese Entfernung aus den Debatten unterstützt. Durch nichts macht sich Thiers unmöglicher, als durch seine Anwesenheit, durch seine Theilnahme an allem Streit, durch den unverkennbaren Mißmuth seiner Gesichtszüge. Fällt Guizot diesmal, so wird auch bei ihm der Ehrzeiz schärfer hervortreten, als er es sollte. Gegen Molé würde ein Principienstreit ohne Interesse für die Nation sein. An den Doctrinairen nimmt Frankreich keinen Theil; es nimmt nur insofern an ihnen Theil, als sie ihre Philosophie in die Herrschaft der Ordnung und des Gesetzes auslaufen lassen. In diesem Punkte trifft Molés praktischer Dilettantismus mit der Doctrin vollkommen überein und Guizot dürfte sich verrechnen, wenn er glaubt, die Franzosen von der Nothwendigkeit eines philosophischen Regierungssystems überzeugen zu können. Die Umstände regieren Frankreich, nicht die Principien. Den Umständen sich mit Enthaltsamkeit und einiger Würde unterzuordnen, ist die ganze Weisheit, die Frankreich im jetzigen Augenblick erhält. Guizot schilderte einmal mit folgenden Worten die Politik Molé's: „Eine Politik ohne Princip, ohne Fahne: nichts als Palliative und leerer Schein. Stets

schwankend, stützt sie sich nach allen Seiten hin und schreitet keinem Ziele zu. Eine Politik, die noch mehr ausbeutet, noch mehr nährt und erschwert diese allgemeine Unsicherheit der Gemüther, diese Erschlaffung der Herzen, diesen Mangel an Glauben, Beharrlichkeit, Ausdauer, Kraft, einen Mangel, dem wir das Unglück des Landes und die Schwäche der Regierung verdanken." Daß sich aber dennoch Guizot nicht täuscht! Was ihn seit dem 29. October an die Regierung gebracht hat, ist nicht sein Princip, seine Fahne, nicht sein System des Widerstandes, sein Fanatismus für Ordnung, seine Andacht vor dem Gesetze, nichts von alle Dem, das er an Molé vermißt, sondern eben dieselben Palliative, eben der falsche Schein, eben die Nothwendigkeit, die nicht in den Principien, sondern in den Umständen liegt. Für den bewaffneten Frieden vertritt er den entwaffneten. Das ist vorläufig Alles. Die Zeiten der Organisation, die Zeiten der Schöpfungen, Neugestaltungen, die Zeiten einer moralischen Umwälzung der Gemüther sind für Frankreich noch nicht da. Ja, ich glaube sogar, daß es mit zu den wunderlichen Eigenheiten des neunzehnten Jahrhunderts gehört, mit sich von oben aus keine Experimente anstellen zu lassen. Nichts lästiger, als die Herrschaft der Systeme. Sie verwandelt das Leben im Staat in die Abhängigkeit einer Schule. Ich fürchte sehr, daß es den Franzosen gleichgültig ist, ob der Friede, den sie halten müssen, bei Molé eine Kunst oder bei Guizot eine Wissenschaft ist.

Molé hätte eine andere Schwierigkeit, nämlich die, Collegen zu finden. Von seinen frühern sind Persil und Barthe der Politik entrückt, Bernard, sein früherer Kriegsminister, ist todt, sein erster Minister des Innern, Gasparin, ist ab-

genutzt, sein zweiter, Montalivet, ist als Hofkreatur zu unbeliebt, Martin du Nord gehört bereits zum gegenwärtigen Ministerium, Salvandy ist als Politiker abgenutzt, Duchatel und Lacave-Laplagne stehen in der gegenwärtigen' Verwaltung. Kein französisches Ministerium kann sich ohne Rednertalente halten und an diesen mangelt es sehr. Soll ich aufrichtig meine Meinung sagen? Ich glaube, daß diese Unsicherheit sich schwankend hinziehen wird, bis Louis Philippe, der seit einiger Zeit fortdauernd kränkelt, den Schauplatz verläßt. Das Ministerium, welches sich der Herzog von Orleans im ersten Augenblick bildet, hält sich keine drei Monate. Es muß und wird der anschwellenden Fluth erliegen, den Folgen eines solchen Wechsels auf die Massen, in den Journalen, in den Kammern. Möglich, daß dann Lamartine mit einer Politik reif ist, die Frankreich von diesem ewigen Einerlei des Parteiengeschwätzes, von dem Ehrgeiz der Professoren und der Eitelkeit der Advocaten, von der Ruhmsucht der Generale und der Servilität der Beamten befreit. Lamartine hat das Redetalent, den politischen Einfluß, die Umstände, Alles für sich, dereinst die Worte, die er schrieb, wahr zu machen: „Welch ein schöner Blick in Frankreichs nächste Zukunft! Eine Generation, die, Dank ihrer Jugend, nichts mehr wissen wird von dem Gezänk und den Gehässigkeiten der letzten 40 Jahre! Gleichgültig wird es ihr sein, ob man zu dieser oder jener Partei gehörte; ihr gelten alle diese Zwiste nichts, sie hat keine Vorurtheile, keine Rache im Busen, rein und kräftig tritt sie in die Laufbahn, mit Begeistrung für den Gedanken! O, wie glücklich wär' ich, daran Theil zu haben! Die Stunde wäre gekommen, den Leuchtthurm der Vernunft anzuzünden, den Leuchtthurm der

Moral unsern politischen Stürmen, und dem neuen gesellschaftlichen Bande, das die Welt zu ahnen und zu begreifen beginnt, einen Ausdruck in der Wirklichkeit zu geben. Liebe und Huld unter den Menschen, eine evangelische Politik! Wecke doch der Himmel die Menschen! Unsre jetzige Politik läßt die Menschen erröthen und die Engel weinen. Jedes Jahrhundert bekommt die Menschheit eine Stunde, um sich von Grund zu erneuern: Diese Stunde ist immer eine Revolution: und die Menschen verlieren diese Stunde, indem sie sich zerreißen. Diese Revolutionen gab Gott zur Wiedergeburt und zum Fortschritt, und die Menschen widmen sie der Rache."

Es schmerzt, daß im Angesicht dieses neuen Testaments Guizot noch am alten steht. Thiers, ein so großes Talent, ist untergegangen in den Machinationen der Börse, in den Begriffen über Gleichgewicht, Telegraphen, Einmischung, untergegangen in dem Lärm der Welt und in der Eitelkeit, sie einmal beherrscht zu haben. Guizot, ein so großes Genie, droht zu scheitern an dem finstern Mistrauen gegen seine Zeit, an dem Phantom der Revolution, an der Idee von Ordnung und Gehorsam, die wie ein Alp auf seinem Herzen liegt. Wozu diese finstern Theorieen: „Nur diejenige Gewalt ist da, die respectirt wird;" oder: „Frankreich bedarf nichts, als eine Regierung!" Sind diese Sätze falsch? Nein, sie sind richtig, aber nicht gut gestellt. Sie athmen Haß statt Liebe. Sie schrecken die Schuldigen, aber sie beängstigen auch die Unschuldigen. Sie sind des alten, nicht des neuen Testaments.

Louis Philipp, Molé, Guizot — allen dreien ist ihr Vater auf der Guillotine gestorben. Louis Philipp fürchtet

die Franzosen, Molé schmeichelt ihnen, Guizot verachtet sie. Keiner zeigt ihnen Vergessenheit, Versöhnung, Liebe.

Guizot hat große Zeiten gesehen, aber wahrlich keine tugendhafteren. Warum also die unsern hassen? Dies schöne Gemüth, das mit fester Stimme seiner sterbenden Gattin aus Bossuet vorlesen kann, dieses männliche Gefühl, das die Thräne verbergend die erste Handvoll Erde auf den Sarg seines Sohnes werfen konnte, warum der Zeit, warum einem ganzen Volke gegenüber nur beseelt von Mistrauen? Schwindet der Glaube an die Menschheit mit der Jugend? Sind nur Die weise, nur Die der Hingebung würdig, deren Haupt der Schnee der Jahre deckt? Könnte man Guizot und Lamartine zusammenschmelzen, es gäbe vielleicht keine Majorität in der Kammer, aber eine Majorität in den Herzen Aller, die in der Politik jenen Prozeß sehen, den der Mensch seit Jahrtausenden mit der Natur führt und noch immer nicht gewinnen will.

Neunundzwanzigster Brief.

Paris, den 2. Mai 1842.

Man hat im Allgemeinen über Louis Philipp keine richtige Ansicht. Man hält ihn für einen schweigsamen, zurückhaltenden, mit großer Klugheit seinen persönlichen Zweck verfolgenden Charakter. Man schreibt ihm etwas von Ludwig XI., etwas von Cromwell zu, man findet in dem wechselseitig die Parteien aufreibenden Zwiespalt der Ministerien das Werk seines großen politischen Verstandes.

Von dem Allen nichts.

Louis Philipp ist der redseligste, unruhigste, unsicherste Charakter in Frankreich. Mit natürlicher Leutseligkeit begabt, hängt er sich an jede Persönlichkeit, um sich gegen sie auszusprechen. Unbehaglich sich fühlend in der Einsamkeit, bedarf er empfänglicher Umgebungen, denen er sich mittheilen kann. Louis Philipp ist gutmüthig, unterrichtet, scharfsehend, aber ohne alle Kraft, ohne allen festen Willen. Der ewig gährende Drang des Herzens beruhigt sich nur in Worten: Reden, sich mittheilen, sich rechtfertigen, ist Louis Philipps einzige Erholung. Louis Philipp ist in diesem Sinne wahlverwandt mit Thiers.

Frankreich wurde oft von Königen regiert, die keinen Verstand hatten. Darum gereicht es Louis Philipp allerdings zur Ehre, daß man ihm nachsagen muß, er ist ein Mann von großen Kenntnissen, von Belesenheit, guter Beobachtungsgabe, ohne ehrgeizige Ansprüche, ein König, der sich glücklich fühlt, mit aller Welt auf vertrautem Fuß zu leben. Louis Philipp bezaubert Jeden, der ihm vorgestellt wird. Er redet deutsch mit dem Deutschen, englisch mit dem Engländer, er kennt die Fremde in allen ihren Beziehungen, er ist der unterrichtetste Beobachter alles Dessen, was auf dem Erdball geschieht. Namen, Bücher, Gedanken, die in Frankreich bei dem Gelehrtesten vergeblich gesucht würden, Louis Philipp kennt sie. Er liest alle Zeitungen, vergleicht die gegenüberstehenden Ansichten, er ist ein guter Statistiker, er liest die gelehrten Zeitschriften, er merkt sich junge aufkeimende Talente, an die die Minister nicht denken. Schnell findet er das Terrain, auf dem Jeder, der ihn besucht, heimisch ist. Er ist glücklich, sich aussprechen zu dürfen, be-

scheidenen Widerspruch zu hören, seine innersten Gedanken zu verrathen. Er gibt Alles, was er hat, er behält nichts zurück.

Louis Philipp gehört nicht zu Denen, von denen Talleyrand sagte, die Sprache sei erfunden, um ihre Gedanken zu verbergen. Louis Philipp würde weit eher sagen, die Sprache sei erfunden, um keine Gedanken zu haben. Louis Philipp denkt vielleicht, aber zu laut, er hat Gedanken, aber er verbindet sie nicht, er hat kein System. Louis Philipp lebt ewig außer sich. Mit sich allein zu sein, ängstigt ihn. Er fällt beständig aus seinem Mittelpunkt in die Peripherie: er sucht Echo, Anklang, Geräusch, er lehrt gern, er theilt gern mit, er plaudert gern aus. Bildung, Gutmüthigkeit, Indiscretion sind bei ihm so ineinander gemischt, daß man nicht weiß, welcher Bestandtheil vorwaltet. So viel sieht man, daß ihm nicht ein einziges der ihm gewöhnlich zuerkannten Merkmale gebührt. Statt verschlossen, ist er offen, statt schweigsam, redselig, statt selbstständig, nach allen Seiten hin bedürftig der Anlehnung.

Geht man einen Schritt weiter, so muß man bekennen, daß die Dynastie Orleans für Frankreich ein Unglück geworden ist. Es ist wahr, daß die Bourbonen vielleicht noch ein größeres waren, es ist wahr, daß diese unköniglichen Orleans Frankreich in den ersten Jahren vor der Anarchie gerettet haben mögen, aber dies ihr Verdienst war ein rein negatives, und was noch schlimmer ist, ihr einziges. Als die pariser Journalisten und Volksführer im Juli 1830 dem Herzog von Orleans den Thron Frankreichs anboten, gaben sie Frankreich einen monarchischen Begriff, aber keinen Monarchen. Das Haus Orleans war eine fürstliche Familie, die schon eine dauernde Verschmelzung mit dem Bürgerstande be-

gonnen hatte, Louis Philipp war ein Lehrer der Mathematik in der Schweiz. Die Restauration führte auch diese Familie, auch diesen jungen Professor nach Paris zurück. Das Palais Royal wird der Sitz einer moralischen Verschwörung gegen die Tuilerien, ein Sitz der Musen, ein Vereinigungspunkt öffentlicher Bestrebungen. Das Palais Royal empfängt Künstler, Redner, Geschichtsschreiber, Naturhistoriker, kurz das artistische und wissenschaftliche Paris, ohne Rücksicht auf das politische Glaubensbekenntniß. Louis Philipp hat in der Armuth das Geld liebgewonnen. Er speculirt gern, er häuft gern Summe auf Summe, er macht kleine, größre, große Geldgeschäfte; neben den Gelehrten kommen die Wechselagenten, neben den Künstlern die Banquiers. Alle diese Namen hätten sich auch gern im Einführungsbuch der Tuilerien einschreiben lassen; aber die Tuilerien zogen die alten Würdenträger, die Kronen und Wappen vor; die Tuilerien gehörten unter Ludwig XVIII. höchstens, außer den Adligen, den Linguisten (da Ludwig XVIII. sehr eitel auf sein Latein war), unter Karl X. ausschließlich den Emigranten. Die Zurückgesetzten, die Unzufriedenen, die Elemente der Zukunft sahen sich im Palais Royal vereinigt, und es war eine Erkenntlichkeit gegen den gutmüthigen, harmlosen Wirth, daß man ihm am 7. August 1830 dafür die Krone anbot.

Zuerst sollte der Julithron eine Monarchie sein, umgeben mit republikanischen Institutionen. Es war eine große Komödie. Die republikanischen Institutionen fielen allmälig weg und der Thron allein ist übrig geblieben. Der Haß und der Wahnsinn des Parteigeistes hat den König ein Jahr ums andere zu tödten gesucht. Man empfindet Abscheu vor den Mördern, Mitleid mit ihrem Opfer. Nichtsdestoweniger kann

man doch das Glück, immer unverwundet zu bleiben, dem Hause Orleans nicht als Verdienst anrechnen.

Diese Dynastie steht in Frankreich eigentlich auf fremdem Boden. Ich habe gesagt, Louis Philipp fürchte die Franzosen. Hohe Staatsbeamte haben mich versichert, er verachte sie. Er ist seinem französischen Vaterlande völlig entwachsen, er hat sich ewig in diesem Gewühl von Leidenschaft und Ehrgeiz unwohl gefühlt, er ist mit seiner ganzen Familie aus dem moralischen Verbande mit Frankreich heraus. Louis Philipp, ein redlicher, ehrlicher Mann, ist nie zum Herrscher vorbereitet worden. Er wirft sich mit seiner Würde weg, er drückt, wie ein ängstlicher Theaterdichter, der für das Schicksal seines Stückes fürchtet, dem ersten Helden wie dem Lampenputzer die Hand, er möchte sich das französische Volk wie die Dienstboten eines vornehmen Hauses durch Trinkgelder geneigt machen, er kommt zu keinem Entschluß, zu keinem System, er bleibt dabei, sich für einen Begriff, sein Leben für eine moralische Nothwendigkeit zu halten, und begnügt sich damit, daß er da ist, vegetirt und so lange wie möglich sich erhält. Ist das Regierung? Ist das Politik?

Die Bourbonen hatten etwas Königliches. Sie waren vom Thron gestürzt, aus Frankreich vertrieben, aber sie spielten die ihnen angeborne Rolle auch in dem Elend des Exils mit Würde, ja selbst mit lächerlicher Würde fort. Sie kehrten nach Frankreich zurück, nahmen den Thron mit Stolz und Sicherheit wieder ein, regierten, regierten schlecht, aber mit einer gewissen Energie, mit einem gewissen Selbstvertrauen, das dem Hause Orleans fehlt. Nie hatten die Bourbonen aufgehört, Franzosen zu sein: sie hatten das alte Frankreich mit sich genommen und brachten es wieder zurück,

allerdings mit seinen Puderquasten, mit seinen Schönpflästerchen, mit seinen Lastern, Vorurtheilen und veralteten Aristokratenlaunen, aber auch mit dem ganzen Stolz der Nationalität, mit der alten ritterlichen Grazie, mit dem unzerstörbaren Vertrauen auf die Dauerbarkeit der „allerchristlichsten" Königswürde, mit dem Stolze auf Frankreichs erprobte Kraft, auf Frankreichs nie versiegende Hülfsquellen. Von alle Dem hat die Dynastie Orleans nichts. Unsicher sind ihre Bewegungen, kraftlos ihre Schritte, haltungslos ist ihre Ruhe. Ihr Fuß schlägt keine jahrtausendjährigen Wurzeln im französischen Boden, sie gleiten furchtsam über den Staub dieses Bodens hinweg, sie trauen dem Volke nichts zu, sie trauen sich nichts zu, sie haben keine Vergangenheit, keine Zukunft, sie wohnen in den Tuilerien nicht wie in ihrem Eigenthum, sondern wie zur Miethe.

Um diese unkönigliche, Frankreich von Tag zu Tag immer mehr schwächende Haltung zu verbergen, hat man das Schreckbild der Anarchie erfunden. Die Anarchie ist eine Erfindung. Sie existirt nur in den Köpfen Derer, die dem Volke Furcht einflößen, weil sie ihm keine Liebe einzuflößen verstehen. Mit diesem Popanz Anarchie entschuldigt man den Mangel an Einigkeit, an Kraft, der Frankreich seit zwölf Jahren zur kläglichen Augenweide Europas gemacht hat. Wo ist diese Anarchie noch so gefährlich? In Frankreich ist nichts gefährlich, was nicht die öffentliche Meinung für sich hat. Die Dynastie Orleans weiß das so gut, wie jeder Andre: sie kann ruhig schlafen, wenn die Municipalgarde wacht. Eine Emeute ist keine Revolution, ein Pistolenschuß ist keine Guillotine, ein hirnverrückter Arbeiter noch kein Convent. Was ist die Folge dieser Fahrlässigkeit, dieser Wahl eines guten,

aber willensschwachen, rath- und thatlosen Mannes zum Könige? Daß Frankreich aus allen seinen Fugen ist, daß es zum Spott für Europa geworden, daß seine Minister vor einem Ja oder Nein Robert Peel's zittern, daß es in keine Frage der Zeit mehr das Gewicht, geschweige das Schwert seiner Entscheidung legt, daß der plumpste Materialismus die Herrschaft des Innern und die Ausbeutung des National-vermögens an sich gerissen hat, daß alle Gemüther erschlaffen, alle Herzen matt werden, alle Entschlüsse stechen, alle Charaktere schwanken und sich ein furchtbarer und das Aeu-ßerste still vorbereitender Dämon in die Herzen der Franzosen schleicht, die Langeweile, eine Hydra, die mehr Köpfe hat, als die Anarchie.

Sehr wohl weiß ich, daß das Staatsleben nicht dazu da ist, um die Nationen zu amüsiren, aber dazu soll es dienen, die Gemüther anzuspannen, die Herzen zu stärken, die Ideen zu erweitern, das sittliche und nationale Selbst-vertrauen zu erheben. Wenn die wahre Regierungskunst die ist, dem in einem Volke oder in einer Epoche liegenden Triebe nach Veränderung, nach Neuerung und gesteigerter Wohlfahrt eine gesetzliche Form zu geben, einen gesetzlichen Weg zu bahnen, dann ist in Frankreich nichts für diese wahre Politik geschehen. Die Uebel, statt sie mit einem scharfen Mittel aufzuziehen, hat man nur durch Bähungen zertheilt. Ausgeglichen, ja versöhnt, abgenutzt und abgestumpft hat man vieles Unebene, Feindliche und gefährlich Spitze, aber der ganze Staatskörper ist darüber erschlafft. Die wahre Politik unsrer Zeit soll dem Neuen durch etwas Neuestes voraneilen, dem Kühnen durch Kühneres seine Gefahr neh-men, am Theile das Ganze, am Ganzen den Theil treffen.

und die Anarchie dadurch besiegen, daß man die Vorwände, auf die sie sich stützen könnte, wegnimmt, die Mängel beseitigt, deren Abhülfe sie herbeizuführen sich anheischig macht. Ein gläubiges Vertrauen zur großen Sache der Menschheit muß die Fahne dieser Politik sein; wo hat die Dynastie Orleans dieses Vertrauen bewiesen, wo hat sie diese Fahne aufgesteckt?

Nicht eine große That, die unmittelbar vom Könige ausgegangen wäre. Alle die Impulse, die er unmittelbar gegeben, sind negativ: kein schaffender, kein belebender. Die Bourbonen wählten die Jesuiten und die Ultraroyalisten zu ihren Rathgebern: man wußte, woran man mit ihnen war. Der Kampf gegen sie in der Kammer, auf dem Katheder, in der Presse war ein offner, freier, freudiger: ein Kampf, der der Wissenschaft, der edlen Charakterbildung, nicht wie jetzt nur der Intrigue Feld ließ. Der damalige Kampf hob die Nation, hob die Erziehung, hob die Moralität; er machte eine Revolution möglich, die wie die vom Jahre 1830 sich so anerkennenswerth in den Schranken der Großmuth und Selbstüberwindung zu halten wußte. Jetzt flüchtet sich der Hof von einer Partei zur andern: die jungen Prinzen jammern, daß man sie in Rußland nicht anerkennen wolle, die Frauen weinen über die Malicen des Faubourg St. Germain, der König selbst empfängt heute die Doctrinairs, morgen den Tiersparti, drückte gern auch Odillon Barrot die Hand und verständigte sich, wenn er nur dürfte, mit Mauguin, mit Cormenin, mit dem Charivari. Keiner von sämmtlichen französischen Staatsmännern weiß, wie er mit Louis Philipp daran ist. Nicht etwa die Klugheit des Königs ist daran Schuld, sondern seine Unbeständigkeit. Der Eine geht,

der Andre kommt. Dem Wohle der Monarchie, der Prärogative der Krone wollen sie ja Alle dienen. Rathlos schwankt der König: wem sich anvertrauen?

Man würde ungerecht sein, wollte man die außerordentlichen Schwierigkeiten des Terrains, auf welches der 9. August 1830 gepflanzt wurde, nicht anerkennen. Es gehört Selbstentäußerung und Takt dazu, mit allen Zumuthungen, die den König umringen, als König fertig zu werden. Aber wenn man nach der Natur jenes Mittels frägt, durch welches Louis Philipp bisher die Parteien neutralisirt hat, welches ist dieses Mittel? Ein unbeschreiblicher Egoismus, der sich von oben allen Theilen des Staatskörpers so mitgetheilt hat, daß jede Function dieser Theile sich nur noch auf sich selbst bezieht und der Körper in starrer Regungslosigkeit darniederliegt.

Alle Eindrücke, die ich in Paris sammelte, haben mir diese Erfahrung auf das unwiderleglichste bestätigt. In der Abhängigkeit von der auswärtigen Politik bis hinunter zur Hingabe an den ersten besten fremden Virtuosen, in allen Welt- und Gesellschaftskreisen sieht man in Paris jetzt die Folgen einer Politik, die ein ganzes Nationalleben an sich selber irre gemacht hat. Alles schwankt, nichts steht fest, als eine gewisse politische Ordnung, die statt zu beruhigen nur beängstigt. Dem Hofe fehlt seine natürliche Umgebung. Die Banquiers gelten für die Vertreter der wahren Wohlfahrt des Landes. Frankreich leidet nicht an der Erschöpfung seiner Hülfsquellen, nicht an den Umtrieben seiner politischen Parteien, nicht an den Intriguen seiner ehrgeizigen Staatsmänner, sondern an dem von oben herab kommenden Geist der Furcht, des Mißtrauens, der Verstellung, an der von

oben kommenden Miethlingsgesinnung, Unselbstständigkeit und Unterwürfigkeit. Und das Alles bei einem Volke, das so dringend beschäftigt, wenigstens unterhalten sein will, bei einem Volke, das so unterwürfig zu gehorchen versteht, wenn nur energisch befohlen wird, bei dem durch seine Einheit gouvernabelsten Staate der Erde, wenn man vielleicht China ausnimmt. Ganz Frankreich gleicht dem Palais Royal. Es ist ausgestorben. Bunte Läden, in denen man nichts kauft, an denen man nur vorüberflanirt. Man ißt im zweiten Stock, trinkt Kaffee im ersten und liest die Journale.

Ein natürliches Gefühl wird allerdings den Fremden zwingen, im Angesicht dieses Systems zu sagen: „Desto besser für uns! Dieses entmuthigte, willenlose Frankreich wird den Frieden Europas ungestört lassen. Hier brüsten sich keine Rohans, keine Blacas, keine Montmorencys mehr mit dem alten Ruhme ihrer Geschlechter. Hier sind die ehrgeizigen Generale auf den Dienst der Garnison, auf den Feldzug gegen die Emeute angewiesen. Das Fremde macht sich in Paris mit beispielloser Sicherheit geltend. Man kann es wagen, den wissenschaftlichen Vorurtheilen der Franzosen, ja ihren ästhetischen Principien die Spitze zu bieten. Cette France ne recule plus. Stellt sich dem Hof der Tuilerien ein fremder Gesandter vor, laßt den Julikönig sich bücken bis zur Erde, während ein Herr von Appony, ein Herr von Butenieff sich nur so eben verneigt! Laßt ihn sich grämen, den Chef dieser Dynastie, um die Anerkennung Rußlands, um die frostigen Gesinnungen des Czaaren. Immerhin! Wir sehen dadurch ein unruhiges Volk in Europa beschwichtigt, große Gefahren von andern Staaten abgewendet, es ist be-

sonders uns Deutschen möglich gewesen, im Schatten dieses ohnmächtigen Nachbarn seit einigen Jahren unsre politische Kraft zu steigern, unsern nationalen Verband stärker anzuziehen."

Gut! Weit entfernt, die deutsche Presse zu einer Polemik gegen Ludwig Philipp aufzufordern, wollen wir im Gegentheil immerhin dem Vaterlande Glück wünschen, daß es durch das System dieses Fürsten Raum und Muße gewonnen hat, sich zu sammeln. Dennoch bemerke ich Eines: Die Geschichte beweist, daß sich jede Anomalie ihres natürlichen Laufes später nur desto bedrohlicher wiederherstellt. Die jetzige Erschlaffung der Franzosen wird sich rächen. Ja, ich glaube sogar, daß die Völker sich gegeneinander besser stehen, wenn jedes sich des vollen Gebrauches seiner natürlichen Kräfte erfreuen darf. Unter einem stolzen und kräftigen Frankreich ist kein kriegerisches zu verstehen. Man kann eine Nation mit Thatkraft beflügeln, auch ohne ihr das Schwert in die Hand zu geben. Die Fülle der Ideen des neunzehnten Jahrhunderts ist so groß, das Feld für eine im Lichte unsrer Zeit wandelnde Politik so weit gesteckt, daß man die Schwungkraft des Nationalgeistes auch ohne Trommellärm heben kann. Das krämerhafte Abwiegen der Interessen, von dem Frankreich seit zwölf Jahren regiert wird, hat diese Möglichkeit nicht begriffen. Frankreich ist durch diese Politik wohl für den Augenblick beruhigt; aber früher oder später wird irgend ein Ruf diese Lethargie wecken, irgend ein Funke diese in der Stille sich sammelnden Brennstoffe entzünden.

Das ist mein Glaubensbekenntniß über das jetzige und künftige Frankreich: Wenn Louis Philipp es verantworten

kann, Frankreich durch Demüthigungen zu beruhigen, so soll- ten die europäischen Mächte, statt daran ihre Freude zu ha- ben, eher dieser Politik entgegen zu wirken suchen. Frank- reich ist Paris, aber Paris sind noch nicht die Journale, noch nicht die Minister, Frankreich ist weder Thiers noch Guizot, weder das Haus Orleans noch das Haus Bourbon, sondern Frankreich ist ein Land von 33 Millionen Einwoh- nern, von den Pyrenäen und den Alpen bis zum Ocean ein, wo nicht überall fruchtbares, doch überall ergiebiges Land, ergiebig an Menschen, an geschichtlichen Erinnerungen, an einer beispiellosen Hingebung für einen einigen, schnell be- herrschten, rührigen Staatszweck. Zur physischen Kraft ge- sellt sich hier die intellectuelle. Andre Nationen mögen tief- sinniger denken, Frankreich nur hat für den Gedanken For- men, die den Gedanken zum Gemeingut der Welt machen. Was streiten wir uns jetzt mit unserm Schelling und Hegel? Um aus Hegel's schwerem Gewächs etwas praktisch und po- litisch Genießbares zu machen, haben ihn seine jüngsten Schü- ler doch erst mit Montesquieu, Rousseau, Voltaire und Mi- rabeau wieder versetzen müssen. Uebersetzt russische Volks- märchen, schwedische Familiengeschichten und englische Gau- nerromane, wir werden in Dem, was für die Masse den Ton angibt, immer wieder auf Frankreich zurückkommen, nicht, weil es immer die Wahrheit, sondern weil es immer die Mode sein wird.

Nun, dieses innerlich so reiche, dieses unvertilgbare Frank- reich ist es, das man mit Gewalt aus dem europäischen Ver- bande vertreiben will, das man auf einen Isolirstuhl setzt und dem man seine Erkräftigung so außerordentlich er-

schwert. Warum diese Kühle, diese Schadenfreude; warum eine Politik, deren besorgliche Folgen wir jetzt kaum absehen können?

Als im Jahre 1814 die Bourbonen wieder eingesetzt wurden, hatte Kaiser Alexander wenig Vertrauen zu ihnen. Er ahnte, was 1830 eingetroffen ist. Kaiser Alexander fühlte die Nothwendigkeit eines starken Frankreichs, eines Frankreichs, mit dem England, um die andern Staaten unbehelligt zu lassen, vollauf zu thun haben müsse. Kaiser Alexander würde noch lieber den Marschall Bernadotte auf den französischen Thron gesetzt haben, als Ludwig XVIII. Die Bourbonen verdanken es nur der Beweglichkeit Talleyrand's, daß die Zweifel Kaiser Alexanders besiegt wurden.

Die Cabinette Europas sollten den französischen Ministern nicht die Regierung eines Landes erschweren, in dessen Politik die Ruhe der Welt liegt. Es heißt sehr leichtsinnig handeln, die Franzosen jetzt, da sie schwach scheinen, zu demüthigen. Die ganze Zukunft Europas ist dabei gefährdet. Nur ein innerlich erstarkendes Frankreich kann die Garantie eines künftigen Friedens sein.

Schlimm genug für die Welt, daß es noch keine Politik der Liebe gibt. Vortheile von der Schwäche der Andern ziehen, nennt man noch immer Weisheit. Thorheit würde es unsern Staatsmänner scheinen, wollte man Frankreich die Erholung von seinen Leiden erleichtern, wollte man die allerdings sehr unglücklich gewählte Dynastie Orleans in ihrer schwierigen Aufgabe unterstützen. Dies ist denn wahrlich würdig jener atomistischen Politik, die nur Staaten und keine Völker, nur Völker und keine Menschen sieht. Unser Jahrhundert verabscheut aber diese Politik ebenso, wie unser Jahr-

hundert des Nationalhasses sich schämen sollte. Staatsmänner und Demagogen in diesem Sinne sind gleich verwerflich. Sie setzen den Frieden der Welt aufs Spiel, das Wohl der Völker, den Flor der Künste und Gewerbe, den Segen des Ackerbaues, die Veredlung der Sitten und die gesetzliche Verbesserung unserer Gesellschaft.

Ich könnte diese Gedankenreihe noch weiter fortsetzen, könnte dem materiellen Zustande Frankreichs England gegenüberhalten in seiner sichtbaren innern und äußern Zerrüttung, Deutschland in seinem neuesten Eigendünkel, den unsere Zeitungsschreiber Nationalkraft getauft haben, Rußland in seiner Finanznoth — ich thue es nicht, um nicht in dem Lichte zu erscheinen, als hätte ich für Frankreich eine Vorliebe, die ich nicht habe. Vor dem Menschenfreunde liegen die Reiche und Staaten auf der bunten Karte der Welt gleichberechtigt hingemalt: einer Farbe kann unser Herz gehören, aber darum ist diese eine noch nicht der Regenbogen, darum werden die grünen, rothen und gelben Felder noch nicht grau, noch nicht farblos. Erst der Mensch und dann der Bürger, und durch den Bürger für den Menschen wirken: das ist die Philosophie und die Politik unserer Zeit in *einem* Satze, in *einem* Bunde.

Ich verlasse Frankreich. Einem Franzosen schrieb ich: „Je quitte la France, dans la conviction, que j'ai trouvé un pays sain, une nation un peu indisposée, un état complètement malade." Man sieht ein, daß, wo ein Land gesund, ein Volk nur etwas unpäßlich ist, die Krankheit des Staates nicht aus dem Lande und Volke kommen kann. Sie kommt aus dem Phlegma der Dynastie und aus dem überreizten Gegendruck des Auslandes. Europa hat nichts mehr

von der Revolution, aber es kann dahin kommen, daß es Alles von der französischen Nationalität zu fürchten hat.

* *
*

Endlich! Ich verlasse Paris.

Waren Sie mit Ihrem Aufenthalt zufrieden? fragen mich die Abschied Nehmenden. Hat es Ihnen in Paris gefallen? werden mich Die fragen, die mich in der Heimat begrüßen.

Lieben und schwärmen in Paris, leben aber und sterben in der Heimath!

Die Liebe sucht die Einsamkeit und doch gleicht sie der Mauerschwalbe, die nur an bewohnten Häusern nistet. Einsamkeit im Gewühle der Welt, das ist das höchste Glück. Die rauschende Woge des Weltmeeres sich brechend an der Schwelle einer einsamen Strandhütte. Die wahre Liebe verschwiegen und doch sich gerne zeigend. Ein Brief, ausgestellt am offnen Gitter der Post. Wer kennt den Inhalt? Es wimmelt in Paris von falscher Liebe, aber die wahre kann nirgends verborgener, nirgends glücklicher sein. Sie duftet und man sieht sie nicht. Sie entbehrt nichts, da Paris Alles bietet. Die Schönheit wird beneidet, aber nicht bestürmt. Paris so weit und erschöpfend, so anstrengend und beschäftigend. Paris, ein Ort des Ruhms, der Täuschungen, der Gefahren. Paris die bitterste Illusion oft für den edelsten Willen, für die kühnsten Thaten. Was bleibt dem Manne darin übrig? Die unsichtbare, stille Trösterin der Liebe.

Auch schwärmen in Paris. Schwärmen für Alles; denn Alles ist möglich in Paris. Schwärmen für den Glauben: dort sind die Kirchen! Schwärmen für die Wissenschaft, die Kunst: dort sind die Hörsäle, die Tempel der Musen! Schwär-

men für die Menschheit: dort sind hundert Secten, die schon bestehen, tausend, die mit dem Tage entstehen können. Nicht Alles geschieht, aber Alles kann man hoffen. Man sucht und man findet. Man findet vielleicht nicht, was man suchte, aber was man findet, ist überraschender noch, als was man suchte. Keine Leidenschaft braucht in sich zu ersticken; sie kann sich veredeln, indem sie sich austobt. Man hat es frei, gut oder böse zu sein. Man schreibt sich seine eignen Gesetze vor. In der Heimat, wie ist dort Alles so klein! In der Heimat Alles verboten und nur Einiges erlaubt! In Paris ist Alles erlaubt und nur Einiges verboten. Paris ist ein Ort zum Schwärmen.

Leben aber, wahrhaft leben in der Heimat! Wirken in einem bestimmten Kreise und den Lohn seiner Mühen sehen, es ist selbst dem Franzosen nicht möglich in Paris. Das rauscht! Das flutet! Das *spendet* Ungeheures, das *verbraucht* Ungeheures! Der Einzelne gleitet mit der Welle mit. Wohl ihm, wenn sie ihn sanft über die Klippen hinüberträgt, wenn ihn die Felsen nicht zerschellen! Man kann hier in seiner Lebensbahn steigen, fliegen, aber nicht Schritt vor Schritt mit männlichem Ernst ein würdiges Ziel verfolgen. Man lebt, wenn man von dem Riesen der Oeffentlichkeit *verbraucht* werden leben nennen kann. Man wird verdaut, zermalmt, man hat Willen zum Lieben, Freiheit zum Schwärmen, aber keinen Willen und keine Freiheit für eine lebendige That, für den Genuß seines Rechtes, für die Erfüllung seiner Pflicht. Leben heißt, in die pariser Sprache übersetzt, Geld verdienen! Es ist bekannt wie leicht es in Paris ist, Geld auszugeben; aber ich glaube, daß es sehr schwer ist, welches zu verdienen.

Sterben in Paris muß schrecklich sein. Da wird um uns herum nichts grau, da senkt kein Baum seine Zweige, da fällt kein Laub; wir sterben, nichts stirbt mit uns. Schon krank zu sein, ist in Paris kränkend für das Allgemeine eine Unpäßlichkeit ist unpassend. Nun gar der Tod! Draußen bei uns altert mit dem Alter eine ganze Generation. Die Alten bilden bei uns einen Bund gegen die Jungen. Die Alten rühmen bei uns ihre Jugend, ihre Vergangenheit, ihre Zeit und ihre entschwundene Herrlichkeit. Sie preisen sogar ihre alten Irrthümer, behängen nur sich mit Würden und Ehrenzeichen; bei uns gehört die Welt mit allen ihren Freuden und Auszeichnungen dem Alter. Mit ihnen stirbt, was die Greise liebten: drücken sie die Augen zu, so wird es Winter, weiß auf den Fluren, weiß in den Herzen. Sie lassen nichts zurück, was nach ihnen von Werth wäre: die neue Politik, der neue Glaube, die neue Dichtung, alles Das haben sie ja längst als verwerflich geschildert: so gehen sie zu ihren Vätern und sterben würdevoller, als man in Frankreich stirbt.

Also — lieben und schwärmen in Paris. Leben und sterben in der Heimath!

Lebe wohl, Paris! Ich habe nicht in dir geliebt, nicht in dir geschwärmt, ich habe in dir mich selber wiedergefunden. Mit zweifelnder Kälte kam ich, mit Wehmuth scheide ich. Es war mir früher oft komisch, dich weinen, jetzt ist es mir rührend, dich lachen zu sehen! Welche Schwüle am Himmel; ein Gewitter zieht heut' herauf. Noch fühle ich in der Hand den warmen Abschiedsdruck der Freunde. Der Postwagen sprengt am Seinequai hinauf. Ein Blitzstrahl zuckt über den Pont d'Austerlitz. Der Bleistift ruhe! Ich

steck' ihn in das überfüllte, treue, erinnerungsreiche Portefeuille und drücke mich, erschöpft vom Sehen, ermüdet vom Hören, unbekümmert um Blitz und Donner, in die Ecke des Wagens. Im strömenden Mairegen erleichtre sich das übervolle Herz!

Der Tod des Herzogs von Orleans.

„Und Unternehmungen voll Mark und Nachdruck
Verlieren so der Handlung Namen.“

Es kommen noch Erscheinungen in der Geschichte vor, die uns bei allen wunderbaren Fortschritten der menschlichen Kraft, bei allen Ueberhebungen der menschlichen Vernunft noch zuweilen fühlen lassen, wie ohnmächtig wir sind.

Ist es die ewige Weisheit Gottes selber oder hat jener Dämon, der nach dem Glauben der Gnostiker das höchste Wesen der Mühe überhob, die Welt in eigner Person zu schaffen, hat dieser Erdendämon noch einen Antheil an den Wirrnissen der Menschenschicksale? Die menschliche Weisheit muß in den Staub blicken und mit Jesaias ausrufen: „Finsterniß decket das Erdreich und Dunkel die Völker.“

Ein durchgehendes Pferd hat über Frankreich plötzlich alle Berechnungen verrückt — —

Der Witz der Schadenfreude und der Witz des Schmerzes scheinen sich endlich im Ausgrübeln der epigrammatischen Pointen dieses entsetzlichen Unglücks erschöpft zu haben. Der Herzog ist feierlich bestattet. Die einzige Frage ist nur noch die: Was wird aus Frankreichs Zukunft werden?

Louis Philipp hatte so eifrig für die Befestigung seiner Dynastie gesorgt. Für seine blühenden Söhne waren Gattinnen gefunden worden, die man sorgsam aus solchen kleineren Fürstenhäusern wählte, wo man nicht nöthig hatte, sich zugleich für die Interessen fremder Dynastieen zu engagiren, und dennoch einen mittelbaren Einfluß auf die Sympathieen verwandter bedeutender Nebenzweige und Regentenstämme gewann. Die Enkel alle männlich. Während der Herzog von Bordeaux an Krücken geht, hat Louis Philipp eine kräftige, theilweis kriegerische Nachkommenschaft. Und das Alles ist doch zusammengebrochen. Der Kronprinz stirbt und die Legitimität, die bei allen Süßigkeiten auch ihr Bittres hat, die Legitimität verlangt, daß die Lücke zwischen einem Greise und einem Kinde offen bleibe, verlangt einen für Frankreich so bedenklichen provisorischen, einen Uebergangszustand, verlangt die Regentschaft.

Eine constitutionelle Regentschaft. Für Frankreich ein ganz neues Thema.

Unter den Merowingern gab es über diesen Punkt noch keine geschriebene Regel. Gewöhnlich fiel die Regentschaft der Mutter zu. Oft war ein Beamter mächtig genug, das Scepter für den unmündigen Herrscher zu führen. Erst Ludwig der Fromme bestimmte gesetzlich, daß die Regentschaft dem nächsten männlichen Agnaten zukomme. Dies Gesetz hinderte nicht, daß spätre Könige testamentarisch für die Stellvertreter ihrer unmündigen Nachfolger sorgten, wobei sie natürlich die Vorsicht gebrauchten, durch die Großen des Reichs sich diese Anordnungen bestätigen zu lassen. Unter Karl VI. wurde festgesetzt, daß die minderjährigen Könige unmittelbare Nachfolge hätten und mit dem Rathe ihrer Mütter und der

nächsten Prinzen von Geblüt regieren sollten. Dies Statut erhielt sich nicht im Ansehen. Ludwig XI. verordnete, daß seine Tochter die Regentschaft bekäme. Diese Verordnung erregte den Widerspruch der Generalstaaten und veranlaßte einen Streit, der nur durch die Abkürzung der Minderjährigkeit des nachfolgenden Königs erledigt wurde. Nach dem Tode Franz II. fiel die Regentschaft an die Königin Mutter, Katharina von Medicis. Der zufällige Umstand, daß sich damals vorzugsweise die Weiber durch ihre Klugheit in weltlichen und politischen Dingen auszeichneten, trug wohl am meisten dazu bei, daß sich die Gewohnheit für das Anrecht der Königinnen Mütter entschied. So wie es das Parlament feierlich zum Gesetz erhoben hatte, wurde es auch nach dem Tode Heinrich's IV. gehalten. Später kam man auf Beiordnung deliberirender Regentschaftsräthe, die jedoch nie zur Wirksamkeit kamen. Die spätre Zeit, dem Einfluß der Frauen in Regierungssachen gänzlich abhold, schloß Frauen von den Regentschaften aus. Die Constitution von 1791 läßt den König mit seinem achtzehnten Jahre majorenn werden und überträgt das Recht der Regentschaft an den nächsten volljährigen männlichen Agnaten. Auch Napoleon schloß im Jahr 1804 Frauen von der Regentschaft aus. Als er später darin eine Aenderung machte, verrieth er zu deutlich, daß ihn die Rücksicht auf Oesterreich, die Galanterie für Marie Louise bestimmte. Aus allen diesen historischen Beispielen geht hervor, daß immer die Umstände zur Erledigung der Regentschaftsfrage am meisten beitrugen. Man machte Die zu Regenten, die der Erhaltung des Staates die beste Garantie waren.

Schon über den Beginn der neuen Ordnung der Dinge

herrschte nun die größte Verschiedenheit der Meinungen. Der König hatte die Kammern berufen, jedenfalls zur Erörterung der Regentschaftsfrage. Die Einen bestreiten der Kammer das Recht, über diese Angelegenheit ein Gesetz zu geben, und verlangen die Berufung einer Urversammlung, die Andern räumen wohl der Kammer ein Recht ein, aber nur für den vorliegenden Fall, nicht für ein organisches Gesetz. Man sieht, die letztere Ansicht ist diejenige, die gern schnell und behend über die Schwierigkeiten hinwegschlüpfen möchte. Die zweite praktische Frage ist die: Der Herzog von Nemours oder die Herzogin von Orleans, ein Mann oder eine Frau?

Die Conservativen stimmten für die Uebertragung der Regentschaft an den Herzog von Nemours. Thiers, der erst Miene machte, der Herzogin von Orleans zu huldigen, besann sich, daß er sich den Unwillen des Königs zuziehen würde, und schloß sich den Conservativen mit dem linken Centrum an. Die eigentliche Linke aber, mit Odillon Barrot an der Spitze, will die Genehmigung des Herzogs nur von einer Entlassung des Ministeriums Guizot abhängen lassen. Verstand und gesunde Vernunft in dieser Bedingung zu finden, möchte schwer sein. Weit verständiger wäre jedenfalls das offne Eingeständniß, daß man im Grunde die Herzogin von Orleans vorzieht. Man schämt sich nur, es zu sagen; denn es würde gleichbedeutend mit dem Eingeständniß sein, daß sich unter einer Frau besser mitregieren ließe. Es ist das Unlautere auch wieder an dieser Frage gewesen, daß sie ein jeder der Parteiführer nur nach seinem persönlichen Vortheil zu entscheiden suchte.

Und doch kann es Louis Philipp keine Freude machen, daß man seine Dynastie von der Chance, in das Strickknäuel

einer Frau sich zu verzwirnen, befreit hat. Sein zweiter Sohn, Nemours, gilt entschieden für unpopulair. In den Gesichtszügen dieses jungen Prinzen findet man eine zu große Familienähnlichkeit mit den Bourbons. Es soll ihm mangeln an Leutseligkeit, an jenem Talente der verbindlichen Rede, welches in Frankreich die Grundlage aller Umgangstugenden bildet, ja diese selbst ersetzen kann. Hat der Herzog von Nemours Geist, so genießen die Charaktere, die bei offenbarem Geiste wenig reden, des Vorurtheils der Energie. Und welche Energie kann man in Frankreich von oben herab anders entwickeln, als die der Einschränkung, der Zurückhaltung, der Verneinung? Die Armee behauptet, der Herzog von Nemours wäre kein Soldat. Er hätte in Algier die Bequemlichkeit den Entbehrungen vorgezogen. Die Bourgeoisie ihrerseits will wissen, daß der Herzog von Nemours seinen Witz gegen die Nationalgarde, gegen die bei Hofe auf dem Parquet ausgleitenden Epiciers, gegen die Bürgerlichkeit des Julithrones richte. Seine Gemahlin ist eine Coburg.

Und so hat sich allerdings seit dem 13. Juli der Blick auf Frankreichs Zukunft verschleiert. Eine Regentschaft ist wohl Das, was man von allen politischen Institutionen sich in Frankreich als das Vagueste, Ohnmächtigste und Unzuverlässigste denken muß. Ist die Erfahrung aller Zeiten einem solchen provisorischen Zustande nie günstig gewesen, so haben auch die französischen Regentschaften nicht eben den besten Namen für sich. Unwillkürlich denkt man an jene Regentschaft des Herzogs von Orleans zurück, wo Frankreich die Elemente der künftigen Revolution zu nähren begann, wo alle Verhältnisse der Sitte und Ueberlieferung in Fäulniß geriethen und Tugend und Laster im frivolen Spiele durch-

einander gewürfelt wurden. Dem Regenten gegenüber wird die Mutter als Vormünderin stehen: neben dieser und ihr vielleicht gegenüber die vormundschaftlichen Beistände. Da unter diesen Verhältnissen es überall scheinen wird, als fehlte die höchste Instanz, so kann es nicht ausbleiben, daß sich die Parteien für berechtigter als je halten. Die Kammern werden über die Befugnisse ihrer Controle, über ihre Initiative eifersüchtiger als je wachen. Man ist im Stande, einen Nationalrath vorzuschlagen. Man setzt den Wahlcensus herab, um Repräsentationen aus andern, als den bisherigen Elementen zu gewinnen. Wer kann es den Cabinetten verdenken, daß sie sich durch diese Calamität mit der Dynastie Orleans auf einen bedenklichen Fuß gesetzt fühlen? Wer kann es unternehmen, für Frankreichs nächste Zukunft gutzusagen?

Ein Freund, der meine Briefe aus Paris entstehen sah, drückte mir beim Tode des Herzogs von Orleans sein Bedauern aus, wie sich nun wahrscheinlich der größte Theil der Voraussetzungen meines Buches verändert haben würde. Ich sage, nichts hat sich verändert. Ich sage, Frankreich ist über die gestörte Thronfolge des Hauses Orleans erhaben. Ich sage, Frankreich hat die Kraft, sich selbst zu regieren. Es wird keinen Convent, kein Directorium proclamiren, es wird weder die Bourbons, noch die Bonapartes rufen; es würde, wenn das ganze Haus Orleans nicht bestünde, sich einen Herrscher unter den Fürstenstämmen Europas suchen. Die Regentschaft kann allerdings die Veranlassung bittrer Streitigkeiten werden, der Herzog von Nemours wird allerdings sorgsam achten müssen, welcher von den Parteien, welchem von den ehrgeizigen Staatsmännern er sich in die Arme wirft. Aber daß irgend einer dieser Staatsmänner den Willen,

irgend eine dieser Parteien die Kraft haben wird, über die Regentschaft hinaus die Krone selbst anzutasten, scheint mir eine chimärische Annahme zu sein.

Allerdings ist den Ministerialcombinationen ein neues Feld geöffnet. Guizot's Stellung scheint mir unter den jetzigen Umständen bedenklich zu werden. Guizot ist der Mann einer friedlichen Epoche; er wird sich immer auszuzeichnen wissen, wenn es sich um die Gestaltung eines gegebenen Stoffes handelt, um die Bildung und Befestigung gegebener Verhältnisse. Hingestellt an die Spitze einer charakterlosen Epoche, wird er dieser Epoche einen Charakter zu geben wissen. Er wird aus einer gegebenen Zeit leicht die guten und schlechten Bestandtheile sondern, aber die Zeit muß eine ihm sicher vorliegende, eine bestimmt ausgesprochene sein. Der gegenwärtige Augenblick ist dies nicht. Wenn auch unsrer Ueberzeugung nach Nichts in Frage gestellt ist, so scheint es doch, als könnte Alles in Frage gestellt werden. Man hat Ursache für einige der conservativen Thatsachen Frankreichs zu fürchten. Man hat das bestimmt ausgesprochene Gefühl, daß sich für Frankreich etwas Neues, unter diesen Umständen noch nie Dagewesenes ereignet hat. Das ist keine jener Epochen, für welche Guizot ausreicht. Mitten in eine Unruhe der Gemüther, mitten in Erwartungen, Befürchtungen, Hoffnungen, mitten in Zeiten, wo selbst die Besten, die Friedlichsten sich einer gewissen Spannung und Neugier auf das Kommende nicht erwehren können, mitten auf ein solches Terrain darf man Guizot nicht stellen. Die Beharrlichkeit dieses Staatsmannes, seine Consequenz, seine Abneigung gegen alles geräuschvolle Regieren wird den Franzosen in einem Augenblicke hinderlich scheinen, wo sich in der That etwas Neues begeben hat, wo

selbst der gemäßigt Gesinnte, weil er einmal Franzose ist, mit leicht entzündlicher Phantasie sich auf einen Umschwung der öffentlichen Dinge rüstet. Es ist nicht damit gesagt, daß wirklich für Frankreich etwas Neues angebrochen ist, noch weniger, daß Guizot dieser Neuerung nicht gewachsen wäre, oder daß sie mit seinen Prinzipien in einen offenbaren Widerspruch treten müßte; es handelt sich hier nur um die ephemerischen kleinen Aenderungen des Standes der Dinge, um die Curiosität der gegenwärtigen Sachlage. Trifft die nächste Zukunft auf Schwierigkeiten, löst sich das neue Verhältniß nicht nach dem Wunsch der Betheiligten, oder auch wirft es der blos zuschauenden Neugier der Masse nicht genug Unterhaltungsstoff ab, so kann es nicht fehlen, daß davon die Schuld auf Niemanden anders, als Guizot fällt.

Unter diesen Verhältnissen sind die Aussichten für Thiers wieder günstiger geworden. Thiers war bei dem Tode des Herzogs abwesend in der Provinz. Auf die erste Nachricht kam er schleunigst herbei und verstand, sich in der ersten Verwirrung wieder nothwendiger, denn je zu machen. Thiers hatte zwar an dem Kronprinzen eine Zukunft, wenigstens den Glauben, den Credit einer solchen, verloren, aber eine Frage wie die Regentschaft konnte nicht ohne Vortheile für ihn sein. Wir sehen ihn zuvörderst als den Vertheidiger der weiblichen Regentschaft. Es war eine Sache der Courtoisie, daß er sich für die Wittwe seines Protectors, eine Sache der Politik, daß er sich für eine Frau entschied. Später hat ihn Ludwig Philipp für die Regentschaft des Herzogs von Nemours gewonnen. Der König mußte sich ihm für den Beistand, den seine Partei in der Kammer zu leisten versprach, wieder verpflichteter, denn je fühlen.

Thiers hat vor Guizot das Vorurtheil voraus, daß er mit dem Regieren behender umspringen kann. Thiers ist mit einem Gesetze bald fertig. Er administrirt in Bausch und Bogen und faßt die Gelegenheit kurz beim Kragen. In Augenblicken, wo die Franzosen auf etwas Neues gespannt sind, werden sie Thiers für einen größern Erfinder halten, als Guizot. Bei allem Jungen, Neuen, Nochnichtdagewesenen hat Thiers den Vortheil, daß man an die Jugend und die Repräsentanten der Neuerung denken wird. Die neue Lage hat ihre unausbleiblichen Schwierigkeiten; diese sind nicht gewaltig genug, um irgend etwas Wesentliches in Frankreich zu ändern, aber ein Cabinet dürfte wohl eines ihrer unwesentlichsten Opfer zu werden.

Der europäische Friede kann sogar von der Regentschaft einen großen Vortheil ziehen. Es begibt sich gegenwärtig in Europa Etwas, das man seiner tiefern Bedeutung nach, so auffallend die Erscheinung ist, noch nicht gewürdigt hat. In England herrscht eine Königin, in Portugal eine Königin, in Spanien unter Regentschaft ein Kind, in Griechenland ein naturalisirter Fremdling, in Belgien ein Fremdling. Wie kommt es nun, daß Europa, trotz dieser schwachen Hände, in die einige seiner Zügel gegeben sind, sich doch immer mehr in sich selbst befriedigt? Statt über diese schwache Vertretung der monarchischen Ordnung Besorgnisse zu hegen, sollte man im Gegentheil erstaunen, wie tief denn doch in unserm modernen Staatsleben das Bedürfniß geregelter Einheit und die Achtung vor der historischen Ueberlieferung eingewurzelt ist. Es sind in der That nicht mehr die Personen, die die Staaten regieren, sondern die Begriffe. Es ist die Scheu vor dem factisch Gegebenen sowohl, wie die Abhängigkeit von einer ins innerste Völkerleben schon übergegange-

nen theoretischen Nothwendigkeit, daß sich Throne erhalten können, die nicht naturwüchsig, Scepter, die in den Händen von Kindern und Frauen sind. Wenn sich nun auch Frankreich unter die Herrschaft eines Kindes begeben wird, und dies, wenn nicht alle Anzeichen trügen, geschehen dürfte in Ruhe und Ordnung, so find' ich, daß sich das monarchische Prinzip über die Fortschritte, die es seit fünfzig Jahren wieder gemacht, Glück wünschen darf.

Von allen Seiten muß man jetzt hören, daß die physischen Interessen die Welt regieren. Wo man hinblickt, schaaren sich die Völker um Fragen des Handels und der Industrie. Von unten herauf, wo der Communismus über eine gleiche Vertheilung der Lebensgüter grübelt, bis hinauf zu dem Finanzier, der über Zollsysteme und Anleihe-Operationen nachdenkt, findet man unser Zeitalter beherrscht nur von dem einen Gedanken der materiellen Existenz. Auch in Frankreich steht diese Richtung gegen alle übrigen Tendenzen bei Weitem im Vordergrunde. Ist sie eine gefährliche für die Moral, ist sie eine vortheilhafte für die bürgerliche Freiheit, die Entscheidung mag dahinstehen. Sie beherrscht die Gemüther, das ist erwiesen. Sie hat die politischen Gesichtspunkte verrückt, die alten Schlagwörter der Politik antiquirt, sie hat die Leidenschaft des Ehrgeizes und die Sucht nach politischen Theorieen in das Bette des industriellen Egoismus gelenkt. Die Richtung ist einmal da und sie wird sich auch für Frankreich bewähren.

Seitdem die Völker Europas angefangen haben, sich mit geschriebenen Verfassungen zu beschwichtigen, haben die Gefahren für die Ruhe und den Bestand der Staaten abgenommen. Die beste Politik hat sich in den constitutionellen Staaten nachgerade als die herausgestellt, treu dem gegebe-

en Worte zu handeln, die Heiligkeit des Vertrags zu ehren und unverkümmert Jedem den Vollgenuß jener Rechte zu lassen, die ihm in den Paragraphen des Staatsgrundgesetzes zugesichert sind. Die Kammern Ausdruck des Volkswillens. Die Minister die Beamten der Kammern. Die Krone schwebend über dem Ganzen als moralische Garantie des Gesetzes, der Ordnung, der Gnade. Mit diesen Prinzipien hat sich England erhalten unter Königen, die wahnsinnig waren; mit diesen Prinzipien erhält es sich unter Frauen und würde es sich erhalten auch unter Kindern. Frankreich ist allerdings ein zäherer Stoff als England. Aber Frankreich hat wie England, wie alle Völker, seine Revolutionen auch deßhalb gehabt, um ihrer künftig überhoben zu sein. Es hat seit 1815 in der Ausbildung des constitutionellen Lebens Fortschritte gemacht und hat seit 1830 auch gelernt, sogar die Repristinationen der Umwälzung zu überwinden. Wenn es jetzt seine hohe Aufgabe, auch unter einer Regentschaft sich als ein geordneter Staatskörper zu erhalten, durchführt, dann hat es dem constitutionellen Prinzip einen Sieg erfochten, für welchen ihm Europa ewig verpflichtet sein wird.

Freunde jener intriguanten Publizistik, die nur aus den Trübsalen, Wirrnissen und Unglücksfällen der Völker ihre Rechnung ziehen, werden nicht begreifen, welches Interesse ein Menschenfreund haben kann, so vertrauensvoll auf Frankreichs nächste Zukunft zu blicken. Es ist dies ein Interesse, welches jene Gattung von Publizisten nie verstehen wird, das Interesse der Humanität. Jedem hingebenden, an die große Aufgabe der Menschheit glaubenden Gemüthe ist es Bedürfniß, sich von der Zukunft Friedliches zu versprechen. Es war der Zweck meines Buches über Paris, nicht etwa eine An=

hänglichkeit an Frankreich zu verbreiten oder irgend einem unsrer Nationalgefühle etwas zu vergeben. Nein, ich wollte jenen unglückseligen Irrthümern und den darauf gebauten gefährlichen Maßregeln entgegenarbeiten, durch welche man Frankreich isolirt. Räumt man ein, daß Frankreich durch eine Regentschaft wieder an den Krater einer Revolution gerückt ist, so setzt man aufs Neue die Reaktion in Rechte ein, die auch für uns, die Nichtbetheiligten, von den drückendsten Folgen sein würden. Stimmt man in jene maßlose Uebertreibung der Gefahren, die uns noch von Frankreich drohen sollen, mit ein, so arbeiten wir nur jener mißtrauischen, verfolgungssüchtigen Politik in die Hände, die seit 1817 nur zu nachtheilig auf die Entwickelung des europäischen Völkerwohles und den Bestand der Völkerfreiheit eingewirkt hat.

Eine Regentschaft wird allerdings dem politischen Leben Frankreichs einen veränderten Charakter geben. Aber auch an dies neue Schauspiel werden die Cabinette sich bald gewöhnen. Wer Frankreich unbefangen beurtheilt, muß sich gestehen, daß der Stoff, aus dem es seine gegenwärtige Geschichte bildet, kein zufälliger ist. Und dieser Stoff, dies politische Material Frankreichs ist vor und nach dem Tode des Herzogs von Orleans sich gleich geblieben. Was in Frankreich schwankt, wird unter dem Regenten so gut schwanken, wie es unter dem Herzog von Orleans geschwankt haben würde. Was steht, wird stehen unter Jenem, wie es gestanden hätte unter Diesem. Es liegt darin ein großer Trost und eine große Beruhigung für die Menschheit. Wer möchte nicht für die Zeiten sprechen, wo man die wahren Helden der Geschichte nicht mit Lorbeern ehren wird, sondern mit Palmen!

Pariser Eindrücke.

1846.

Den Versuch eines vollständigen Gemäldes von Paris, wie vor vier Jahren, wollte der Verfasser nicht wiederholen. Denn auch zu wenig hat sich seitdem verändert. Er gibt hier nur Randbemerkungen, die ihm bei der Durchsicht des früheren Textes unerläßlich schienen. Sie berichtigen, sie erläutern, sie bringen hie und da Neues zur Bestätigung einer alten Behauptung, die Manchem vielleicht bedenklich erschienen war. Mögen sie dazu beitragen, vor Paris die allzugroße Anbetung, noch mehr aber die allzugroße Furcht zu mildern!

[S. 34.] Den 4. März 1846 kam ich in Paris zum zweiten Male an. Es war bei Nacht. Der Weg hatte durch Rheinbayern, Lothringen und die Champagne geführt, bei düstrem Wetter, drückender Sonnenschwüle, unzeitigen Gewittern und warmem, der Jahreszeit vorangeeilten Mairegen. Paris um drei Uhr in der Nacht macht einen geheimnißvollen, an die Mystères erinnernden Eindruck. Man glaubt, daß um diese Zeit nur Diebe wachen können und doch sieht man in den öden, ausgestorbenen Straßen mit den himmelhohen Häusern und ihren telegraphenartigen Schornsteinen, in diesen Räumen, die am Tage ein so grelles, tobendes

Leben erfüllt, manches lebendige Athmen in der Nacht an uns vorüberhuschen. Paris am Morgen, Mittag, Abend und bei Nacht ist oft geschildert worden; aber Paris um drei Uhr Morgens, wo selbst die Autoren, die diese Schilderungen gaben, endlich eingeschlafen sind, dies Paris böte Stoff zu einem eignen Bilde. Tortillard, den Hinkefuß aus den Champs elysées, glaubt' ich mit einer Laterne durch die finsteren Straßen hinter mir her hinken zu sehen. Auch eine sage femme huschte mit ihrem Menschheitsvermehrungserleichterungsapparat über die Place des Victoires und rief einen der schlummernden Fiakers an, die in Paris zu jeder Stunde der Nacht anzutreffen sind und sich deshalb ablösen. Der erste Schlummer in der Rue des filles St. Thomas war erquickend.

[S. 40.] Wie nach den sonnenhellen Frühlingstagen, die schon im Palais Royal das zarte Laub hervortrieben, ein plötzlicher Orkan die Staubwirbel in den Straßen aufjagte und den schnell Orientirten wieder an das lodernde Feuer des Kamins bannte, draußen eine heisre verstimmte Orgel: „Noch ist Polen nicht verloren" als rührenden Nachhall der heisern verstimmten Krakauer Nachrichten spielte, kamen mir in einsamer melancholischer Muße, die immer die erste Folge eines dreitägigen hastigen Sturzes in das Fluthenbad so großer Eindrücke sein soll, zwei Betrachtungen, die ich hieher setzen will:

Erstens: Bei diesem Wirbelwind, diesem Staube, diesem Regen, diesem Blitz und Donner und dem plötzlich verstummenden Polenliede denken vielleicht — dachte ich — manche meiner Nachbarn in der stillen Cité Bergère an eine naßgewordene Sammtecharpe oder an den Kaiser Nikolaus, oder an den Polizeirath Duncker, oder an die deutschen Zei-

tungen oder an den Fürsten Metternich und das polnische Kopfgeld oder auch nur an einen verdorbenen Firnißstiefel — meine Wirthin aber und ein paar bei einem Blitz, der in der Nähe wirklich einschlug, aufkreischende weibliche Gemüther dachten ohne Zweifel an Gott. Gott in Paris, Gott in Frankreich, spann ich weiter und überlegte, wie sonderbar das ist, eben aus Deutschland kommen, wo grade jetzt über den lieben Gott und seine Offenbarungen und seine Symbole und seine Stellvertreter Alles in Aufregung ist, und hier nun wieder in andrer Sprache, in andern Regungen des Herzens, in andern Auffassungen der Vernunft dasselbe große, allwaltende, allumfassende Wesen angerufen!.... Oder wie deut' ich mir die Bleistiftstriche in meinem Tagebuch, die da lauten: „Ein furchtbares Naturphänomen ruft dieselben Empfindungen hervor, da, wo römisch, deutschkatholisch, lutherisch und lichtfreundlich gebetet wird. Sind solche Empfindungen nun nicht die ächte Religion und alles Uebrige reiner Un—". Was ich hier geschrieben hatte, ist unleserlich, aber das weiß ich, daß ich dachte: die Damen, die da eben schrieen: Mon Dieu! Mon Dieu! ahnen gar nicht, daß nach der Art, wie in Deutschland über Gott gestritten wird, keine Parthei ihnen einräumen würde, daß dies derselbe liebe Gott sein könne, der diesseits des Zollvereins nunmehr so viel gemodelt und synodelt wird.

Zweitens: Das Unwetter hatte sich verzogen, mein Satz stand fest, daß es keine andere Religion zu geben brauche, als Die: Bei einem Schmerz, bei einem Unglück, bei innerer Verzweiflung, bei einem Gewitter der Natur oder der Seele seelentief auszurufen: O Gott! O Gott! Oder: Mon Dieu! Mon Dieu! Oder: Allah Ill Allah! Es wurde wieder

blau am Himmel, das Fenster wurde gelüftet, die reine Atmosphäre geathmet, vermischt mit der dumpfen Kaminwärme — da sammelte ich die ersten Theater-, Journal-, Bücher- und politischen Eindrücke und schrieb folgende Hieroglyphen:

„Geist — consumirt — Zusammenstrom — Vergleich mit Berlin — mehr Stoff — keine Anwendung.“

Dieses aus dem Egyptischen in censurgemäßes Deutsch übersetzt, sollte wahrscheinlich soviel sagen, als: Welches summende Gewühl! Welches Regen und Weben der Talente! Wie müssen sie schaffen, arbeiten, um diese große Stadt und mit ihr ganz Frankreich und vielleicht die Welt zu unterhalten! Ich sehe im Theater ein leichtes, vergängliches Stückchen. Rötscher würde es verurtheilen und es für ein Hinderniß der Anerkennung Shakspeares halten und doch ist das Ding allerliebst „gemacht“ und ich kenne hundert Professoren, die das Dinglein nicht „machen“ könnten. In den Journalen — wie viel Geist wird consumirt! Wie graziös, wie witzig sind die unscheinbarsten Stoffe behandelt! Wie schalkhaft diese kleinen Artikel in dem vergänglichsten aller Pariser Journale, dem Entreakte! Kurz, es gehören gewaltige geistige Anstrengungen dazu, nur die gewöhnlichste Pariser Tagesordnung herzustellen. In Deutschland sind wir nun unstreitig viel tiefer. Man halte diese Bemerkung nicht für Ironie. Nein, nein, wir sind in allem Ernst viel gründlicher, viel ideenreicher, viel poetischer sogar. Aber was kommt davon zum Vorschein? Berlin's Elemente sind unstreitig sehr reich, sehr kraftvoll. Aber wo ist ihre Anwendung, ihre Einigung, ihre Benutzung? Wo kann dort ein Talent seine volle Entfaltung, seine reifende Vollendung finden? Wo hat der König, wo hat die Regierung, wo

hat der unternehmende Sinn einzelner Personen dort etwas geschaffen, das der vorhandenen Kräfte sich bemächtigte und wirklich Berlin zur Metropole des deutschen Geschmackes, der deutschen Bildung machte? Der König hat es eine Weile gewollt, er hat die Maxime seines Vaters und des Ministers von Rochow, die da lautete: Wir wünschen nicht, daß von Berlin etwas ausgeht, zu seiner und seines Landes Ehre verlassen, aber noch sieht man dort nur zersetzende, hemmende, isolirende Thatsachen, keine bindenden und wenig organisch gestaltende. Wäre der Sinn für eine Benutzung der vorhandenen Elemente da, würde z. B. die Vossische Zeitung, bei aller Achtung vor ihrem guten Willen sei das gesagt, so bleiben können, wie sie ist? Würde nicht Berlin die Freiheit haben müssen, eine Zeitung von der Originalität, wie die Augsburger Allgemeine, aus Privatmitteln erstehen zu sehen? Was erblickt man? Ueberall Regierungszügel, die verhindern, verbieten, unmöglich machen. Ist eine literarische Zeitschrift in Berlin entstanden, die das wissenschaftliche und ästhetische Bewußtsein der dort vorhandenen geistigen Elemente zur Anschauung brächte? Im Gegentheil. Der Minister Eichhorn verbietet Professoren, die Aehnliches bezweckten, jeden derartigen Versuch. Das ist kleinlich, unbedeutend, mittelstaatisch, erschlaffend. Man verstehe diese Anklage recht! Ich will den Ministern und dem Könige das Recht nicht streitig machen, die Ansichten, die ihnen mißfallen, zu verfolgen: mögen sie ihre Ueberzeugungen haben, wie sie die englischen Minister haben, wie sie Louis Philippe hat. Edgar Quinet und Michelet finden keinen Vorschub bei der gegenwärtigen Regierung, sie setzen sich der Gefahr aus, ihre Lehrstühle zu verlieren; aber wollten sie

in Zeitschriften ihre Ansichten aussprechen oder einen Sammelplatz für alle die Talente gründen, die nicht das Glück haben, als Regierungsräthe mit 3000 Thalern Gehalt auf ihren bis zum 27. Juli 1830 erworbenen Lorbeern auszuruhen, welche Macht der Welt könnte sie in Frankreich daran hindern? Paris consumirt erstaunlich viel Geist und hat organische Verdauungswerkzeuge dafür. Wir haben auch den Geist, aber keine solche Verdauungsmöglichkeit und daher leiden wir an einer fortwährenden Congestion des Blutes nach dem Kopf, an einem Uebermaaß der geistigen Produktion gegen die geringe in Lebensstoff übergehende Consumtion, an einer im gesellschaftlichen Körper herumfahrenden Masse unverdauter Geistesstoffe, die statt uns zu nähren nur verderben und mehr Unheil, als Segen verbreiten. Es will Einer in Berlin eine neue Zeitschrift begründen. Abgeschlagen. Er will eine politische Zeitung stiften. Abgeschlagen. Ein neues Theater, so dringend nothwendig für Berlins Sittlichkeit und den in Deutschland erwachten größern Aufschwung der dramatischen Literatur, in Antrag gebracht. Abgeschlagen. Ist das nun das Wesen des monarchischen Staates überhaupt oder die weise Fürsorge einer Patrimonialpolitik, die uns wie Kindern gibt und versagt, was ihr gut scheint, oder was ist es? In Paris sind 22 Theater. Sie sind täglich gefüllt, sie beschäftigen auf harmlose Art das Volk, das durch die Bühne vom Besuch schlechter Zerstreuungsörter und von sittenverderbendem Umgang abgelenkt wird. Hundertfünfzig Autoren arbeiten für diese Bühnen und haben ein „Bett für ihren Strom“. Alexander Dumas wünscht endlich noch ein dreiundzwanzigstes zu errichten. Man bewilligt es ihm, les' ich heute. Ein Sohn des Königs, der Herzog

von Monpensier, gibt seinen Namen zum Schutz desselben her. Man bewilligt das demselben Alexander Dumas, der in seinen Briefen an den königlichen Intendanten der Schauspiele öffentlich vor zwei Jahren gerügt hat, daß die Bühne und moderne Literatur überhaupt unter der Gleichgültigkeit des Königs für alle geistigen Aufgaben litte. Man bewilligt dennoch. Und bei uns? Daß wir in Berlin ein drittes Theater, ein Theater des freien produktiven Wetteifers nöthig haben, ein Theater, wie das Odéon in Paris, steht fest, ist unläugbar, und mag es hundertmal von Herrn Tieck oder von den Generalsuperintendenten oder Consistorialräthen, die in Deutschland hie und da mehr Regierungseinfluß haben, als der einfache ruhige Blick des Beobachters, in Abrede gestellt werden. Was geschähe, wenn z. B. einer unserer jüngern dramatischen Autoren, der seinen Beruf für die deutsche Bühne so gut zu haben glaubt, wie Alexander Dümas für die französische, und diesen Beruf bewiesen hätte, in Berlin um die Bewilligung eines neuen Theaters einkäme? Abgeschlagen! Möglich, daß der Weltgeist bei diesem vaterländischen Systeme seine Hand im Spiel hat. Möglich, daß es der Wille der Götter ist, Deutschlands geistige und produktive Kräfte nur zu den Journaldebatten zu benutzen. Möglich, daß die Aufregung der Gemüther dadurch lebhafter unterhalten wird, wenn der Autor, der in Berlin seine Anlehnung nicht findet, seine Feder den in Hamburg, Mannheim und Zürich erscheinenden Zeitungen widmet; möglich, daß es besser für die politische Frage Deutschlands ist, wenn die Autoren, ermüdet von den Schwierigkeiten, ein Drama den Hoftheater-Rücksichten bequem zu machen, lieber über Politik schreiben. Möglich, daß mir die freisinnige Partei den Vor-

wurf macht, ich gäbe den Regierungen ein machiavellistisches Mittel an die Hand, Deutschlands Aufregung zu beschwichtigen; aber beruhigt Euch! Lieber geben unsre Fürsten mittelalterliche Verfassungen mit Reichsständen in Sammetröcken und mit güldenen Kettlein, als daß sie das große Resultat der französischen Revolution aussprächen: Individuelle Freiheit und Garantie der Menschenrechte für Jedermann!

[S. 45.] Bedeutender als Guyon ist Joanny, früherer Rival von Talma, der in den Horaziern von Cid zum letzten Male auftrat, um sich ins Privatleben zurückzuziehen. Dieser greise Schauspieler trug den alten Horace mit einer Frische und biedern Natürlichkeit vor, wie sie höchstwahrscheinlich auch das Kennzeichen unsrer alten Schauspieler Eckhof, Brockmann u. s. w. gewesen ist. Rührend war der Abschied des alten Mimen. Wo in Deutschland ein Festspiel, eine Bekränzung, eine Anrede der Collegen, ein zwölfmaliger Hervorruf stattgefunden hätte, genügte hier noch mehr als zwanzigjährigem Wirken ein einziger Hervorruf, ein mäßig starkes Bravo der Claque und eine stumme, aber ausdrucksvolle schmerzliche Verbeugung des alten Mannes. Die deutschen Schauspieler haben unstreitig oft ein viel glücklicheres, ein beneidenswerthes Loos gegen die französischen.

[S. 47.] Da ich bekennen muß, daß ich von meinem frühern ungünstigen Urtheil über Dem. Rachel zurückgekommen bin, geb ich hier wieder, was ich nach ihrer Darstellung der Jeanne d'Arc niederschreiben mußte:

Alle unsere ersten Heldinnen und Liebhaberinnen, wie sie nur im Wolff'schen Theater-Almanach verzeichnet stehen, würden mir gestern mit Vergnügen in einen armen Weinschank der Rue du Rempart gefolgt sein, wo unter mephitischen

Ausdünstungen auf einem klebrigen zinnernen Ladentische, bei düsterm Sparlichte von Billetmaklern noch einige wenige Einlaßkarten zum Theatre Français ausgeboten wurden. Die Rachel zum ersten Male als Jungfrau von Orleans! In einer Rolle, die so ausschließlich ein Privilegium der deutschen Schauspielerinnen geworden ist! Mit Jeanne d'Arc betreten unsere jungen Heldinnen zum ersten Male die Bretter. „Lebt wohl, ihr Berge, ihr geliebten Triften!“ Wie süß klingt das im Ohre aller der jungen Musenpriesterinnen, welche die erste Lampenweihe empfangen wollen! „Mein ist der Helm, und mir gehört er zu!“ rufen sie zwanzig Jahre ihrem kleinen Hoftheaterpublikum entgegen; und endlich, wenn denn doch der gelbe Brustharnisch mit dem Embompoint nicht mitwachsen will und die Intendanz für Schiller keinen neuen Ringelpanzer auf den Etat bringen darf, treten sie zum letzten Male als Jungfrau von Orleans auf und verstehen sich zu der Erklärung, die eine nach dieser Rolle einmal hervorgerufene Schauspielerin mit einem verschämten Knix in diesen Worten abgab: „Hochverehrtes Publikum! Jungfrau — gewesen!“

„Wie hat die Rachel die Jungfrau von Orleans gespielt,“ wird man fragen vom Burgtheater herab bis zum Reisewitzer Volkstheater bei Dresden. War sie größer als die Bethmann, die Crelinger, die Hagn in dieser Rolle? Wie saß sie unterm Drudenbaume, wie sprach sie die Rede vor Karl dem Siebenten, wie klingt das „bei Vaucouleurs zwei Fähnlein aufgebracht“ und das majestätische: „dann soll kein engelländisch Roß mehr aus den Fluten der prächtigströmenden Loire trinken!“ im Munde einer Schauspielerin, die weder Rötscher'n gelesen hat, noch auf die leipziger „Theater-Locomo-

tive“ abonnirt ist? Mir selbst kam auf meinem glücklich eroberten Sperrsitze ein banger Schauer an. Die Jungfrau von Orleans, im berliner Opernhause, war mein erster Theatereindruck aus dem Knabenalter. Wie ich hier in Paris so in dem überfüllten glänzenden Saale, unter geschmückter Toiletten-Garnirung der Balcons und Logen, unter den blasirten Montags-Feuilletonisten der Journale saß, gedachte ich des Doctor Faust und des baierischen Hiesels, denn diese Lieblingsstücke der mit Leidenschaft besuchten berliner Puppenspiel-Theater hatte die Jungfrau von Orleans, das erste menschliche von „lebendigen Figuren“ gespielte Stück, auf ewig aus meinen Sympathieen verbannt. Ich gedachte jenes wonnevollen Grauens, als ich zum ersten Male einen „wirklichen“ Vorhang aufgehen sah; wie Thibaut d'Arc sich über seine Tochter beklagte und diese selbst, damals von der schönen, stattlichen Mad. Unzelmann gespielt, die Hand des Freiers Raimbaut ausschlug; wie dann mit Blech geklappert wurde und Ritter auftraten, die, wie der Bastard von Orleans, ganz von Messing schienen. Himmel, wenn dieser Dunois-Rebenstein rief: „Das Palladium ist entwendet, führt alle Völker ins Gefecht! Frei muß sie sein, noch eh' der Tag sich wendet!“ wenn es in Rheims donnerte und den ganzen Krönungszug auseinander stiebte, wenn der alte Thibaut fluchte, dann wieder der schwarze Ritter aus der Erde tauchte, oder der Köhler im Walde die irrende Heldenjungfrau aufnahm, oder wie sie die Fesseln sprengte und sich von einem wachestehenden Soldaten die ganze Schlacht erzählen ließ, die nach meinen Begriffen wirklich hinten aufgeführt wurde — ach, das alles stand lebhaft vor meinen Augen, und der holde Dämon der Jugend und des Vaterlandes flüsterte mir zu:

Laß die Franzosen hier um dich toben um ihre Jeanne d'Arc; die Jungfrau von Orleans gehört uns Deutschen, und Mad. Unzelmann, jetzige Mad. Werner, war doch größer, als diese Rachel Felix sein wird!

Der Vorhang ging auf. Sie sitzt da — Applaus — alle Lorgnetten auf sie gerichtet; aber, ach! nicht unter dem Drudenbaume, nicht im bescheidenen Hirtenkleide, starr das Auge empor gerichtet in die wunderbar flüsternden Zweige. Nein, diese Jeanne d'Arc hat schon geendet, sie ist schon gefangen von dem Nachfolger des „mit der Dummheit vergebens kämpfenden" spleenbehafteten Englishman Talbot. Zwar wußte ich, daß die heut aufzuführende Jeanne d'Arc nicht die Schiller'sche war, sondern eine schon am 14. März 1825 zum ersten Male gegebene und für die Rachel nur von den Todten erweckte Tragödie von dem verstorbenen Akademiker Alexander Soumet; allein ich wußte auch, daß sich von jeher weder die Dramatiker der Boulevards, noch die Akademiker des Quai Conti ein Gewissen daraus gemacht haben, fremdes Gut für eigene Waare auszugeben. Unläugbar hat auch Soumet Schiller's Trauerspiel gelesen und die überwältigende Macht einzelner lyrischer Stellen desselben herausgefunden. Sie sind benutzt worden. Die französische Jeanne d'Arc stirbt auf dem Scheiterhaufen mit denselben Worten wie die deutsche unter Blumen, Fahnen und Engelsglorien. Allein im Uebrigen ist der Verlauf der Handlung völlig ein anderer und erinnert eher an Schiller's Maria Stuart, als an die Jungfrau von Orleans.

Es ist wahr, der große Schiller hat Größeres geschaffen, als seine Jungfrau von Orleans, deren Bühnenwirksamkeit größtentheils auf unerlaubte, jedenfalls zweideutige Effecte

und Hülfsmittel begründet ist. Der lyrische gereimte Vers, begleitet von Musik, der Scenenpomp, die unhistorisch verflimmernde und verschwimmende Schlußtransfiguration, dies alles ist eben so opernhaft und etwas oberflächlich, als die Charakteristik und der Fortschritt der Handlung viel zu wünschen übrig läßt. Wäre man bei Schiller nicht eine erhaben-bequeme und sehr gründlich ausgeführte Motivirung gewohnt, man würde sich über die so skizzenhafte Haltung des Königs, der Agnes Sorel, des Herzogs von Burgund und besonders über die Königin Isabeau nicht beklagen dürfen, diese Isabeau, die denn doch mit ihrem Dolch im Gürtel und mit ihren grimmigen Drohungen und Augenverdrehungen ein wenig gar burlesk über die Bühne fährt. Allein dieses französische Product ist eine klägliche Schularbeit. Gegen die frostige Nachahmung Alfieri's wäre nichts zu sagen, wenn der Verfasser nur einen Plan, eine Idee von einer Handlung gehabt hätte. Seine Jeanne d'Arc ist gefangen, man will sie verbrennen, sie reflectirt über ihre vergangene Heldenlaufbahn, sie findet einen Geistlichen, Adhemar, der ihr so viele Tröstungen für diesseits und jenseits sagt, der englische Richter zeigt sich brutal wie Hudson Lowe, Bedford zankt sich mit seinem Bundesgenossen Burgund, Johannens Vater erscheint mit seinen beiden andern Töchtern, weint und jammert, die Schwestern weinen und jammern, der Vater hat ein Zeugniß wider Johannen ausgesagt, will dies zurücknehmen, ein Zeugniß, das, völlig unklar und räthselhaft, durch nichts deutlich genacht wird, Johanne bewegt Burgund, sich wieder mit Karl zu versöhnen, sie ist darüber sehr glücklich und besteigt in Gegenwart ihres in Verzweiflung jammernden Vaters, ihrer schreienden Schwestern vor unsern Augen den

Scheiterhaufen. Die ganze romantische Thatenlaufbahn der Jungfrau muß von der Drei-Einheiten-Tragödie ausgeschlossen bleiben. Ein Zweifel des Verstandes oder ein Irrthum des Herzens beschleicht diese Johanna nicht einmal. Das Mystische, Prophetische ist nirgends mit der am deutschen Gedichte so reizenden Weihe angedeutet. Der Vater ist ein jammernder alter Narr, dem „Lüge und Wahrheit, wenn sie nur hilft“ (wie in dem „socialen“ Boulevards-Drama), einerlei ist. Keine Andeutung von seinem tiefen Mißtrauen gegen Johanna, nichts von jenem tragischen Geschick bei Schiller, wo die Seherin, nachdem die übrige Welt sie verläßt, sogar auch von den Ihrigen verlassen wird und an sich selbst verzweifelt. Mit einem Worte, die Tragödie Soumet's ist ein todtes Skelett von Phrasen, eine dramatisirte Assisenverhandlung, der man bei der Lecture kaum ansehen wird, wie sie dennoch auf der Bühne zu einigem Leben, zu einiger Wirkung gelangen kann.

Diese Möglichkeit liegt in der Tendenz dieses Drama's. Der Verfasser benutzte die Geschichte der Jungfrau von Orleans zu einem Gelegenheitsdrama, um den gedrückten Empfindungen Frankreichs während der Restaurations-Periode Luft zu machen. Ich will nicht sagen, daß der Verfasser nöthig hatte, durch diese bestimmte, fast epigrammatische Absicht seinem Stoffe Zwang anzulegen. Frankreich, von den Alliirten erobert, war der alten Geschichte von Karl VII. ziemlich analog. Bedford muß man unbedingt für eine Mischung von Blücher und Wellington nehmen. Burgund ist die Emigration, die sich mit den Feinden des Vaterlandes verbündet. Wenn Burgund von dem Morde seines Vaters spricht und seine Brust öffnet, um ein auf dem Herzen von

ihm bewahrtes und in das Blut seines Vaters getauchtes Tuch zu zeigen, wird Jedermann nur an Ludwig XVI. denken. Jeanne d'Arc ist die Hoffnung Frankreichs, repräsentirt weniger durch eine That, wie die des Marschalls Ney, als durch alle die ins Innere der Nation übergegangenen Napoleonischen Erinnerungen und Errungenschaften, denen der letztliche Sieg voraus verkündet wird. In diesem Helldunkel zwischen den Zeiten der Chronik und der Restauration, in dieser Doppelsinnigkeit der historischen Anspielungen liegt allein ein Ersatz für die der Handlung völlig baare Fabel der Tragödie nnd machte, nachdem vor 21 Jahren die Georges auf dem Odeon die Jeanne d'Arc „creirt" hatte, eine glänzende Wiederaufnahme derselben durch das der Georges bei Weitem überlegene Talent der Rachel um so eher möglich, als die Impopularität der Entente cordiale den auf die Treulosigkeit und den Uebermuth der Engländer bezüglichen Stellen jetzt wieder einen pikanten und enthusiastisch aufgenommenen Tagesreiz verschaffen mußte.

Erwartet nun also auch von der Rachel keine deutsche Johanna! Ihr könnt Euch alle wieder sehen lassen, ihr Johannen von Tilsit bis Saarlouis, von Oedenburg bis Oldenburg! Die französische Johanna saß nie unterm Drudenbaume. Sie hat wohl auch eine Vision gehabt, aber keine magnetisch-mystische. Es kann ihr Beichtvater gewesen sein, der das zu ihr sprach, was Soumet einen Engel zu ihr sprechen läßt, oder sie darf, wie die rationalistische und sehr ungläubige Rachel Felix auch durchweg andeutete, darunter ihr eigenes Inneres meinen, was sie une voix supérieure nennt. Sie ist eine emancipirte Johanna, eine Jeanne d'Arc, wie etwa Mad. Girardin oder sonst eine politische Lö-

win von Paris Jeanne d'arcisirt hätte, wenn es die Umstände so gewollt hätten. Die Jeanne d'Arc der Rachel ist eine Femme incomprise, oder, da das „sociale" Genre Mode ist, ein „Mädchen aus dem Volke", die über das „Elend der Epoche" Thränen vergießt und auf das Journal „L'Atelier" abonnirt ist. Diese Jeanne d'Arc hat mehr Geist, als Gemüth, mehr Leidenschaft, als heilige Wärme der Ueberzeugung. Als „demüthige Magd" würde sie einem französischen Parterre, das sich denn doch immer sagen wird, daß die Jeanne d'Arc eine Art Regimentstochter des Mittelalters war, komisch erschienen sein. Guido Görres, der über die Jungfrau von Orleans ein Buch geschrieben hat, würde die Rachel in dieser Rolle atheistisch und jungfranzösisch finden. Sie würde ihm eher wie eine Georges Sand im Cuiraß, wie eine Bettina mit der Pickelhaube vorgekommen sein. Den Namen Gottes hatte sie oft im Munde, aber ganz à la Feuerbach, so, als wenn sie sich selbst darunter meinte. Wenn sie von Gott sprach, lächelte sie so sicher, so unverzagt, so beruhigt, als wisse sie schon mit dem „alten Herrn", wie Goethe sagt, fertig zu werden. Dieu, was sie Dieu nannte, das stand jedenfalls unter ihr. Mit Einem Worte, mit dem „heiligen Fläschchen von Rheims" war diese Jeanne d'Arc nicht in Verbindung zu bringen; allein gestehen darf man darum doch, daß sie durch diesen Mangel an Romantik etwas außerordentlich Keckes und Geniales aufstellte, und wer weiß, ob sie dadurch nicht die ächte, als vom Teufel besessen verschrieene Pucelle d'Orleans wurde! Sie war eine recht durchtriebene Verstandeshexe.

Doch will ich meine deutschen „ersten Heldinnen und Liebhaberinnen" nicht aus den Augen verlieren und deßhalb auf

die Leistung ihrer französischen Collegin etwas näher einge=
hen. Die erste Frage, wenn eine Schauspielerin eine neue
Rolle bekommt, ist die: Was ziehe ich an? Damit ist auch
oft das ganze Studium, die ganze Charakteristik erschöpft.
Der bekannte Künstler bei Schröder sagt: Der Geist meiner
Rolle ist die Perrücke! Die Künstlerin sagt: Der Geist mei=
ner Rolle ist der Anzug!

Es versteht sich von selbst, daß Dem. Rachel die zarte
Rücksicht für den Hof der Tuilerien äußern mußte, sich so zu
kleiden, wie die verstorbene Prinzessin Marie bekanntlich die
Jeanne d'Arc modellirt hat. Der Brustharnisch dieser kleinen
Statuette weicht von den üblichen deutschen Jungfrau=von=
Orleans=Hemden ab. Sie trug kein flimmerndes Ringelketten=
hemd, sondern über einem blauen Kleide einen wirklichen,
im Kerker doppelt beschwerlichen Harnisch, der die schönge=
wachsene Figur mit dem edlen Haupte gar reizend kleidete,
zugleich aber ihre berühmten sanften Armbewegungen hin=
derte. Da die Arme in Gelenkschilden hingen und sich beim
Declamiren diese immer auf dem Brustbleche öffneten, so sah
die Bewegung dieser Partie zuweilen wie das Oeffnen der
Kiemen eines Fisches aus und erinnerte lebhaft an einen
nach Luft schnappenden Hummer. Wie unwesentlich indessen,
wenn hier etwas verfehlt war!

Die geistige Bedeutung ihrer Leistung scheint mir vom
französischen Standpunkte aus sehr vollendet zu sein.
Wenn mir vor vier Jahren ihre Ximène im Cid nicht be=
hagte und ich den Schluß auf ihre ganze Erscheinung aus
dieser weichen Rolle, die sie hart, aus dieser sanften Glut,
die sie frostig wiedergab, vielleicht zu rasch zog, so mußte sie
einer nur verstandesmäßig gedichteten Jungfrau von Orleans

vollkommen gewachsen sein. Hier erhob sie sich zu einer Kunsthöhe, in welche ihr keine deutsche Schauspielerin nachklimmen würde. Denn was sie gab, war eben das rein national Französische, ein Brillantfeuerwerk der geistreichsten Antithesen und Repliquen, ein beißendes Epigramm nach dem andern. Diese leidenschaftliche und doch kalte Spielweise, dieses Auf= und Abtrotzen der Entgegnungen, dieses Haschen nach maliziösen Lakonismen, die eine große unbekümmerte Seele ausdrücken sollen, dies alles gehört ausschließlich einem Volke an, das die blutigsten Katastrophen erlebt hat und keinen andern Trost in den Schrecken der Revolution sich geben konnte, als den der bewährten Charaktergröße. Die Leiden von 1793, die Zerrüttungen der Familien, die Zuckungen der Angst und des Entsetzens sind in die Gefühls= und Urtheilsweise der Franzosen übergegangen und haben in der Kunst möglich gemacht, daß sie da, wo uns schaudert, entzückt sind. Was uns Impertinenz scheinen will, bewundern sie als Stolz und moralische Größe. Was uns wie rhetorische Backenstreiche vorkommt, die sich die redenden Personen androhen oder wirklich appliciren, das sind ihnen erhebende Thaten, die sie mit stürmendem Beifall aufnehmen. Wir entsetzen uns über diese Kothurngestalten, welche die Miene in die Falten des tödtlichsten Hasses legen und mit einer unbeschreiblichen Kälte sich Malizen sagen können; dem Franzosen aber, der im Vaudeville so gutmüthig lachen und für Jeden sich interessiren kann, ist für die Tragödie diese schnöde Art und Weise unerläßlich. So ist es denn auch die Nationalität, die dem Künstler hier zu Hülfe kommt, eine Nationalität, die leider bei uns durch die patriotische Phrase ersetzt wird. In Paris kann und muß sich der Dar=

steller durch den Geist seines Publikums bilden. Diesen sich selber aneignend, wird er bedeutender, als oft seine ursprüngliche Kraft möglich gemacht haben würde; er wächst über sein eignes Maaß hinaus und bildet sich aus seinen Rollen Charaktere, von denen ein Bericht kaum eine deutliche Anschauung geben kann.

Lehrreich würde für den deutschen Künstler, so sonderbar und befremdlich dies ganze Wesen ihm vorkommen müßte, dennoch von ihm immer noch Vieles bleiben. Schon die totale Unfähigkeit der meisten deutschen Künstler (natürlich sind Ausnahmen zu gestatten) richtig auf Effekt zu sprechen, würde hier etwas lernen können. Der Effekt liegt bei uns immer im Hervorheben der Worte, und beim Franzosen liegt er viel wirksamer im Fallenlassen. Freilich gehört zur Anwendung dieses rhetorischen, oft elektrisch wirkenden Mittels der geläufigste Vortrag, eine Lebendigkeit der Rede, die nur die Folge einer großen Unabhängigkeit vom Soufflirkasten sein kann. Nur da, wo feurig und wie von Natur gesprochen wird, kann das plötzliche Stocken der Rede und Abdämpfen des Vortrags in die tiefere Octave von dieser gewaltigen Wirkung sein. Der deutsche Schauspieler, der zu vielerlei spielen muß, um jede Rolle bis auf's Jota zu können, schlendert meist dem Souffleur nach, pumpt und pumpt mit der Lunge, stoppelt die Worte aus dem Gedächtnisse zusammen, und wenn der Effekt kommt und er hier endlich sicher ist, kommt dieser so grell und mit verdoppelter Absicht hervor, daß er, wie es in der Theatersprache heißt, meist, vor dem Kenner wenigstens, „abblitzt". Hätte die Rachel ein umfangreiches, weniger monotones Organ, besäße sie eine größere Scala der Stimme und hätte sie Kraft für die tie-

fen Töne, sie würde für diesen Effekt des Fallenlassens noch lebhafter wirken.

Als der Vorhang herabgelassen war, wurde die Rachel gerufen. In Wien wäre dies an dem einen Abende das zwölfte oder zwanzigste Mal gewesen, in Paris geschah es nur Einmal, und diese Belohnung war edler, würdiger, voller und reicher, als jene abscheuliche und ins Kindische ausartende Weise, wie wir in Deutschland die Schauspieler und Sänger zu belohnen pflegen.

Die übrigen Mitspielenden waren von geringer Bedeutung. Beauvallet schrie und gebehrdete sich wie ein Tobsüchtiger. Die beiden Schwestern der Johanna waren auch zwei Jüdinnen, Dem. Rebekka und Dem. Worms. Die Jüdinnen sind hier an allen Theatern en vogue. Seitdem die Rachel ihr Glück gemacht hat, wollen es ihr die Rebekken und Täubchen alle nachmachen; ja, um dem Zauber entgegen zu kommen, sollen einige Christinnen vorgezogen haben, sich für Jüdinnen auszugeben — ein Muth, den man in Deutschland, dem Lande der Taufscheine, nicht begreifen wird.

Nach dieser Vorstellung noch ein Lustspiel und selbst ein Molière'sches anzusehen, war mir nicht möglich. Das Gefühl, drei Stunden in einer durch und durch dem deutschen Bewußtsein fremden und doch so felsenfest auf sich selbst trotzenden Welt gelebt zu haben, preßte bewältigend die Nerven zusammen. Still nach Hause wandelnd, mußte ich Deutschlands gedenken, wo selbst die Begriffe vom Schönen und Großen zusammenhanglos in blauen Lüften schweben und bei dem größten Reichthum der Formen, der Gedanken, der poetischen Ahnungen, die wir vor Frankreich voraus haben, doch eine Armuth in Allem herrscht, was den Dichter in den leb-

haftesten, seine Kraft zügelnden und doch stählenden Zusammenhang mit seinem Volke und seinem Zeitalter versetzt.

[S. 63]. Alles, was ich in vorstehendem Briefe über den Genußsuchts-Ursprung des theoretischen Communismus gesagt habe, unterschreib' ich noch heute und komme darauf zurück.

Den Enthusiasmus für die Dejazet hab' ich aber gemildert. Sie ist mir denn doch jetzt so sehr als Matrone erschienen, daß ich kaum begreife, wie ich mich im Palais Royal vor fünf Jahren so begeistert fühlen konnte. Möglich, daß ein fünfaktiges Stück, wie Gentil Bernard, nicht mehr der Rahmen ist, den sie in ihren Jahren und mit ihrem gradezu gesagt unanständigen Hosen-Genre ganz ausfüllen kann. Wie blaß, wie matt, wie schlaff jetzt dieses Spiel! Wie gezogen und eintönig dieser Vortrag! Wie erloschen die Augen! Wie unsicher das Organ durch die wahrscheinlich nicht mehr natürlichen Zähne! Wenn ein Leichnam sich schminkt und in der Gränze seines irdischen Wirkens der Mann Mann, das Weib Weib bleibt, so mag man dabei auch an eine Art galvanisirten Lebens glauben; wenn aber eine solche Abgestorbenheit frivol ist, immer in Beinkleidern herumläuft, immer die Eigenheiten seines Geschlechts verläugnet, so wird der Eindruck ohnehin bei dem schläfrigen Spiele widerwärtig. Die Dejazet scheint an den Variétés mehr zur Curiosität für die Fremden, als für das Pariser Publikum engagirt zu sein.

[S. 66.] Die Musketiere der Königin waren 1846 im Frühling die Zugoper, ohne daß sich ihr Zauber begreifen läßt. Möglich, daß er in der Musquetaires-Mode liegt! Möglich, daß man glaubte, die Anekdote des unterhaltenden Dramas: Les Mousquetaires, das auf dem Ambigü Comique nahe an 150 Vorstellungen erlebt, hier in Musik wiederzufinden.

Halevy ist der Componist nicht, der meinem Ohre wohl thun kann. Ansätze zu Melodieen, die keine werden. Harmonische Süßigkeiten, die wie Schaum zerfließen. Der Ton schlängelt sich und schlängelt und es wird keine Figur, keine That daraus. Aber Roger, der neue junge Tenorist der Opera Comique, ist ein lieblicher, hinreißender Sänger. Ihm hört man mit Entzücken zu, wie vor zehen Jahren Mantius in Berlin. Bässe giebts nicht in Paris. Herr Herrmann Leon quälte seinem Kehlkopfe Töne ab, die in Deutschland Gelächter erregt hätten, in Paris aber beklatscht wurden.

Die Mousquetaires, die im Ambigy Comique gespielt werden, sind nach dem zweiten Theil dieses großen abentheuerlichen Romans von Alexander Dümas und seinem dramatischen ersten Commis, Herrn Maquet, selbst bearbeitet. Den ganzen Winter über war täglich das Theater bei dieser Vorstellung gefüllt. Auch das würde unsern Schauspielern kein beneidenswerthes Loos dünken, hundertundfünfzigmal hintereinander täglich dieselbe Rolle spielen zu müssen. Auch dem Franzosen ist dies schrecklich; aber was thut er nicht für das Glück, in Paris leben zu dürfen! Diese Muskketiere sind vier schwatzhafte und ruhmredige Franzmänner, die in die Wirren der englischen Revolution gerathen und bei einem Haare bald dies, bald das gethan hätten und endlich von England abreisen, ohne irgend etwas gethan zu haben. Diese Idee ist indessen keineswegs komisch durchgeführt, sondern mit allem erdenklichen Pathos, mit allem Aufwande ruhmrediger und rührender Hülfsmittel. Karl I. wird hier fast vor unsern Augen hingerichtet. Wir sehen ihn dem nicht übel gezeichneten Cromwell erliegen, sehen ihn Abschied nehmen von Weib und Kind, sehen ihn das Schaffot besteigen.

Das Publikum ist vollkommen berechtigt, sich unter Karl I. Ludwig den Sechszehnten vorzustellen; der Dichter hat es so gewollt und wenn man jedes Auge bei diesen jammervollen Scenen sich feuchten sieht, wenn das ganze Haus diesen Leiden mit schluchzender Rührung folgt, dann bekommt man eigne Gedanken über die blutigen Vorgänge der französischen Revolution und jene grausamen philosophischen Anwälte der Schreckensmänner, die in ihren Büchern das als nothwendig hinstellen, was zuletzt denn doch, bei einfachem nicht Lampen- sondern Sonnenlicht beleuchtet, nur zu schaudervolle Brutalität war.

Die Darstellung mußte durch diese häufigen Wiederholungen eine seltne Rundung erhalten haben und doch fühlte man, daß man sich unter Schauspielern befand, die hier nur zur Folie der Dekorationen und des Süjets dienen. Ausgezeichnet erschien mir nur Melingue als d'Artagnan und Chilly als Mordaunt. Von diesem hätten unsre Darsteller böser Charaktere etwas lernen können. Wie unausstehlich sind meistentheils unsre Bösewichter, die immer ihre ganze Verruchtheit in Miene, Gang, Wort zur Schau tragen! Chilly gab seinen Mordaunt mit einer gentlemenliken vornehmen Ruhe, einer eisig zurückhaltenden Kälte, mit dem Sangfroid etwa eines glatten und in seinem sichern Benehmen imponirenden Spielers. Er lächelte, aber auch nicht gleich zuckersüß, wie unsre Bösewichter, wenn sie liebenswürdig sein wollen. Er blieb Menschenverächter, kalter, herzloser Teufel, er zuckte nicht mit dem Auge, nicht mit den Lippen, er war das, was er sein sollte, ohne irgend eine heuchlerische Maske. Während Alles um ihn her sich erhitzte und im Lauf der Handlung seinen Ton steigerte, blieb er kalt, immer sich gleich und endete im letzten Moment der Gefahr mit

demselben unerschütterlichen Tone des Gleichmuths, wie er das Stück begonnen hatte. Diesen Schauspieler wird auch Alexander Dumas in sein neues Theater Monpensier mit hinüber nehmen.

[S. 74.] Man merke, welche Nothwendigkeit aus dieser Bedingung für die Direktion entsteht, das ihr somit erst nach der vierten oder fünften Vorstellung gehörende Stück aufrecht zu erhalten. Ich habe Fälle erlebt, daß in Deutschland Theaterdirektoren ihre eigenen Novitäten, aus Gehässigkeit gegen den Verfasser, auspfeifen ließen, Fälle, daß sie über ein Fiasko frohlocken und den Mißkredit eines Autors, der bei ihnen Stücke aufführen läßt, in den Zeitungen verbreiten helfen. In Frankreich, wo man nicht sogleich nach einem gefallenen Stück eine Oper oder Hamlet oder „Hampelmann im Eilwagen" aufführen lassen kann, wo die Direktionen auf den Ertrag ihrer Neuigkeiten angewiesen sind, arbeitet das Interesse der Theater dem Dichter in die Hände.

[S. 77.] Oncle Baptiste ist seither wirklich übersetzt und bearbeitet worden, und zwar als „Stadt und Land oder der Viehhändler aus Oberösterreich." Man vergleiche beide Stücke und stelle Betrachtungen über den Unterschied beider Nationen an! Das französische Werk, auch für's Volk berechnet, aber durchweg graziös gehalten, das deutsche, in die plumpsten Bauernspäße übersetzt! Wir sprechen immer von einer Volkspoesie, Volksliteratur, Volksdramen. Wie kann sich so etwas bilden, wie kann es von gewiegten, feinen Geistern ausgehen, wenn man nur glaubt im Tone jenes Viehhändlers dem deutschen Volk verständlich werden zu können! Als ich den groben Viehhändler im Theater an der Wien sah und ihn mit seinem Original, dem Oncle Baptiste, im Gymnase zu Paris ver-

glich, den Komiker Grois gegen Bouffé hielt, wurde mir weh zu Muth in dem Gedanken, daß man so tief heruntersteigen müsse, um sich in Allem, was wir für die Poesie und das Leben, für den gedruckten Buchstaben und die lebendige That, für Sitte und Institutionen erstreben, dem Verständnisse unsres Volkes zu nähern. Das ewige Berufen an die Masse, das Volksthümlichmachen und Popularisiren ist eine wahre Krankheit bei uns, an der andere Völker nicht leiden. Man stelle einen Durchschnittsmaaßstab für alles geistige Leben auf, den Maaßstab der Bildung, und lasse die Menge, ob nun vom Lande als Bauer oder aus den Werkstätten als Handwerker, an die allgemeine Quelle herankommen. So aber wie wirs treiben, wo wir dem Schwaben schwäbeln, dem Niedersachsen plattdeutsch reden, dem Bauer bäurisch, dem „Volk" überhaupt in einem „Volkston" reden sollen, kommen wir nie zu einem vernehmlichen, Alles bindenden, Alles bildenden und umfassenden Ton, dem Ton, der uns von geistiger zu politischer Einheit führen soll.

[S. 80.] Das heißt: die Französinnen haben bei der schwarzen, auch im Frühjahr 1846 wieder beliebt gewesenen Tracht voraus, daß sich dadurch ihr weißer, zarter Teint mehr geltend macht, als bei bunten Farben.

Uebrigens Vergebung für die Rücksicht auf die Theater und die Frauen, diese zwei Haupthebel des pariser Lebens! E. M. Arndt hat soeben in seiner Zugabe zu Diderot's Grundgesetz der Natur so heftig in seiner körnigen Weise gegen alles Buhlen und Schranzen um „weiberische Dinge" geschrieben und des alten Frankreichs Untergang so scheinbar folgerichtig von den Weibern abgeleitet, daß es bedenklich wird, über diese „Mannesmuth lähmenden" Pariserinnen zu

sprechen. Zwar sagt der alte Cato Censorinus am Rhein, der als ewiger Sittenrüger wirklich aus seinem Lande Rügen stammen mußte, daß ihm die jetzigen behoseten Pariserinnen mit der Cigarre im Munde noch besser gefielen, als die empfindsamen Courtisanen des vorigen Jahrhunderts, die eher umgekehrt gemacht hätten, daß die Männer im Reifrock gingen. Allein ich denke doch, die Frauen werden von ihm ein wenig zu stark gefuchtelt. Gegen seine Theorie vom „weiberischen wälschen" Wesen, was die Männer entnervt hätte, läßt sich eine Gegentheorie aufstellen, die da besagt, daß wir grade dem Seherischen und Velledenhaften der Weiber wenigstens jetzt einen höhern Aufschwung der in prosaische Weltklugheit und Muthlosigkeit versunkenen Männerwelt verdanken. Ich habe auch wohl die ganze Haushahn-Tyrannei in mir, die aus E. M. Arndt's Buche gegen die Weiber kräht; aber Gerechtigkeit über Alles! Die von ihm wegen ihrer Hosen, die sie nie getragen hat, bespöttelte Georges Sand ist denn doch in der ganzen gegenwärtigen französischen Literatur das einzige, ziemlich einsam dastehende Beispiel einer wirklich reinen und edlen poetischen Inspiration. Zu widerlegen ist da Nichts. Es ist Thatsache. Dichter, wie Victor Hugo, sieht man im Pairsrocke aus den Kleidern einer Frau sich herauswickeln und fast mit einer Haube ins Palais Luxembourg vor der Polizei davon laufen. Lamartine schwankt mit Dichtereitelkeit von einer politischen Inkonsequenz in die andere und klammert sich an die nächstens zu erwartende Frauenherrschaft, die „Chancen" der Herzogin von Orleans an; die Dichter und Publizisten feiern, wie der Prozeß Beauvallon enthüllt hat, wie in den Zeiten der Regentschaft und Ludwigs XV. mit den Aktricen Champagnerorgien; die Staats-

männer, die Kaufleute, die Mittelstände vollends wollen keine Ideen, keine Wahrheiten, sondern nur Glück, Geld, Vergnügen, Landhäuser, Gigs, schöne Weiber .... und gerade die Weiber sind es oft, die ihnen das Bild männlicher Tugenden entgegen halten und sie durch ihre Begeisterung, ihre Entschlossenheit über das Gewöhnliche und Nichtswürdige emporheben. Daß sie dafür natürlich ungeheuer viel Liebe verlangen und zuweilen eine Liebe, die nicht mit Mosis zehn Geboten im Einklang steht, wer kann ihnen das verdenken? Arndt kennt diese heroischen modernen Weiber nicht. Er weiß kaum, daß z. B. die gegenwärtige polnische Revolution mehr von Frauen, als Männern eingeleitet ist, daß Nikolaus selbst die vornehmsten russischen Weiber in die Provinz verbannt, weil sie aus Paris, aus Deutschland, aus Italien kommen und Ideen mitbringen, die sie vor dem Autokraten zu vertheidigen mehr Muth haben, als die Männer. Lebte Arndt nicht in Bonn bei Köln, so würde er sich überzeugt haben, daß die deutschkatholische Sache weit mehr durch den Fanatismus der Frauen als durch die Nüchternheit der Männer befördert worden ist. Wenn Arndt S. 203 sagt, die Frau pflege alle Verantwortlichkeit der begangenen Schuld doch auf die Männer zu werfen und zu sagen: „Das geht mich nichts an, Lieber! da sieh du zu!“ — so mögen wohl die pommerschen Bauernmägde meistentheils so denken, wenn es sich um das handelt, was Arndt hier im Auge zu haben scheint, nämlich um unerlaubte Vaterschaft. In diesem sittenlosen, abscheulichen Paris aber, auch in Deutschlands raffinirten Gesellschaftsschichten, findet man grade im Gegentheil die häufigsten Beispiele, daß der weibliche Theil in solchen Fällen sagt: „Lieber Freund, die Folgen unserer Schuld werden Dich in Deiner gesellschaftli-

chen Stellung in Verlegenheit setzen, ich will sie ganz und gar auf mich nehmen und Dich lieber nicht nennen.“ Mit einem Worte, man kann die ganze Beweisführung des wakkern Arndt umkehren und ihm nachweisen, daß wir seit 1750 die Erstarkung der verweichlichten Männer und ihren Aufschwung von dem nüchternen Perrückengeist seit dem dreißigjährigen Kriege grade nur den Weibern, nur der sich fühlenden, edleren Kraft des andern Geschlechtes verdanken — und das bis auf diese Stunde! Es ist zwar nicht angenehm für unsern „Mannesstolz,“ so etwas zu sagen oder zu lesen; aber was soll man thun? Die Weiber in die Küche schicken und die Geschichte beim Qualm der Tabakspfeife für uns allein schreiben?

[S. 85.] Die Zahl dieser stillen einsamen Wanderer, die sich für Frankreichs Zukunft aufsparen, soll immer kleiner werden. Es sind zu viel Hoffnungen abgeblüht und so viel faule Blüthen sind zu Boden gefallen! Die Emeuten sind bis auf ihre letzten Zuckungen gestorben, die Staatsämter blieben in denselben Händen, die Opposition hat zu sehr verrathen, daß sie aus zweideutigen Elementen zusammengesetzt ist: was ist Thiers, was wäre selbst Odillon Barrot für Frankreichs Zukunft? Frankreich ist in einen tiefen Schlaf gefallen, in dem es nur von Glück und irdischem Wohle träumt. Es spielt an der Börse! Die Börse ist um das Dreifache gegen früher besetzt, die Eisenbahnen, diese langen Metallschlangen, bewachen jetzt den Baum des Erkenntnisses und die Aepfel, die man bricht, sind innerlich wurmstichig genug, aber nach außen lieblich und man verzehrt sie mit paradiesischem Appetit. Kommt mir nicht, ihr Sozialisten und Communisten, und redet von Eueren neuen Lehrgebäuden und von Euerm

„Elend der Epoche!“ Ihr liebäugelt mit dem Vergnügen so gut, wie diese Banquiers, die jetzt, den Hauptmakler Louis Philippe an der Spitze, Frankreich beherrschen. Alles, Alles jagt an der Seine nach den Reizen des Lebens. Eine Theorie der Entsagung wäre hier eine Lächerlichkeit, ja ein Verbrechen jener sozialen Philosophie gegenüber, die das Palais Royal in ein Phalanstère verwandeln möchte, wo jeder Handwerker freies Tanzvergnügen und freie Oper bei wenig Arbeit haben soll. Wo ist hier ein Philosoph aufgestanden, der Tanz und Oper aus der Liste der wünschenswerthen Vergnügungen ausgestrichen hätte? Nein, ein Freund hatte Recht, der gestern vom Bureau einer Zeitschrift kam, wo sich junge Dichter und Denker zu versammeln pflegen und sich bitter beklagte, daß das nicht mehr jene jungen strebenden Kräfte von vor zehn Jahren wären, die damals aus dem Quartier Latin kamen und sich für Frankreichs Zukunft aufsparten. Der Materialismus hat Alles erschlafft. Wer für die polnischen Vorgänge sich hier interessirt, sind die ältern Leute von sechsunddreißig Jahren an. Die jüngern sprechen mehr von der Polka als von Polen.

Die Literatur trägt an dieser allgemeinen Erschlaffung der Geister eine große Schuld. Auch sie stellt keine Beispiele der Entsagung auf. Was sie schildert, sind beneidenswerthe Existenzen auf Sammtpolstern und seidnen Ruhekissen. Felix Pyat, hofft' ich, würde wie Louis Blanc und einige andere Schriftsteller früherer Entwickelungen, eine Ausnahme machen, weil die ersten Akte seines Diogenes dem ganzen Paris von heute den Fehdehandschuh hinwerfen. Aber in den letzten Akten verfällt auch er dem allgemeinen Loose, auch sein

stolzer, muthig beginnender Diogenes wird zuletzt ein weinerliches Opfer der Genußsucht.

Welches ist Zweck und Moral dieses vielbesprochenen, im Viertel der Studenten oft und zuletzt vor wenig, sehr wenig Zuschauern gegebnen Diogène? Wir sind in Athen, nein, wir sind in Paris. Wir sehen Soldaten aus der Schlacht von Salamis, nein von Austerlitz, an uns vorüber gehen. Sykophanten, nein Mouchards, Archonten, nein Deputirten aus dem Palais Bourbon erkennen wir. Diogène verachtet gründlich dieses eitle, sophistische und genußsüchtige Paris: er kriecht in eine Hundehütte auf den Boulevards und schleudert von seinem Strohlager bittere Epigramme auf die, die ihn besuchen und ihm nur „die Sonne rauben." Was er gegen Alcibiades, Klinias, Nicias, Plato, Euripides, Demosthenes, sagt, ist das Treffendste, was man gegen die Staatsmänner, Feldherrn, Redner, Dichter und Philosophen des heutigen Frankreich sagen kann. Aber hier hätte unser Pommer E. M. Arndt Recht. Dieser weise Cyniker wird weichlich der Aspasia gegenüber. Er verachtet erst ihren Ruf, er sagt erst sehr gute Dinge gegen die modernen Nachfolgerinnen der Düdeffant und l'Espinasse des vorigen Jahrhunderts, aber Aspasia lüftet den Schleier, er findet Madame Fitz-James schön, wunderbar schön, er übersieht ihre weiße und rothe Schminke, er übersieht die jetzt auf den Theatern übliche purpurrothe Lippenschminke (Rouge des lèvres Adresse: M. Legrand Parfumeur du Roi et de la Cour Rue St. Honoré 319) er sieht nicht den Geist, den Heroismus dieser Courtisane. er sieht ihre Schönheit, nur ihre Schönheit, schmachtet und aus ist es mit der ganzen Anlage des Werkes. Diogène ist, was sie in Paris Alle werden wollen:

der Geliebte einer Düchesse, die vortrefflich singt, einer Comtesse, die vortrefflich malt, einer Baronesse, die gesuchte Feuilletonartikel schreibt. Diogêne wird die Hundehütte verlassen, grade sein Cynismus an ihm wird für die blasirte Pariserin neu, überraschend, pikant werden, man wird ihm wie dem K. K. österreichischen Sohn der Wildniß in Wien die Haare kämmen, einen neuen Frack anziehen und zum Löwen der Gesellschaft machen. Diogêne ist für Frankreichs Zukunft verloren.

Einige deutsche Correspondenten, die dafür angestellt und halb mit deutschem, halb französischem Geld bezahlt sind, um in Frankreich alles frisch, lebendig und unendlich stoffreich zu finden, wenden mir zur Widerlegung meiner Anklage des französischen jungen Nachwuchses ein: Geh in die Universität und höre den Tumult bei Quinet's und Michelet's Vorlesungen! Nun gut! Dort hört sich's an, wie bei uns im Theater, wenn sie Dr. Lubarschs: Keine Jesuiten mehr! aufführen. Dieselben jesuitenfeindlichen Studenten sehe ich aber Abends bei Valentino zum Tanze gehen, sehe sie Polka hopsen, Cancan zappeln, Walzer taumeln — oder sind es nicht dieselben? Sind sie daheim in ihrer Dachstube, in ihrem Entresol und lesen geschichtliche und philosophische Werke? Ich glaube, diese stillen Träumer werden sich zählen lassen.

Oder die andern Correspondenten sagen: Siehst du nicht jene Schriftsteller in der Blouse? Jene Handwerker, die am Tage den Hammer, Abends die Feder führen? Aber auch hier find' ich sehr inkonsequente Diogenesse. Da steht vor einiger Zeit ein Schneider auf, Namens Hilbey, und wirft seiner Poesieen wegen, die er gemacht und empfohlen haben wollte, allen Zeitungen Bestechlichkeiten vor. So etwas einmal gesagt, kann sehr nützlich und für ihn ehrenvoll sein. Gleich aber

verwandelt sich die gute in eine fixe Idee. An allen Straßenecken prangt jetzt der Schneider Hilbey mit seinen erneuerten Anklagen, seinen wiederholten Nadelstichen. Was erst Naivetät war und anzog, wird Absicht und verstimmt. Der Dilettant gebehrdet sich in diesen Anschlagzetteln ganz literatenhaft und wird zudringlich. Man sieht, die Eitelkeit auf seine Verse treibt ihn mehr, als der Gott der Wahrheit.

Die großen und erhabenen Muster der Entsagung, Beranger und Lammenais, strahlen noch immer im reinsten Lichte. Chateaubriand, ehrwürdig werdend durch sein Alter und weise scheinend, seitdem er schweigt, gesellt sich ihnen als Dritter im Bunde zu. Aber an neuen Beispielen einer stolzen und entsagenden Gesinnung sind wenige zu nennen. Der Strudel hat sie alle erfaßt, der Strudel jenes Materialismus, der die Gesinnungen untergräbt und von dem gefeierten Friedensnapoleon, dem gepriesenen Helden der Bankiers und Börsenmakler, Louis Philippe, so weise zur Achse des politischen Lebens in Frankreich gewählt worden ist.

Das steht fest und ist mir selbst von keinem Franzosen in Abrede gestellt worden: Deutschland befindet sich in diesem Augenblick in einer lebendigeren geistigen Anregung als Frankreich.

[S. 88.] Durch seine Verbindung mit Thiers hat Odillon Barrot seine rein liberale Stellung von ehedem verloren. Thiers ist im Innersten seines Wesens weniger liberal, als Guizot. Er hat die Septembergesetze gegen die Presse gegeben und überhaupt von seiner Redaktion des National mehr die napoleonischen als republikanischen Grundsätze geerbt. Odillon Barrot trägt die Schleppe des berühmten Redners, der vor ei-

nigen Tagen in der Kammer über die **Hofbeamten als Deputirte** eine wunderbare Rede gehalten und eines „deutschen Dichters" Worte wiederholt hat: „Er wolle sein Fahrzeug so lange an eine hohe Stelle des Ufers binden, bis die Fluth käme und es flott mache." Ob Wallenstein dies bei Schiller sagt? Im Wallenstein kann Thiers viel hübsche Citate für sich finden, z. B.

> Da steh' ich, ein entlaubter Stamm, doch innen
> Im Marke lebt die schaffende Gewalt,
> Die sprossend eine Welt aus sich geboren.
> Schon einmal galt ich Euch statt eines Heeres,
> Ich Einzelner . . . .

Und vieles Gute, nach der Absetzung und von dem Vertrauen auf die Planeten und die neuen Schicksalswendungen. Ob die Fluth nach Louis Philipps Hintritt hoch genug für Thiers steigen wird? Alle haben sie ihre kleinen Rettungs-Fahrzeuge angebunden und hoffen auf die Fluth.... zehn Zoll Molés Kahn, fünfzehn Zoll Lamartines Gondel, zwanzig Zoll Thiers' Kutter.... Bis zu den blutigen Strichen der Fluth von 1789 aber, wo es an die großen Kriegsfregatten käme, steigen die Wellen wohl nicht mehr.

[S. 89.] An musikalischen Ereignissen war dies Frühjahr nicht reich. Felician **David** ließ „Moses auf Sinai" in der großen Oper aufführen und bestätigte die alte Erfahrung, die auch Ponsard mit seiner Agnès de Meranie machen dürfte, daß man nicht zweimal hintereinander gleich bedeutende Erfolge hat. Entweder bedarf der schaffende Geist oder die anerkennende Huld des Publikums einer längern Ruhe, um sich wieder zu sammeln und zu erholen. Die Wüste, **le Désert**, die der Komiker Levassor als **le Dessert** verspottet

hat, ist noch immer an der Tagesordnung. Manche, die die charakteristischen Schönheiten dieses Tongemäldes entweder nicht anerkennen wollen oder, was eher glaublich ist, nicht verstehen können, finden die Ursachen des gewaltigen Erfolgs dieses musikalischen Freiligrath=Gedichtes in allerhand Zufälligkeiten: David wäre St. Simonist gewesen und diese Propheten unterstützten sich noch jetzt, wo sie könnten, besonders in den Feuilletons; oder bei der Aufführung wären auf den ersten Parterrebänken acht Beduinen gewesen, die über die Schilderung ihrer heimathlichen Zustände in Ekstase geriethen und denen zu Liebe das gastfreundliche pariser Publikum mit in Begeisterung ausgebrochen wäre. Später hätte sich ergeben, daß diese Beduinen die gewöhnliche Claque war, aber diesmal in einem entsprechenden Costüme. Genug, Moses auf Sinai ist den Parisern zu kirchlich ernst, zu deutsch langweilig vorgekommen und der Componist wird sich wahrscheinlich an die edlen und frommen Germanen wenden, um sein Werk zur Anerkennung zu bringen.

Die große Oper scheint in den letzten Zügen zu liegen und wird ganz von dem Ballet erhalten. Zu dem üppig ausgestatteten Ballet Paquita gab man Aubers Liebestrank mit Sängern, die kaum einer kleinen deutschen Mittelstadt genügen würden. Mad. Stolz, die Regentin dieser Bühne, war auf Gastrollen in der Provinz. Noch immer schmachtet Leon Pillet, der Intendant, unter ihrer gewaltigen Herrschaft und der Friede der großen Oper mit Meyerbeer ist noch nicht hergestellt. Dieser Kriegszustand dauert nun schon mehrere Jahre und man ist gespannt, wer zum Ersten nachgeben wird, die Stimme der Mad. Stoltz oder die Partitur des „Propheten". Die Zeit ist für die Stimme einer Sänge-

27 *

rin keine Bundesgenossin. Zu bewundern ist an Meyerbeer diese ruhige Zurückhaltung, diese volle Befriedigung durch seine immergrünen alten Lorbeern. So weit sich die Pariser beurtheilen lassen, möchte ihm zu rathen sein, daß er nicht mit kleinern, zersplitterten Arbeiten, mit der Afrikanerin, dem Feldlager in (was wird Scribe für Schlesien setzen?) und ähnlichen Sachen vor die Schranken tritt, sondern mit seiner vollen Kraft, mit dem Aufgebot aller der Mittel, die er für sich ins Gefecht zu führen pflegt, mit all den Massen, die wahrscheinlich auch für seinen Propheten, (Johann von Leyden, den König der Wiedertäufer) erfordert werden.

Bei den Italiänern hört' ich den Barbier von Sevilla mit Lablache, Ronconi, Mario, Tagliasiko und der Persiani. Es ist dies bekanntlich die berühmteste Vorstellung dieser Gesellschaft und ich bekenne mein Vorurtheil, ich bin durchaus nicht fähig, mich von dem Sammt und der Pracht dieses Theaters, von den theuern Eintrittspreisen, von dem O! und Ach! der Engländerinnen in den ersten Logenreihen, die erst frisch von London kommen und nie gute Musik gehört haben, blenden zu lassen. Ich halte dieses ganze italiänische Operninstitut in Paris für eine Mystification im großartigsten Styl, für eine ächte klassisch-italiänische Prellerei. Daß eine deutsche Gesellschaft, in welcher unsre besten Operntalente mitwirken müßten, Vorzüglicheres leisten würde, scheint mir festzustehen; aber selbst eine gewöhnlichere Besetzung in Deutschland oder Italien gibt, vielleicht mit Ausnahme Lablaches als Bartolo, Dasselbe und selbst Lablache ist mit seinen eingelernten, seit zwanzig Jahren in gleicher sein sollender Natürlichkeit wiederholten und aller ursprünglichen Frische ermangelnden Späßen frostig und scheint immer zu sagen: Da

dummes Volk, nimm das hin für deine 12 Franken den Platz! Man wird die Charlatanerie dieses Theaters um so mehr verstehen, wenn man überlegt, daß in ganz Paris nirgends anders Gelegenheit ist, einen Ton italiänischer Opernmusik zu hören, als bei diesen Italiänern selbst; denn sie haben das Privilegium ihrer reizenden, aus der Heimath tönenden Klänge ganz allein für sich. Die komische und große Oper bringt nur französische Musik und die Unterhaltung, die der kleinsten deutschen Stadt, die ein Theaterchen unterhält, möglich wird, Norma, Nachtwandlerin u. dgl. zu hören, ist in Paris nirgend anderswo zu finden, als bei diesem Halbdutzend theurer, wie Kletten zusammen heckender Italiäner. Der Franzose hat Ohr genug, zu fühlen, daß diese Bellinischen und Donizettischen Klänge gar wohlthun und muß die Erkenntlichkeit, in Paris nur überhaupt solche Musik hören zu können, bei dem Genuß, den die italiänische Truppe gewährt, mit in Anschlag bringen. Kommt nun noch hinzu, daß die Räumlichkeiten dieser Bühne am fashionabelsten unterhalten sind, so muß man von dem gewaltigen Rufe dieser Italiäner eine Menge vergrößernder Umstände abziehen.

Schon einigemale sind deutsche Operngesellschaften nach Paris gegangen, haben gut angefangen und schlecht aufgehört. Und wenn wir mit unsern glänzendsten Talenten kämen, so würden sie unterliegen, weil man von ihnen nichts hören will, als deutsche Musik. Diese deutschen Opern sind aber in Paris nicht zum Anhören. Drei, vier davon und der Vorrath ist erschöpft. Der Rest ist Gähnen. Wäre es aber möglich, mit einer nur halbwegs guten deutschen Gesellschaft Norma, Nachtwandlerin, Barbier, Robert den Teufel, Hugenotten und Mozarts Opern (mit weggelassenem Dialog) zu geben,

eine solche Gesellschaft, unterstützt von einem guten Orchester und einer anständigen Lokalität, würde Alles erobern, Alles besiegen und ruhm- und goldbeladen nach Deutschland zurückkehren. Aber das ist's! In Frankreich ist Alles Spezialität. Vom Deutschen will man deutsche Musik und die Aufführung anderer Opern würde ihm geradezu verboten werden.

Das Orchester bei den Italienern, wie bei der großen Oper ist vorzüglich und zeichnet sich besonders bei letzterer durch eine Fülle von Violinen aus, die dem Tone etwas berauschend Gewaltiges, etwas sprudelnd Wogendes und Wallendes geben.

Die dilettantische Musik ist ebenso im Steigen begriffen, wie die Erfolge der Conzertmusik abnehmen. Auch klassische und Kirchenmusik wird von Privatvereinen gemacht. Sehr glücklich fühlt sich der Musikliebhaber, zu der Privatakademie des Fürsten von der Moskowa zugelassen zu werden.

[S. 114.] Das Odéontheater hat sich durch die Erfolge der Lucrezia von Ponsard sehr gehoben und wird von der Regierung unterstützt. Daß ein Schauspieler, Monrose, der mit hektischer Brust selbst Helden und Liebhaber spielt, Direktor dieser Anstalt ist, schadet sehr. Ein ausübender Schauspieler, der nicht wie Iffland und Schröder einer großen Stadt oder einem Hofe gegenüber eine große Verantwortlichkeit hat, wird als Direktor sich immer nur mit Künstlern umgeben, die unter ihm stehen. Einige deutsche Theater, die von sogenannten Oberregisseuren verwaltet wurden, sind dadurch auf Null herabgesunken.

Ponsard ist eine gefällige, ansprechende Persönlichkeit von einiger Aehnlichkeit mit Dingelstedt, ohne ganz so pinienhoch zu sein, wie dieser. In Ponsards Knopfloch befindet sich das

rothe Band der Ehrenlegion, das ihm für seine schnelle Berühmtheit, für den glücklichen Erfolg seiner Lucrezia noch obendrein gegeben wurde. Eben les' ich, daß in Berlin Klein's Zenobia aufgeführt wird. Ob der König von Preußen dem Verfasser wohl den rothen Adlerorden vierter Klasse schicken wird?

Ponsard las bei der Gräfin d'Agoult (Daniel Stern) seine neue Tragödie Agnès de Meranie mit Einfachheit und ohne alle rhetorische Absicht vor. Dieses Stück war für das Debüt der Madame Dorval bestimmt, die von der Porte St. Martin an das Odéon übergehen sollte, aber mit der hundertmaligen Aufführung der „Marie Anne oder die Mutter aus dem Volke" sich so angestrengt hat, daß sie hoffnungslos krank darnieder liegt.

Paris ist auf Agnes von Meran sehr gespannt. Ob sie mir gefallen hat, das darf ich nicht verrathen. Es kommen darin Prachtstellen gegen Rom und den Papst vor. Uebersetzt!

[S. 115.] Bei Gelegenheit des geistreichen und durch seine neue Schrift über Philipp II. und Don Perez wieder sehr ausgezeichneten M i g n e t darf erwähnt werden, daß die Art, wie hier Quellenstudium betrieben wird, von der deutschen sehr abweicht. Der deutsche Gelehrte baut sich, wenn er ein gründliches Werk schreiben will, zehn Jahre einen Berg von Materialien auf, zehn Jahre liest er ihn durch und zehn Jahre widmet er der Ausarbeitung. In Paris macht man sich das bequemer. Man hat Hülfs- und Unterarbeiter. Man läßt sich die Quellen zu dem bestimmten, von dem Forscher bezeichneten Zweck von Andern, von jungen Gelehrten, von bescheidenen alten Faktotums ausziehen, beherrscht mit umsichtigem Auge das von Andern herbeigeschaffte Material

und ordnet dann als Künstler und Darsteller, als Denker und Staatsmann die aufgehäuften Massen zu den schönen glatten Werken, die darauf als Geschichte des Consulats von Thiers oder als Geschichte der Girondisten von Lamartine erscheinen.

[S. 120] Alle diese Zeitungsverhältnisse haben sich geändert. Die kleineren Blätter, wie Commerce, Courier Français, die nicht leben, nicht sterben können und durch die Vierzigfrankenpresse vor zehn Jahren den ersten Schlag erlitten, gehen von einer Hand in die andere, von einer Partei oder vielmehr Nüance der Partei an die andere über, je nachdem sich die Eigenthümer entschließen, sie zu behalten oder zu verkaufen, wenn sich Käufer finden.

[S. 149.] Wenn sich alle die Vollwerke, die man gegen die Sturmfluthen einer möglichen Rückkehr der Revolution in Frankreich aufgebaut hat, so schnell senken und abnutzen, wie die Deputirtenkammer, so möchte sich das Zeughaus der Gegengründe gegen das constitutionelle Wesen an gewaltigen Mitteln rasch zu vermehren scheinen. Nach vier Jahren hat die Mißachtung dieses unorganischen gesetzgebenden Körpers unglaublich zugenommen. Die Banquiers, die Börsenmakler und die Rentenbesitzer, die sich überall einbilden, ihr eignes Wohl wäre das Wohl des Allgemeinen, nehm' ich aus, aber sonst hat auch nicht ein Theil der stimmfähigen öffentlichen Meinung mehr ein Herz oder nur eine aufmerkende Empfindung für diese ohnmächtige Deputirtenkammer. Ihre Kraft ist gebrochen. Einige ihrer festesten Säulen hat der Tod weggenommen, Andere das Alter mürbe gemacht. Diejenigen, welche wie Berryer und Lamartine, nach der Unmöglichkeit, als Redner zu wirken, we-

nigstens als Charaktere glänzen sollten, haben unglaubliche Schwächen und Charakterlosigkeiten zur Schau getragen. Das einzige kräftige, unterrichtete, leidenschaftliche Ferment der Kammer ist Thiers, aber alle Welt weiß, daß ihm seine Person die Sache ist, für die er zuweilen in diesem kleinen stehenden Teiche eine Art Sturm aufwühlt. In Guizot und Thiers stehen sich nicht zwei Prinzipe der Regierung gegenüber, sondern nur zwei Methoden. Der Eine will langsam und bedächtig, der Andre ein wenig rascher gehen. Beide geben dem Könige keine andern Anerbietungen, als die, wer ihn am Besten bediene. In Thiers lebt der Franzose feuriger, als in Guizot, der etwas Calvinistisches, etwas Genferisches hat. Diese schwache Schattirung ihres Unterschiedes ausgenommen, würden die Dinge, wenigstens so lange Louis Philippe lebt, sich mit oder ohne Diesen oder Jenen kaum verändern.

Die übrigen Elemente einer auf Steuerabgaben begründeten Kammer, einer Kammer, die zu mehr als einem Drittel aus Beamten, Offizieren und sonstigen Untergebenen der Regierungsgewalt besteht, können eben keine lebhaften Neigungen für die in seiner Reinheit und Würde so unantastbare Volksvertretungsform erwecken. Eine Stelle in der Deputirtenkammer ist in Frankreich eine Anstellung geworden. Nicht, daß der Makel der Corruption, der diesem Staatskörper ankleben soll, im groben, wörtlichen Sinne zu nehmen wäre: nein, die Bestechung ist eine feinere. Der Gewählte muß in der Residenz für seine Provinz, für seine Wähler sorgen. Er sitzt der Gewalt so nahe. Die Gewalt braucht seine Stimme und diese verkauft er für eine Anstellung seiner Verwandten, für eine Begünstigung seiner

Freunde, für die Zulassung zu den ersten Unterschriften bei einer neuen Eisenbahn, für eine, zwei, drei der tausend Gelegenheiten, die ein Ministerium hat, mit der Wünschelruthe seiner Macht auf dem Boden der materiellen Lebensbedingungen Metall zu entdecken. Guizot, ein strenger, rechtliebender Mann, Guizot ist es nicht, der diese Bestechungen erfunden hat. Nein, die Käuflichen drängen sich selber herzu, sie führen die Feder der willenlosen Machthaber, die nur zu unterschreiben braucht; sie nennen die Gelegenheiten, wo man ihnen, ihren Wählern, ihren Verwandten, ihren Freunden nützen könne und der Philosoph, lächelnd erst über die menschlichen Schwächen, lernt sie verachten, indem er ihnen willfährt. Und läge dies System nicht im Charakter Guizots, so liegt es in dem seines Herrn, der genug gelernt hat, die menschlichen Leidenschaften zu durchschauen und die irdische Zuthat an den Ebenbildern Gottes zu seinem Vortheil zu benutzen.

Mit dem Tode des Königs wird sich die gegenwärtige Deputirtenkammer, die sein Privatspielzeug geworden ist und mit der sich, scheinbar rechtlich, Frankreich doch nach völliger Willkür regieren läßt, nicht halten können. Ob dann nun Thiers oder Lamartine an das Ruder träten, sie würden sich beide irren, glaubten sie in der Kammer dieselben Elemente wieder vorzufinden, mit deren Natur sie jetzt seit sechszehn Jahren sich so vertraut gemacht haben. Durch einen veränderten Wahlcensus würde ihnen plötzlich eine andre Generation gegenübersitzen, die sich neue Anschauungen gebildet hat und mit neuen Grundsätzen die abgeriebenen Sessel der alten Schauspieler des Systems behaupten wird. Der Antrag zur Veränderung dieses Wahlcensus wird vielleicht von der Re-

gentschaft selber ausgehen und ist vielleicht ein Paragraph jenes Testamentes, welches der König seinen Söhnen und Enkeln hinterläßt. Der erste König der Franzosen hat Geschichte studirt und lange im Stillen beobachtet, wie die Dinge entstehen oder vergehen. Die gewöhnliche Praxis der neuen Regierungsantritte, dem natürlichen Wunsch nach Veränderungen entgegenzukommen, wird er den alten Dynastieen wohl abgelernt und seinen Sohn darnach angeleitet haben. Unschuldige innere Reformen lenken die Spannung der Aufmerksamkeit nach dem gefährlichen Ausland ab und was läßt sich leichter ändern, als diese Deputirtenkammer, die keine ehrwürdige alte geschichtliche Ueberlieferung ist! Wer von fremden Cabinetten des Königs Tod als den Moment fürchtet, wo einem Menagerielöwen sein Gitter einen Augenblick offen steht, der rathe dem Herzog von Nemours, sogleich die Initiative einer Wahlreform zu ergreifen: sie wird dem unruhigen und gefährlichen Verlangen nach irgend etwas Neuem entgegenkommen, alle innern Partheien in Bewegung setzen, den Franzosen wirklich die größere Freiheit geben, die sie verdienen und das Ausland vor jeder Anmaßung schützen, vor jeder Einbildung und jedem Gelüste, das etwa dem plötzlich herrenlos gewordenen Frankreich wieder beikommen könnte. Denn es fällt mir nicht ein, von dem, was Frankreich seinen Ruhm, seine Nationalehre, seine Freiheit nennt, irgend etwas Heilsames für Deutschland zu erwarten.

[S. 151.] Es geschieht in Paris so wenig für unschuldige Vergnügungen. Ich verstehe darunter jene harmlosen Erholungen, zu denen weder die Nacht, noch ein Liebesroman, noch Geld nöthig ist. Wären die Theater nicht, Paris stürbe an Blasirtheit. Wäre Wer hier ein Minister,

so müßt' er sagen: „Sire, es ist nur zu bekannt, daß die Thorheiten von Paris die Narrheit von ganz Frankreich sind. Man spricht jetzt von einem Uebelbefinden der ganzen Welt, seitdem in Paris einige Leute auf den Boulevards herumgehen und sich bis zur Verzweiflung langweilen. Man muß versuchen, aus Paris diese schaudervolle Langeweile zu verjagen. Woher entsteht sie? Was ist sie? Sie ist der böse gähnende Dämon, der eine Menge junger und alter Menschen von der Madelaine bis zum Chateau d'eau begleitet, ihnen kostbare Wagen mit muthigen Pferden zeigt, in denen sie sitzen möchten, rasch vorübergleitende Schönheiten zeigt, die sie gern umfangen möchten, der sie träumen, begehren, sich sehnen läßt und ihnen nichts anbieten kann, als unausgefüllte, leere, nüchterne Zeit. Der Epicier hat nur die Mittel, jährlich zweimal eine Landpartbie nach Enghien, einmal nach Versailles zu machen, wie theuer das für ihn, seine Familie, sein Geschäft! Der Student, der Künstler, der Offizier — wie sie alle schlendern! Das Theater zieht sie nicht an, die große Oper gibt keine Bälle, die Tanzsalons sind zu allgemein, eine Ehe ist theuer und vielleicht noch langweiliger, eine Geliebte ist nicht minder kostspielig.... was thun? Im Café sitzen und Domino spielen! Cigarren rauchen und um eilf Uhr gähnend seinem Bette zuwanken! Sire, das sogenannte Elend der Epoche ist nichts als die Langeweile von Paris. Verbannen Sie diese matronenhafteste aller Feen, diese letzte von den Zeiten der alten Heiden übrig gebliebene Zauberin, die uns alle Freuden vor die Phantasie führt und nicht eine gewähren kann: retten Sie die junge und alte Welt von Paris, die noch Sinn für unschuldige Freuden hat, retten Sie den Glauben an die alten

Einrichtungen Gottes, geben Sie etwas, was weniger pikant als die Bälle der großen Oper und etwas, was weniger langweilig als ein Spaziergang durch die Champs elysées oder die Kinderwelt Ihres schönen Tuileriengartens ist! Mit einem Worte, Berlin, Wien und London haben eine Menge von leidlich anständigen Zerstreuungsörtern, wo der Mittelstand unter Blumen und schönen Frauen und musikalischen Symphonieen seine Zeit harmlos hinbringen kann. Warum nun in Paris, außer dem eben erst angelegten, Alles zu wünschen übrig lassenden Wintergarten in den elyseischen Feldern, auch nichts der Art, was in unschuldiger Weise der Menschheit über die Langeweile hinweghülfe? Man sollte in Paris diese Isolirungswuth bekämpfen, dieses gedankenlose, selbstquälerische Flaniren, das wie Opium auf die Phantasie wirkt und orientalische Träume weckt. Sire, machen Sie etwas Lärm in Paris, beschäftigen Sie die Neugier, lassen Sie mehr von dem bekannten monarchischen Kolophonium prasseln, unterhalten Sie diese am Gähnkrampf sterbende Stadt mit etwas Anderm, als mit Ihrer Deputirtenkammer-Komödie, lassen Sie etwas von dem Gelde kommen, das Sie in Amerika's Banken anlegen und schießen Sie davon alten Kammerdienern, die sich in Ruhe setzen wollen, vor, um mitten in Paris in die Rue Vivienne, in die Rue Richelieu, auf die Boulevards Abzugskanäle für die Langeweile zu bauen, Vauxhalls, Frühlings-, Sommer-, Herbst- und Wintergärten, lassen Sie Musik ertönen, rufen Sie Prager Musikanten, rufen Sie Zigeuner aus Ungarn, machen Sie aus diesem langweiligen Paris wieder die alte Capitale joyeuse du monde und Sie werden die Generation von ihren Mucken und Grillen heilen, werden die jungen Leute aus dem Cigarrendampf ihrer Utopismen verjagen,

den alten Leuten ihre mürrische Kopfhängerei und das feige Flottiren mit den Wogen der Umstände nehmen, kurz sorgen Sie dafür, Sire, daß wirklich am pariser Horizont die Farbe der Tricolore, weiß, blau und roth, nicht das verwaschene Aschgrau von jetzt sichtbar werde."

Thiers könnte allenfalls so sprechen. Er hat das von seinem Napoleon gelernt, der in dieser Art auch die Menschheit im Großen und Ganzen und aus dem Vollen faßte. Guizot aber gehört zu jener unglücklichen Sekte von geistreich muckerischen Staatsmännern, die auch in Preußen jetzt am Ruder sitzt und die Krankheit des politischen Weltschmerzes durch die Kirche heilen will, durch Zucht und Gebet und ähnliche Culturhebel einer entschwundenen Welt. O ihr armen, leidigen Puritaner! Wie wird sich der große Gott der Natur und der Geschichte an Euerm Symbolzwangsgott rächen, wie wird der gewaltige, durch die Saiten der Weltharfe brausende Sturmwind über Eure Kartenhäuser und Papierkapellen hinfahren!

[S. 164.] Der Fourierismus, der aus diesem den nur in ewigen Zerstreuungen lebenden bevorzugten Klassen unverständlichen Drange nach Lebensfreuden vorzugsweise entstanden scheint, ist wie Alles, was sich in unserm Jahrhundert sektirerisch ankündigt, im Verfall begriffen. Die Phalange, in die täglich erscheinende Democratie pacifique verwandelt, hat noch eine kurze Glanzepoche erlebt und sich durch die Einführung neuer Gesichtspunkte in die veraltete Methode der pariser Journaldebatten die Achtung aller Parteien erworben, aber selbst bei 3000 Abonnenten, was uns unerklärlich scheint, behauptete sie kürzlich, nicht bestehen zu können und wandte sich an die Freunde und Anhänger Fouriers, wahrscheinlich zum letzten Male, um eine

außerordentliche Unterstützung. Diese ist auch auf dem Papiere wenigstens unterschrieben worden und so ist der Tag des Endes vielleicht noch auf ein Jahr hinausgeschoben worden.

An dem wieder zum 7. April ausgeschriebenen Fourieristenbankett mocht' ich nicht Theil nehmen. Ewig diese gleichen Toaste auf die gleiche Sache, auf die Schullehrer, die Ammen, die Kinderwärterinnen u. s. w. und zuletzt nach den Verbrüderungen, den Umarmungen, den Thränen nur der gleiche Refrain: Schlechte Bedienung, schlechtes Essen . . . . das kann einmal kommen; aber jedes Jahr mit sterotypirter Form wiederholt, wird es so tragikomisch, wie in Berlin die Feste der Freiwilligen, wo Kamerad A. und Kamerad B., Kamerad C. und Kamerad D. alle Jahre die gleichen vaterländischen Anstrengungen machen, sich in den Zeitungen mit Eichenlaub gedruckt zu lesen.

Als Muhamed seine erste Offenbarung gab, war sie weisheitsvoll und strenge; aber drei Jahre lang hatte er nur vierzehn Bekenner. Er mußte weltliche Zwecke in seine Lehre mischen und mit menschlichen politischen Leidenschaften unterhandeln; da gings mit seiner Religion, sie verbreitete sich schnell, wie der Huf arabischer Rosse. Solche Anknüpfungen und Bewegungs-Triebräder sind bei den Fourieristen, die im Grunde die Gesellschaft in ihrer ungleichen Zusammensetzung lassen, wie sie ist und nur eine lebendigere, wärmere „Attraction" lehren, nicht gegeben und so sind sie immer in dem Cirkel einer Sekte stehen geblieben. Sie haben etwas Bündlerisches, etwas Conventikelartiges und Muckerhaftes, diese Fourieristen mit ihrem Mutterhaus in der Rüe de Tournon, mit ihrem Hohenpriester, dem geist- und gemüthvollen, sanften

Victor Considérant, mit ihren übrigen Adepten dieses Groß-kophtha, mit ihrer frommen Anbetung vor dem unter die Götter versetzten tiefsinnigen Fourier, mit ihrer gemeinschaftlichen Kasse, in welche gläubige Schwärmer, besonders die die gesellschaftliche Mystik liebenden Frauen schon beträchtliche Capitalien gezahlt haben, mit ihren religiösen Bällen, wo man mit verklärtem Himmelsblick und allgemein umfassender Bruder- und Schwesterliebe Polka tanzt. Aber unser Jahrhundert ist gar zu kalt für solche Mysterien der Humanität! Die arge Welt klagt die Bewohner des Mutterhauses in der Rüe de Tournon an, daß sie sich von einer Idee speisen, tränken und kleiden lassen und daß es unverantwortlich wäre, für eine Chimäre, für eine theoretische Grille, die doch rein in der Luft schwebt, so viel baares, klingendes und reelles Geld von den Leuten zusammenzutreiben. Freilich hat Considerant, wie man hört, sein Vermögen auf dem Altar des Fourierismus geopfert; aber berechtigt ihn das, sich nun bei der Exploitation, der Ausbeutung der fourieristischen Chimäre förmlich anstellen zu lassen? Nein, dieser Aufruf an die Abonnenten der Democratie pacifique, sie mit Geldzuschüssen zu unterstützen, ist mir kleinlich und einer großen Idee unwürdig erschienen. Was sich nicht durch eigne Kraft halten kann, gehe unter!

Man kann den tiefsinnigen, oft verworrenen, aber immer menschenfreundlichen Ideen Fouriers keinen bessern Dienst erweisen, als ihnen das ausschließende, sektirerische Gepräge nehmen. Eingeführt in den allgemeinen Ideenkampf, in den allgemeinen täglichen Sprachgebrauch der Ansichten über Staatsökonomie und Gesellschaftsreform, würden diese Lehren Fouriers sich wie eine vortreffliche, zersetzende und er-

klärende Schärfe und Säure bewährt haben, während bis jetzt seine vielen lichtvollen Gedanken noch Eigenthum einer Schule, einer Sekte sind, auf welche der Stempel der Wunderlichkeit gedrückt ist. Die Apostel St. Simons haben besser ihren Beruf erfüllt. Sie sind ausgegangen in alle Welt und lehren die Heiden, besonders die heidnischen Geldmänner, die Capitalisten und Makler. Enfantin, der wieder von Aegypten zurück ist und seine Heiligenscheinperrücke vom Berge Menilmontant ganz abgelegt hat, ist ein Hauptbeförderer des Eisenbahnwesens und hat, als geschickter Ingenieur, um die richtige Anlage der Nord-Bahn sich Verdienste erworben, die ihn reich gemacht haben. Ebenso Olinde Rodriguez, Felicien David (in seiner Art), Eichthal und die übrigen St. Simonisten, die freilich wieder für ihre praktische Betriebsamkeit voraus hatten, daß sie Alle Israeliten sind.

[S. 178.] Meine Ansichten über Cormenin sind mir vor vier Jahren von einigen Deutschen in Paris sehr verdacht worden und doch hat die seitherige Entwickelung dieses Chamäleons bewiesen, daß ich ihn richtig beurtheilte. Durch seine Vertheidigung der Jesuiten ist Timon wieder allmälig jener Vikomte de Cormenin geworden, der der Gazette de France näher steht, als dem National.

Das Gouvernable im Franzosen, sein Gehorsam, seine Unterordnung springt merkwürdig in die Augen. Man sehe, wie ruhig und gesetzt die Pariser am Theater Queue machen! Würde in Deutschland das Publikum so lange an der Casse ausharren, wenn es nicht hoffen könnte, sich mit Arm und Faust den Weg zu bahnen und rechts und links die Nachbarn wegzudrängen? Der Franzose gehorcht jedem energischen Willen, jedem begeisterten Worte. Er tritt unter die Fahne

jedes Helden, der die Fahne mit Entschlossenheit aufzupflanzen versteht. Wer nicht lesen kann, gehorcht dem, der lesen kann. Wer sich nicht fähig zum Offizier dünkt, ist mit Lust und Liebe Gemeiner. Das ist Alles bei uns anders. Der Franzose ist ein geborner Monarchist und wir sind geborne Republikaner. Da wir keine Republiken haben, so kommt natürlich von dieser Anlage nur das Mindergute bei uns zum Vorschein. Was sich bei uns der Einzelne dünkt, dünkt sich in Frankreich nur die Masse. Eine solche Selbstständigkeit, wie sie bei uns der Bürger dem Staatszweck, das Publikum (als Wulst von Einzelnen gedacht) dem Autor gegenüberstellt, kennt man in Frankreich nicht. Man opfert sich dem Ganzen. Man macht nicht diese vielen Ansprüche, die in Deutschland Jedermann sich erlaubt.

Charakteristisch für diesen deutschen Egoismus und die französische Aufopferung an das Allgemeine ist folgender kleine und noch nicht beobachtete Umstand: Man betrachte die Aushängeschilder in Deutschland und Frankreich! Hier liest man, immerhin mit Riesenlettern, aber ganz bescheiden: Lacombe, Coiffeur — Morel, Restaurant — Petitjean, Menuisier. In Deutschland klänge das dem Einzelnen viel zu rekrutenmäßig, viel zu wenig ehrfurchtsvoll für seine hohe werthe Person. Schon gleich hinter Metz, schon im deutschen Forbach und ganz bestimmt von Kaiserslautern an schreibt Jeder über sein Haus: Johann Caspar Stemmeisen, Tischlermeister — oder Waarenhandlung von Friedrich August Krämer. Kurz man durchwandre unsere Städte vom Rhein bis an den Pregel, überall dieser stolze Eklat der ganzen wohledelbornen Persönlichkeit. Wegen etwaiger Verwechslungen ist dies nicht (denn auch in Paris gibt es gewisse Namen, die

sich wie Müller, Schmidt u. s. w. unzähligemal wiederholen), nein, es ist dies das trotzige Selbstgefühl, das sich bei uns armverschränkend in die Hausthür stellt und in seinem werthen Vor- und Zunamen von A — Z gleich seine ganze Lebensgeschichte zur Schau und Anerkennung stellt. Die Franzosen sind stolz, die Deutschen eitel . . . und das ist sehr schlimm für unsre großen Gesammtzwecke.

Noch ein Beförderungsmittel der that- und willenskräftigen Centralisation liegt in der Literatur. Ich sah Corneilles Horace. Diese schwungreiche Tragödie ist mehr als zweihundert Jahre alt und auch bis zu dieser Stunde, behaupte ich, hat die deutsche Literatur kein Werk von einer solchen unmittelbar auf die Nationalität wirkenden markigen Tendenz. Ein Volk, das schon vor zweihundert Jahren Dichter fand, die, wie hier Corneille in den Personen des Horaz und des Curiace die ganze Begeisterung für große, allgewaltige und Tod und Leben in Anspruch nehmende Nationalzwecke aussprachen, ein solches Volk mußte früh sich zu seiner künftigen politischen Größe ausbilden, während Deutschland vor zweihundert Jahren noch in Barbarei lebte, eine ideale patriotische Poesie erst durch Lessing ahnte und auch dann wieder in irrlichtelirende, romantische und oft kindische Einzelzwecke auseinanderfuhr. Ich bitte wirklich jeden unpartheiischen Leser, einmal seine Schulansicht von der französischen Tragödie fallen zu lassen und unbekümmert um das, was wir sonst Kluges und Weises über Corneille wissen, diesen Horace zu lesen. Man muß sagen, daß selbst Shakespeare gegen den stählernen Patriotismus dieses Trauerspiels zerfahren und fast weichlich ist. Daß unsre Opitz und Gryphius bei ihrem lyrischen Schwung und selbst Talent fürs Trauerspiel — annäherungs-

weise — keine Corneilles für uns werden konnten, liegt an unsern Fürsten, die sich jetzt wie damals lieber mit Junkern und Hoftheologen als mit Dichtern und Philosophen umgaben.

[S. 201.] Man hat es dem Verfasser sehr übel gedeutet, daß er in diesem Briefe die ihm von Thiers im öffentlichen Gespräch, nicht unter vier Augen gemachten Aeußerungen wieder erzählt hätte. Wollt' ich die Namen dieser verleumderischen Menschen nennen, die in einigen Zeitungen ihn deßhalb als „indiscret" hinstellten, so würde die unlautre Quelle des Neides sehr bald erkannt werden. Thiers sprach mit einem Publizisten, der sein Vaterland vertrat. Thiers ist keine schriftstellernde alte Dame, die sich nicht von Touristen sprechen läßt, weil sie fürchtet, man möchte bei ihrer Schilderung von ihren Runzeln sprechen. Thiers ist kein deutscher Lyriker, der in einem thüringischen Dorfe sich einschließt und sich ängstigt, man würde der Welt etwas von seiner Person erzählen, was im Widerspruch mit der Vorstellung stände, die man sich von seinem blondgelockten Sängerthume machen solle. Thiers ist in seiner weltberühmten Persönlichkeit so oft von englischen Reisenden schon geschildert worden, daß nur eine Intrigue dazu gehörte, wie sie von gewissen Personen in Paris gegen meine Briefe angezettelt wurde, um Das, was anfangs harmlos unterhielt, später als unerlaubt in Verruf zu bringen.

[S. 218.] Philarète Chasles ist zu gleicher Zeit Vorsteher der Bibliotheque Mazarine. Man weiß vielleicht nicht, daß dieser geschmackvolle Kritiker, der sich leider in neuerer Zeit mehr mit England als mit Deutschland beschäftigt, vor zwanzig Jahren ein Schriftsetzer war. Es macht ihm alle Ehre, sich so aufgeschwungen zu haben. Von

seinem Autodidaktenstande her hat er sich eine Abneigung gegen alles gelehrtthuende, pedantische Wesen erhalten und schreibt Bücher und Aufsätze, die der gründlichen Vorbereitung nicht ermangeln, aber aus der Masse des Materials nur die Lichtpunkte und wirklich anziehenden Thatsachen hervorheben.

Die Zahl der Kenner deutscher Literatur nimmt immer mehr zu; doch scheint die neusten St. René Taillandier, Professor in Montpellier, noch zu überflügeln. Er ist wenigstens bis auf die letzten Erscheinungen der Tagesliteratur vorgedrungen und scheint sich in neuerer Zeit auch von den Einflüsterern befreit zu haben, die ihm von Paris aus vorschreiben wollten, was er in Deutschland für bedeutend halten dürfe oder nicht. Wenn Taillandier jetzt in der Revue des deux mondes z. B. über Karl Beck, Franz Dingelstedt, Robert Prutz Aufsätze bringt, so wird man im Büreau dieser Zeitschrift regelmäßig eine Menge anonymer Briefe mit dem pariser Stadtpoststempel vorfinden, lautend: „Herr Redakteur, Sie schaden der Achtung Ihres Blattes, wenn Sie Frankreich mit Schriftstellern bekannt machen, die in Deutschland nie genannt werden, u. s. w." Man würde staunen, wenn ich die Namen jener Schriftsteller nennen wollte, die hier gegen die Anerkennung ihrer Landsleute Kabalen schmieden.

Von Henri Blaze ist soeben eine Sammlung seiner zerstreuten Aufsätze über deutsche Literatur unter dem Titel: Poëtes et écrivains de l'Allemagne erschienen. Henri Blaze de Büry war früher Legationssekretär in Weimar und ist jetzt im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten angestellt. Seine Frau, eine junge, liebenswürdige Engländerin und wunderbar vielseitig gebildet, spricht vortrefflich deutsch und führt selbst, unter dem nom de guerre Arthur

Dudley, englisch und französisch die Feder. Blaze ist von dem Vorwurf nicht freizusprechen und gesteht dies mit bescheidner Rückhaltung selber ein, daß seine Kenntniß deutscher Poesie, so gründlich sie hie und da ist, auf Vollständigkeit keine Ansprüche machen könne. Selbst lyrischer Dichter hat er sich vorzugsweise nur mit Goethe und den Schwaben beschäftigt, den Faust übersetzt und die etwas monotone Wesenheit unsrer Frühlingsdichter am tiefsten in sich aufgenommen. Sind ihm dadurch manche Erscheinungen ganz entgangen, so hat er unbedeutende Namen und das Mittelgut einiger nachahmenden Talente zu sehr überschätzt. Seine Hingebung aber an Das, was er und mit ihm alle Franzosen für das eigenthümlich Deutsche halten, ist nicht die Folge eines kalten, kritischen Studiums, sondern einer dichterischen Begeisterung, die sich dem Gegenstande, den sie liebt, verwandt fühlt.

Die Franzosen wollen an den Deutschen nur Das anerkennen, was sie selber nicht besitzen. Die deutsche Literatur muß ihnen eine gespenstische Ruine im Mondschein mit Geisterspuk und Elfengeflüster sein. Sie, die Voltaire, Rousseau, Racine haben, die Dichter des Herzens und der gesunden Vernunft, werden alles zurückweisen, was sich jenseits des Rheines als Roman, Drama, als sozialer Gedanke auch herzlich und vernünftig ankündigt. Von den Deutschen wollen sie nur Gespenster, nur Hexen, nur Burgruinen, nur Ritter-Legenden und blaue Teufelsmährchen. Alles Uebrige erscheint ihnen an den Deutschen höchst überflüssig oder nur als französische Nachahmung.

Haben wir doch auch in Deutschland genug, die nur das für poetisch erklären, was romantisch ist, d. h. unwahr, unbestimmt und flimmernd. Glücklicherweise aber hat ein Goethe

gelebt und drückt unbestrittenermaßen die ganze majestätische Fülle des den Deutschen möglichen Dichtens und Denkens aus. Wer in Frankreich eine tiefere und gerechtere Analyse der deutschen Literatur vertreten wollte, müßte zunächst an Goethe anknüpfen und aus dieses, auch in Frankreich bewunderten Heros' Wirken und Schaffen heraus die verschiedenen Geistströmungen und Lichtstrahlungen angeben, nach welchen hin die deutsche Literatur sich entwickelt hat. Denn in Goethe zeigte sich Nichts nach einseitiger Abschüssigkeit. Er war Phantast, wo der Nebel hingehörte und war vernünftiger Denker bei allem Dichten, wo er sich in seiner vollsten Wesenheit zeigte. Er ist in der Hexenküche des Faust nicht stehen geblieben, wie sich die Franzosen einbilden, die unter einem deutschen Dichter nur einen halben Visionär verstehen und nicht begreifen, wie Callot-Hoffmann so schnell bei uns vergessen werden konnte. Durch Goethe müßten sie das Grundschema, den ursprünglichen Grenzbezirk kennen lernen, innerhalb dessen bei uns die schaffenden Geister sich entwickeln. Nach der Seite des Liedes hin, nach der Seite des Romans, des Dramas, der Kunstkritik und der Weltbetrachtung bezeichnet Goethe so ziemlich vollständig die Bedingungen des deutschen Schriftenthums. Der Franzose hat seit Voltaire und Rousseau nur dichterische Spezialitäten gehabt, d. h. Dichter, die nur in einer Form z. B. als Dramatiker oder Odensänger sich auszeichneten. Es fehlt dem Franzosen der Sinn für umfassende dichterische Individualitäten, die sich nach allen Richtungen hin aus ihrer Schaale lösen, wie Goethe und Schiller thaten und wie wir in jüngsten Tagen nur Immermann, Platen, Heine und sonst nicht Viele hatten. Der Geist eines vorzugsweise in eine abgezogenen Welt lebenden

Volkes ist eben universell und das sollte den Franzosen gesagt werden.

Man sollte die Franzosen belehren, daß es in Deutschland auch eine Sonne gibt und nicht immer der Mond scheint. Man sollte ihnen einige Legionen unsrer Dorfteufel und Grubengeister gebunden ausliefern und ihnen klar machen, daß der Schwarzwald, diese mystische forêt noire, die sie sich ganz voll mittelalterlicher Teufelstraditionen denken, mit nichts Teufelsmäßigerem anfängt, als den Spieltischen des pariser Croupiers Benazet in Baden-Baden. Aber es ist ein Unglück mit uns — jetzt reist ein Herr Martin und will auch über Deutschland wieder Neues bringen, ich wette, auch Herr Martin sieht nur Hexen und Teufel und läßt die gesunde Vernunft, weil man die in Frankreich viel gesünder hätte, am Wege liegen.*)

[S. 241.] Es entstand ein Streit, wie man wohl Reclame im Deutschen übersetzen würde. Man gab viele Ausdrücke dafür. Ich meinte: es ist unser deutsches Eingesandt. Gut, bemerkte man, das mag das richtige Wort sein, aber der Franzose ist viel klüger, er bezahlt das Eingesandt, verbittet sich aber, daß man Eingesandt darüber setzt.

Gibt es in Paris eine unpartheiische, selbstständige glaubwürdige Kunstkritik?

Vielleicht überall, nur nicht auf dem Gebiete der Bühne. Selbst der wärmste Lobredner hiesiger Zustände muß eingestehen, daß die Bühnenerfolge nur bei großen und bedeuten-

---

*) Eben bringt über diesen Gegenstand L. Schücking in der Köln. Zeitung vom 29. Juni einen trefflichen Aufsatz: „Das träumerische Deutschland".

den Namen, wie Victor Hugo, Alexander Dümas u. s. w. auf eine mit der Wahrheit übereinstimmende Würdigung zu rechnen haben. Daß une fille du regent von dem letztern nicht angesprochen hatte, war allerdings überall ersichtlich und doch auch hier die nackte Wahrheit oft mit wunderlich bunten Kleidern bedeckt.

Dies geschieht nun nicht den Verfassern zu Liebe, sondern im Interesse der Direktionen. Die letzten wenden jedes Mittel an, um die neuen Stücke, von deren Erfolgen sie bestehen und mit denen sie die Concurrenz der andern Bühnen aushalten müssen, in Gunst und Aufnahme zu bringen. Die wöchentlichen Berichterstatter über die Theater und wären es J. Janin, Theophile Gautier und Andere, werden an hundert, ihnen oft unsichtbaren Fäden gelenkt. Der Berichterstatter selbst ist vielleicht ein wahrheitsliebender Kritiker. Er würde gern offen und frei seine Meinung äußern, aber er darf nicht; denn entweder sind die Hauptredakteure der Zeitung mit den Bühnenlenkern in unmittelbarer Beziehung oder die Eigenthümer der Zeitungen, die oft zum Bestehen derselben noch zuzahlen müssen, machen wenigstens auf die Benutzung der freien Theaterentréen Anspruch. Die Redaktion muß ihren Brodherren willfahren. Wünschen diese eine Loge im Vaudeville, in den Variétés, eine Loge für sich und ihre Frau oder ihre Geliebte, so müssen die Redakteure die Loge anschaffen und können unmöglich die Direktoren um diese Gefälligkeit angehen, wenn sie deren neue Stücke eben getadelt haben. Von dem Einfluß der Schauspielerinnen, die sich für jede neue Rolle allen Zeitungsbureaux und Bühnen-Referenten persönlich empfehlen, will ich gar nicht reden. Nur so viel ist ersichtlich, daß die Pariser Theaterkritik höchst unzuverläßig ist und im

Ganzen mit der des wiener Burgtheaters viel Aehnlichkeit hat, wo man die Berichterstatter auch mit verbundenen Augen Eiertänze halten sieht.

Unsern deutschen Bühnenverhältnissen kommen die des Theatre Français am nächsten. Auch hier ein wandelbares Repertoir, das nicht täglich dieselbe Vorstellung wiederholen darf, auch hier Abonnenten, die Ansprüche auf Abwechselung machen, auch hier lebenslängliche Anstellungen. Deßhalb aber auch andre minder schmeichelhafte Aehnlichkeiten besonders mit unsern Hoftheatern. Neben großen Künstlern unbedeutende Anfänger, allmächtige Herrschaft der lebenslänglichen und pensionsfähigen Mitglieder (Sociétaires) über Annahme der Stücke und Anstellung neuer Mitglieder, sprödes Zurückweisen jedes Talentes, das den im Genuß Befindlichen gefährlich werden könnte, alte Mitglieder, die nicht mehr gut zu hören sind und an schwachem Gedächtniß leiden. Auf keinem Pariser Theater ist der Souffleur so vernehmbar, wie auf dieser Musterbühne. Nirgends drängen sich die alten Herren so an den Kasten der Mitte, diesen unterirdischen Tempel der Muse des Gedächtnisses, als im Theatre Français. Samson, Prôvost u. s. w. sind tyrannische Greise, die sich in ihrer Stellung sicher fühlen und der jungen spielenden oder dichtenden oder kritisirenden Generation, wie unsere noch lebenden Schröders und Eckhoffs, eine unerschütterliche Verachtung gegenüber stellen.

Viel gewandter und frischer wird auf den kleinen Theatern gespielt, von denen ich das Odéon mit seinen langweiligen dramatischen Exercitien und dem Mittelgut seines Personals ausnehme. Im Theater Palais Royal, Vaudeville, in den Varietés und dem Gymnase wird man immer die

frischesten Kräfte und meisterhaft abgerundete Vorstellungen finden.

Wer lachen will, gehe ins Theater des Palais Royal! Hier herrscht die tollste Ausgelassenheit und eine reiche Auswahl von kleinen Stücken und nicht eben großen, aber angenehmen Schauspielern. Levassor tritt hier bald als Student, bald als Bauer auf, als Charlatan, als Taschenspieler, als Bänkelsänger, als alte Frau, in hundert Verkleidungen und meistentheils von bester Laune. Ich sage meistentheils; denn Levassor ist eben so leicht zerstreut und kann in einer Parthie, in der er nicht anspricht, eben so flau werden, wie er an einem günstigen Tage uns vor Lachen nicht zu Athem kommen läßt. Sainville ist einer jener Komiker, die sich mehr den Deutschen nähern, z. B. Rädern in Dresden. Ein unerschöpflicher Gleichmuth und eine rapide, dabei immer monoton ruhige Vortragsweise wirken unwiderstehlich. Grassot und Tousez eignen sich mehr für jene burlesken Spässe, die auf dieser Bühne besonders zur Carnevalszeit in den sogenannten Revüen, wo alle Thorheiten des vergangenen Jahres am Publikum vorübergeführt werden, mit tollster Ausgelassenheit auftreten. In den kranken Kartoffeln wurden der ewige Jude, Dschalma, Fräulein Cardoville, besonders aber Marie Anne, die Volksmutter, so geistreich verspottet, daß den dramatischen Autor ein wahrer Jubel überkam; denn was fehlt hier noch bis zu allem, was Aristophanes bieten durfte? Wie Marie Anne erscheint, fängt das ganze auf der Bühne versammelte Personal zu schluchzen an. Marie Anne hört man schon hinter den Coulissen gleichsam auf Thränenbächen heranschwimmen. Pauvre mère! heult Alles. Pauvre enfant! Oh la misère du peuple! Oh pauvre mère! Pauvre

Famille! Sie selbst jammert: Oh que je suis pauvre femme! Que je suis pauvre epouse! Alles zieht seine Taschentücher hervor. Sie werden feucht, zuletzt windelnaß. Sie drücken ihre Taschentücher auf der Bühne aus. Ein Strom von Thränen rieselt über die Bretter. Marie Anne, die Mutter aus dem Volk, geht, getröstet nur durch den Gedanken an die Kasseneinnahmen in der Porte St. Martin, vor dem weinenden König Kartoffel I. und seinem kranken Hofstaat vorüber.

Aehnliche Späße, deren Wiedererzählung zu weit führen würde, finden auf dem Theater Vaudeville statt, wo mir Bardou in seiner geistreichen Vielseitigkeit am meisten gefällt. Derselbe Künstler, der vor vier Jahren den stumpfsinnigen Maurer Gauthier in den „Memoiren des Teufels" spielte, stellte in einer lustigen Farce, die sich für Wien eignen würde, un mari perdu, einen allerliebsten alten Suitier aus der Provinz hin, der nach Paris geschickt wird, seiner Frau Brustkuchen zu holen und dabei in die Strudel der pariser Vergnügungen geräth und noch einmal wieder ganz jung wird. Tetard strebt, ein zweiter Ravel zu werden. Auch Leclère und Mad. Guillemin sind sehr komisch. Ein reizendes Frauenpersonal bewundert' ich in den wahrhaft aristophanisch gedachten „Göttern des Olymps". Zwölf jugendliche, von Humor übersprudelnde und kaum vor Lust, sich zu zeigen und sich hervorzudrängen, zu bändigende weibliche Wesen. Sechs deutsche Theater fänden hier an einem einzigen Frauenvorrath; denn an den Varietés ist die Zahl der talentvollen, weiblichen Mitglieder eben so groß.

Nur an dem berühmten Arnal hab' ich keinen Geschmack finden können. Auch Arnal spielt in seinen kleinen

einaktigen Stücken am Vaudeville. Arnal ist ein Mann von großer Bildung und geistreicher Schriftsteller, in seinem Spiel sieht man ihm diese Eigenschaften nicht an. Arnals Stücke sind jene bekannten einaktigen Scenen: Um Mitternacht, Ein Herr und eine Dame u. s. w. die bei uns, „weil sie ja ganz unwahrscheinlich sind", immer in Gefahr stehen, ausgepfiffen zu werden. Diese feinen kleinen Scherze, oft dem Leben mit holländischer Genrebildtreue abgelauscht, würde unser Beckmann, wenn ihn das Publikum unterstützte und er sich ganz behaglich vor dem Parterre gehen lassen dürfte, viel komischer geben, als Arnal. Arnal ist trocken, ohne Mienenspiel, ohne Steigerung, ohne Leidenschaft, er endet seine Posse, wie er sie anfängt. Wenn er in der Mansarde du crime seine Frau für eine Mörderin hält, so spricht er das mit derselben Gleichgültigkeit, mit demselben Unterlassen alles äußern Spiels, alles Haarsträubens, alles tragischen und deßhalb komischen Entsetzens, als wenn es sich um jede andre unbedeutende Entdeckung handelte. Deutsche Komiker würden hier lange nicht so flau sein, wie Arnal. Nur freilich ist unser Publikum eigen! Es lacht auch bei uns über einen solchen Scherz, so lange er gespielt wird, und zischt, wenn der Vorhang fällt. Der Schauspieler bei uns gibt diese Possen, allenfalls zu seinem Benefiz, schon mit dem Gedanken, daß sie durchfallen und verwendet nicht die Hälfte seines Talentes darauf. Dürfte z. B. Beckmann (von dem ich nicht begreife, was er im wiener Burgtheater soll) darauf rechnen, daß eine von ihm mit all seinem Situationswitz ausgearbeitete Arnalsche Spielscene so harmlos und theilnehmend aufgenommen wird, wie man dergleichen hier in Paris aufnimmt, er würde Arnal bei Weitem übertreffen.

Darum muß man auch immer darauf zurückkommen, daß z. B. in Berlin entweder das Königsstädter Theater sein italiänisch-afrikanisch-taschenspielerisch-dramatisches Mischrepertoir aufgibt oder dort ein drittes Theater begründet werde, wo sich eben künstlerische Spezialitäten freier entwickeln könnten und die naserümpfende Kritik nicht ewig sagte: „Was? Dergleichen hier, wo gestern Hamlet war?" Und das Publikum nicht ewig: „Das ist ja ganz unwahrscheinlich!"

Ich muß hier auf unsern Th. Döring auch zu sprechen kommen, diesen genialen Darsteller, der so viel Aehnlichkeit mit Bouffé hat und wie es den Anschein nimmt, in Berlin wie eine Sternschnuppe verlischt. Die Einwände, die man gegen Döring zu machen pflegt, sind mir wohlbekannt und doch steckt in ihm der Stoff zu einer in seiner Art unübertrefflichen dramatischen Charaktertype. Bouffé würde auch keinen Lear spielen, schon weil er leidend und brustkrank ist. Bouffé hat in seinem Profil eine merkwürdige Aehnlichkeit mit dem Dresdener Eduard Devrient. Sein Gemüth aber und sein Humor ist wie Dörings. Döring kommt aber nicht zum Bewußtsein seines wahren Berufes, weil für sein Talent nichts geschieht. Für ihn sind kein Souvestre, kein Arago, kein Bayard und Melesville am königl. Theater angestellt, die ihm zwei- und dreiaktige große Rollen schreiben müssen. Vom alten Repertoir und vom Zufall hängt er ab. Spielt er Franz Moor, so hat sich der Kritiker in der Zeitung immer etwas Anderes gedacht, als er gibt, spielt er eine zufällige neue Rolle, so ist sie eine Episode oder das Stück hat eine vergängliche Dauer. Ein solcher Darsteller wird seines Berufes nicht froh. Sein Talent vereinsamt und sinkt. Schauspieler wie Döring müssen entweder von den Direktionen im Ein-

verständniß mit Dichtern gepflegt oder auf Bühnen versetzt werden, wo sich ein eignes Genre für sie erfinden läßt, ein Genre, das man harmlos hinnimmt, ohne die ewige, unausstehliche Sucht, aus der Theateranstalt eine Räucherkammer für die alten klassischen und auch ohne Darstellung unsterblichen — (Vergib, großer Shakspeare! Du liebtest Bilder, ich muß mein Bild auch ausführen) — Schinken zu machen.

An den Varietés spielt jetzt die Dejazet, über die ich schon mit schmerzlichem Leidwesen gesprochen habe. Auch den Blumenflor reizender weiblicher Talente erwähnte ich. Mit Bouffé traf ich es deßhalb unglücklich, weil seine neue Rolle im Mousse, der Schiffsjunge, wenig Anderes bietet, als die Vorstellung, wie dieser gemüthvolle, naturwahre Künstler etwa den Pariser Taugenichts spielt. Den Mousse, den Schiffsjungen, hat man in Hamburg auch gleich wieder an Frauenzimmer ausgetheilt und dadurch das ganze, allerdings nicht sehr spannende Stück vollends läppisch gemacht. Glücklicher traf ichs mit Bouffé in den Enfants de troupe, wo er einen jungen Rekruten spielt, mit der ganzen wunderbaren, vom Souffleur völlig freien Geläufigkeit seiner Zunge und allem Aufwand jener Mittel, die uns zugleich lachen und weinen machen. Das eigenthümliche Wesen aller Bouffé'schen Rollen ist uneigennützige Aufopferung, bald für einen Bruder, bald für eine Schwester, hier in dem kleinen Militärdrama für seinen Offizier. Nicht zu beschreiben sind die Mischungen und Uebergänge seines Wesens, dieses Wiegen und Schlenkern des Körpers, halb aus Verlegenheit, halb aus einem dem Volk eigenthümlichen Haschen nach einer gewissen Tournüre, dieses geschwätzige Nichtredenwollen, diese plauderhafte Zurückhaltung, dies Durchgehen des Herzens

in gestrecktem Gallopp möcht' ich sagen, wenn alle Zügel doch der Verstand anzieht, um es zurückzuhalten, — kurz es geht wohl Jedem so, daß er von allen pariser Künstlern Bouffé am liebsten gewinnt.

Außerdem wirken an den Variétés, die unter Nestor Roqueplans kluger Leitung stehen, noch ein gewisser Hoffmann, der eine hübsche Stimme und im Spiel etwas sehr Frisches und Natürliches, ja selbst Rohes und Ungeschultes und dadurch eben Anziehendes hat, die beiden Lepeintres, von denen der sogenannte jüngere ein dicker, alter, drolliger Spaßmacher ist, der wie ein Abbé aus den schönen Tagen des Bernis und der Pompadour aussieht und im Ausmalen von Lüsternheiten mit dem Schnalzen seiner Zunge im zahnlosen Munde wohl manchmal etwas zu weit geht, besonders aber Hyacinthe, der trotz seiner langen, abschreckend gebogenen und wahrhaft Wahl'schen Nase einer der komischsten Schauspieler ist, die man sich denken kann. Wer begreifen will, warum so viele französische einaktige komische Stückchen bei uns nicht ansprechen, sehe diesen Hyacinthe! Wenn Hyacinthe ängstliche Handlungsreisende, Apotheker oder Leute aus der Provinz spielt, die nach Paris kommen, um ihr Glück zu machen, und diese Figuren dann ins Deutsche übertragen werden, so machen wir gleich hüpfende, springende, trippelnde Fratzenschneider daraus, die sich echauffiren, schreien, den Effekt um jeden Preis durchsetzen wollen und am Schlusse diese Posse wirklich als eine ungeheure Albernheit erscheinen lassen. Da sehe man Hyacinthe. Diese bewegte Ruhe! Diese pfiffige Dummheit! Diese lächelnde Weinerlichkeit! Dies feine Mienenspiel von fünf Minuten, wo er bald diesen furchtsam, bald jenen dreist, den einen bittend, den andern

trotzig ansieht, nicht begreifen kann und sich endlich orientirt, und nachdem er die ganze Situation erschöpft hat, in aller Ruhe zum Gelächter des Hauses sagt: „Bitte um Entschuldigung, meine Herren! Sie meinen mich?" Dies sind die Stellen, wo unsre Komiker und Bonvivants sich immer so entsetzlich echauffiren, daß ihnen die Augen aus dem Kopf quillen und eine Steigerung ihrer durch die Situationen bedingten Verlegenheit oder Angst oder ihres Unwillens nicht mehr möglich wird.

Auf dem Gymnase dramatique wirkt die unstreitig liebenswürdigste aller jetzt vorhandenen pariser Schauspielerinnen Rose Chéri. Geist, Gemüth und Schönheit im seltensten Verein. Wir haben in Deutschland vielleicht eine Darstellerin, die eben so schön ist, dann ist sie ohne das gleiche Talent, oder sie hat gleiches Talent, dann ist sie nicht so anziehend. Fräulein von Hagn mit der Schönheit, die sie vor fünfzehn Jahren, mit dem Geist, den sie jetzt, und der Seele und dem gläubigen, guten und nochmals guten und zum Drittenmale guten Auge, das sie nie hatte, wäre etwa Rose Chéri. Diese Künstlerin ist kokett, aber dabei unendlich weiblich, sie weiß ihrem Auge Thränen zu entlocken, die wirklich von der Herzensquelle kommen. Dabei eine Grazie, eine Zurückhaltung, eine Weihe von Elastizität, die über ihre ganze Erscheinung ausgegossen ist. Louise Neumann in Wien, die freilich weder durch ihr Organ, noch ihre zu schmächtige Gestalt begünstigt ist, hat etwas von dem Schalkhaften und Sichern der Rose Chéri: auch die Lebrün und die Bayer in Dresden, und doch, ihr guten Mädchen, zürnt mir nicht, — euch thäte allen Noth, statt Eure Ferien in Burtehude zu einem zwecklosen Gastspiel zu benutzen, lieber einmal

auf den Boulevart Bonne nouvelle zu reisen und die Rose Chéri und selbst Dem. Melcy, an derselben Bühne, zu sehen! Es ist eine Reife, ein Studium, eine Hoheit in diesen Leistungen, die vielleicht daheim bei uns nicht so möglich sind, der äußeren Umstände wegen. Und doch spielt Rose Chéri vielerlei durcheinander, freilich nicht in der hohen Tragödie, die von dieser Bühne ausgeschlossen ist. Aber lest die Stücke, die von dem für sie und ihre Schwester geschriebenen „Christophe und Renate" an bis zu „Georges und Maurice," „Geneviève" (übersetzt als „Vaterliebe") herab durch diese Künstlerin belebt wurden, es muß etwas von dem milden Siderallichte euch aufgehen, in dem dieses Mädchen glänzt. Studirtet ihr überhaupt nur mehr, läset, läset, läset, bildetet euch, vertändeltet eure Zeit nicht mit Putz, mit Besuchen, mit Kokettericen, zögt ihr den Umgang mit Dichtern und Denkern allem Umgang mit adligen und militärischen Claqueurs vor, bildetet ihr euch vornehmlich aus euch selbst heraus, verjagtet jeden Eigendünkel, forschtet in eurem Herzen, verachtetet das Gemeine, Flatterhafte, Irdische, jagtet nicht nach flüchtigem, erbärmlichem Zeitungslob, verbötet euch unbedingt dieses jämmerliche, kleinstädtische Gastieren auf den trostlosen Provinzialbrettern, wo ihr in der stümperhaften Umgebung euch selbst verliert, verachtetet Geld und Geldeswerth, bildetet ihr euch einen hohen, heiligen Begriff von der Kunst und forschtet überall, wohin ihr blickt, nach dem Tiefsten in der Menschenbrust, — dann käme sie schon, diese Vollendungsweihe, die wie jetzt die Dinge bei uns stehen, mit wenigen Ausnahmen von unserm Bühnenwesen leider gewichen ist.

Schließlich bemerke ich noch, daß Frédéric Lemaitre sehr alt und gebrochen ist und von seiner frühern Heldengröße

nur das funkelnde Auge behalten hat, und daß Debüreau, der von J. Janin gefeierte und neuerdings von Georges Sand beschützte Harlekin des Seiltänzertheaters, kaum noch an einem Faden am Leben hängend noch immer seine stummen Pantomimen spielt. Einen halbtodten, schwindsüchtigen Mann, der ganz mit Mehl bemalt ist, um sich und die Seinen zu nähren, ausgelassene Späße machen zu sehen, ist ein rührender Anblick, der in die Freuden und Leiden des Bühnenlebens auch eine wehmüthige Fernsicht gewährt.

[S. 271.] Am 3. Mai, zur Nachfeier des Philipptages, sprangen in Versailles die großen und kleinen Wasser. Fünfzigtausend Menschen, wie vor vier Jahren, als sich das große Unglück ereignete, hatte der reizendste Frühlingstag wieder in diese zaubervollen Gärten gelockt, unter andern Ibrahim Pascha, der mit einem Gefolge von einem Dutzend Türken in ihrem nüchternen, modernisirten Costüme durch das Menschengewühl in königlichen Wägen fuhr. Die Franzosen schütteln den Kopf, was sich ihr König für sonderbare Gäste kommen läßt! Und es ist nicht etwa eine künstliche Gesandtschaft, wie die persische, mit der die Umgebungen Ludwigs XIV. den sterbenden Monarchen täuschten, sondern der wirkliche Ibrahim Pascha, der wirkliche Schlächter von Morea, der auf seinen griechischen Feldzug vielleicht wie auf eine erste kleine unschuldige Jugendverirrung zurückblickt. Ibrahim Pascha hat ganz jene türkische, gelangweilte Ruhe und gesättigte philosophische Ernsthaftigkeit, die man im jardin des plantes an den Panthern, Tigern und Löwen studieren kann. Ein solcher Wüstenbewohner hinter dem eisernen Käfig blickt dich fast ganz idyllisch, ganz tiefsinnig ernst an! Wer erkennt an dem Thier die unartigen Späße, die es sich er-

lauben würde, wenn man in seinen Käfig stiege oder ihm unter den Säulen von Memphis begegnete? Ibrahim Pascha saß in Louis Philipps elegantem Landau mit der ganzen menschenverachtenden Ruhe eines solchen Wüstenkönigs, der einmal gegen sein Naturell und die groben Krallen nichts vermag. Man sieht ihm an, daß er sehr ruhig seinen Kaffee oder seinen Sorbet schlürfen würde, wenn auch einige Dutzend Griechenkinder vor ihm auf Spießen stäken; denn ihm thut ja fremder Schmerz nicht weh, ihm macht ja das Schreien seiner Opfer kein Gliederreißen und er ist vor Allem Türk, d. h. geborner Herr der Welt. Louis Philipp wird natürlich nichts von diesen physiognomischen Studien anerkennen. Er treibt die Politik wie ein Börsengeschäft und kümmert sich wenig um die Anfänge der Menschen, bis er braucht. Er gibt diesem Ibrahim Pascha das Großkreuz der Ehrenlegion. Wär' ich der Dichter Ponsard, ich hätte an demselben Tage mein rothes Bändchen einem Könige zurückgeschickt, der so wenig von jenem edlen, chevaleresken Takte hat, der selbst in Deutschland unsre kleinen Purpurgebornen auszeichnet. Heinrich von Bordeaux, der mit Chateaubriands Jordanwasser getauft worden ist, würde dem „Beruhiger Moreas" keinen französischen Orden gegeben haben, und wenn er hundertmal die Höfe von St. James, Petersburg, Berlin, Wien damit hätte ärgern können. Und vielleicht hätte er es auch ohne das Jordanwasser gethan.

Doch der Türk trübe uns die Wasser von Versailles nicht! Sie sprangen lustig im funkelnden Sonnenschein. Nicht grade gewaltig hoch, wenigstens verdirbt der unermeßliche blaue Horizont die Wirkung des Steigens nach oben, aber so massenhaft, so hübsch gruppirt, so lauschig schwatzhaft

und plaudernd im grünen Laube und die verwitterten alten schwarz und grau gewordenen Marmorgruppen und Grotten belebend, daß es eine Feenpracht gewesen wäre, wäre man allein gewesen. Denn Versailles ist freilich viel poetischer, wenn man durch seine grünen Bogengänge allein wandelt und den Zeiten und Menschen und dem Himmel und der Erde nachdenken kann. Und dabei ist hier nicht alles rokoko, nicht alles putzig und wunderlich. Wir glauben oft in Belriguardo zu sein, stehen an Weihern mit stolzen Schwänen, an grünen Bosketten mit weißschimmernden Statuen, hören rings diese Wasserwelt brausen und rauschen und es ist uns, als müßte Torquato Tasso kommen und die süße Melodie jener Verse an unser Ohr tönen, wenn die beiden Leonoren beginnen:

Du siehst mich lächelnd an, Eleonore,
Und siehst Dich selber an und lächelst wieder —

Du siehst dich selber an? Dieser Witz der Leonore Sanvitale beruht auf einer feinen psychologischen Bemerkung. Hier in Versailles lernt man dies Dämmern und Träumen, das sich gleichsam nur selber ansieht.

Vor vier Jahren hatt' ich nur einen vierten Theil des innern Schlosses gesehen und war schon ermüdet. Man muß auf Versailles mehre Tage verwenden und sich in dem Gasthof des Reservoirs dazu einmiethen. Es ist werth, in den Sälen zu verweilen und Schritt vor Schritt zu wandeln, wo einst so viel gewaltige Menschen standen und so viel Erinnerungen an bedenklichen Ruhm und nicht immer beneidenswerthe Größe aufgehäuft sind. Die Zimmer Ludwigs XIV. werden gezeigt, die Zimmer der Maintenon, das kleine Privatkapellchen, wo nur etwa zwei Menschen stehen können und wo der König in seinen alten Tagen kniete und durch akustische Vorrich-

tungen dabei der lauschenden Maintenon, dem Beichtvater und allenfalls einem wachestehenden Offizier vernehmbar wurde. Ueberall bei diesen Erinnerungen auf der einen Seite ein sündhaftes, wahrhaft frevelndes Ueberheben des eignen Menschenwerths als Monarch, und auf der andern ein im tiefsten Staube kriechendes Winseln vor Gott, wie wir leider noch jetzt in autokratischen Königsköpfen eine solche beklagenswerthe Verwirrung der Begriffe, eine Ueberschätzung der eignen Würde, verbunden mit einer solchen eingebildeten, sich Alles erlaubenden Privatvertraulichkeit mit Gott antreffen. Die Zimmer der Königin waren so angelegt und verbaut, daß sie wenig von dem erfuhr, was sonst in dem Schlosse aus- und einging und was nach den Trianons hinüberschlüpfte. Man zeigt die kleine Thür, wo Marie Antoinette sich vor der Wuth des Volkes flüchtete, eine Thür, die unter einem Gemälde nur von halber Manneslänge angebracht ist und durch die man sich tief zur Erde bücken muß. Die Demüthigung einer solchen Selbstüberschätzung, wie sie hier gethront hat, kann uns nicht trösten; denn sie traf die minder schuldlosen Häupter. Der kecke, hochmüthige Aufwurf des Kopfes in der kleinen Statue Marie Antoinettens soll uns auch nicht gegen die unglückliche Frau einnehmen; denn was macht nicht zuweilen aus unsern Physiognomieen die Grille oder das Ungeschick der Künstler?

Ueberreich, fast erdrückend ist die nicht endende Fülle von historischen Bildern, die hier gesammelt wurden. Und doch sind sie ihrer Stoffe, ihrer Treue wegen der gründlichsten Betrachtung werth. Der Deutsche wird sich hier mit Schmerz seines zersplitterten Vaterlandes erinnern; er wird den Franzosen glücklich preisen, der durch diese Gallerieen wandelnd gleich seine ganze Geschichte nach der Richtung aller Zeitpe-

rioden und nach der Richtung aller Himmelsstriche hin beisammen hat. Da ist jeder einzelne Atom von Ruhm und Bedeutung in das Ganze aufgenommen. Da stehen sich wohl Ligue und Fronde, Burgund und Lothringen, Navarra und Frankreich gegenüber, aber jetzt kommt doch das Ganze einem einigen Begriffe zu Gute und ist verschmolzen mit der Alles umfassenden Nationalität. Was ist aber dem Bayern, der in Berlin historische Erinnerungen sieht, die Zeit des großen Kurfürsten, was ist dem Märker in München Max Emanuel! Was sind uns die Hohenstaufen? Was sind uns alle unsre vereinzelten großen oder auch nur charakteristischen Thatsachen? Solchen trüben Betrachtungen wird man doch anders nie nachhängen können, als daß man mit einer bittern Anklage, nicht etwa der Umstände, sondern unsrer Fürsten endet. Man wird sich immer sagen müssen, diesen hohen Herren, denen das Schicksal uns einmal überantwortet hat, fehlte es doch zu allen Zeiten an der rechten Bescheidenheit, an der rechten Bildung und an der rechten Vaterlandsliebe. Sie haben sich auch jetzt in Frankfurt am Main die Hand gegeben, nicht um unser Volk größer, stolzer, reicher zu machen, sondern nur um sich selber, jeder in seiner Vereinzelung, kräftiger zu fühlen. Daß auch nur Einem einfiele, von seiner Macht etwas abzugeben, um davon das Ganze zu stärken! Jeder spielt noch jetzt auf seinen Quadratmeilen den Ludwig XIV. und dehnt sich im behaglichen Vollgenuße seiner Würde aus. Der Fürst, von dem man der alten abgelebten Diplomatie zum Trotz eine Verjüngung Deutschlands und unseres politischen Organismus erwartete und der gewiß in Ludwigs von Bayern und Wilhelms von Württemberg idealem Sinne (bei diesem mehr gesund, bei jenem mehr krankhaft) Unterstützung gefunden hätte, dieser Fürst

ist mürrisch und empfindlich geworden und will es nunmehr mit der Religion zwingen, mit der Religion, die trotz aller Papierverdruckerei und Flugschriftenüberschwemmung nicht die eigentliche Frage der Zeit mehr ist. Die liegt ja viel höher, viel näher den Gestirnen jenes wahren Himmels, der von keinem Symbolzwang weiß. Statt einer kirchlichen „Reichssynode", wo bei an sich löblicher Erörterung mancher mehr polizeilichen, als religiösen Dinge doch im Grunde nur Consistorialräthe über die Geheimnisse unsres Herzens abstimmen sollen, ein deutscher Fürstentag zur Durchsicht und Verbesserung jener provisorischen Verfassung, die Deutschland durch den Wiener Congreß erhielt — ein Fürstentag, wo Deutschland eine organische Einheit und wieder eine Reichsverfassung im neuen constitutionellen Sinne bekäme.... das brächte jene wahren Lorbeern, die die künftige Geschichtschreibung ertheilen wird. Nur die Könige werden hinfort die Großen heißen, die erhabenen und volksbeglückenden Ideen zu Liebe Edelsteine aus ihrer Krone nehmen und hochherzig entsagend ausrufen können: Diese Perle werf' ich in den Pokal, den ich dem Weltgeiste zutrinke!

Man schwärmt in diesem grünen Versailles unter dem blauen Frühlingshimmel, im Rauschen dieser kühlenden Brunnen, hingestreckt auf grünem Wiesenteppich und das Haupt lehnend an weiße Marmorbilder.

[S. 275.] L. Börne hatte die Gewohnheit, nie vor den Franzosen, in französischer Sprache, etwas auszusprechen, was die Deutschen demüthigte.

Man kann in der That diese Gewohnheit nicht aufgeben. Man kann nicht das Beispiel jener unwürdigen Vaterlandssöhne befolgen, die vor den Franzosen all unsre Leiden spöttelnd zur Schau tragen. Man gewinnt nicht als Einzelner,

wenn man für das Ganze verliert. Diese Handlungsreisenden, diese deutschen Stutzer vom Café Frascati, die in Paris plötzlich große Freiheitshelden werden und den Franzosen zu Liebe alles Heimische lächerlich finden, werden darum nicht größer und bedeutender. Man verliert auch als Theil, wenn man als Ganzes verliert.

Die Angelegenheiten **Polens** gaben Stoff zu fortwährenden Reibungen. Eine völlig klare Empfindung konnte selbst dem unbefangensten Gemüthe nicht aufgehen. Die Sache der polnischen Nationalität wird die Theilnahme jedes edleren Gemüthes besitzen und doch ist dies dieselbe Nationalität, die sich durch panslavistischen Deutschenhaß ankündigt. Vollends hat die neue soziale Lehre, die Lehre vom Volk, vom Arbeiter, der seines Lohnes werth ist, vom Bauer, als Unhörigen des Adels, doch so tief schon in uns Wurzel geschlagen, daß wir nicht wissen, wie wir uns die Contrerevolution der Bauern deuten sollen, dieser Bauern, die keine polnische Nationalität mehr nur für die Adeligen und deren alleinige Ansprüche haben wollten. Endlich sieht man trotz öffentlicher Aktenstücke einen geheimen violetten Faden von Rom nach Krakau sich ziehen und Priesterfanatismus macht uns vollends eben so mistrauisch.

Man kann nicht sagen, daß in Paris sich eine besondere Aufregung für die Polen zeigte. Brüdern und Schwestern der Emigration, die daheim in Gefahr waren, die Ihrigen eines schmählichen Todes sterben zu sehen, erweckten natürlich das allgemeinste Mitgefühl. Die katholische, legitimistische Aristokratie auch drückte dem Fürsten Czartoryski ihre schmerzlichste Theilnahme aus. Man eröffnete eine Unterzeichnung für die Polen. Victor Hugo hielt eine kalte, gezirkelte Rede

mit historischen Parallelen und frostigen Antithesen. Sonst aber wollte es in keiner Weise zum rechten Aufschwung kommen. Nur die Erzählung von den aus dem wiener Cabinet versprochenen Kopfgeldern an die Bauern erbitterte plötzlich furchtbar und Deutschland, das immer so unglücklich ist, vor Europa durch die Politik des Fürsten Metternich sich vertreten zu sehen, Deutschland mußte jetzt beschämt die Augen niederschlagen.

Preußens Haltung milderte eine Zeitlang die Entrüstung. Man glaubte in der preußischen Politik gegen die Polen eine größere Mäßigung und Milde zu entdecken und es war sogar bei der Emigration im Werke, dem Könige eine Adresse zu votiren. Noch mehr. Wäre die Idee Polen wieder herzustellen und ihm in einem preußischen Prinzen (Karl?) oder österreichischen Erzherzoge (Stephan?) einen Herrscher zu geben, so chimärisch? Die Communisten, gleichgültig für alles Volksthum, jubelten. Sie sagten: seht ihr nicht, daß Eure politische Methode veraltet ist? Seht ihr nicht, daß Nationalität ein leerer Schall ist? Der Bauer will individuelles Glück, selbstständige Freiheit, er will sich nicht für die Krone eines Czartoryski todtschlagen lassen, er schlägt lieber den Czartoryski und seine Sendlinge selbst todt. Erwiedernd muß man fragen, warum aber in Posen bei den adligen Revolutionären selbst Communismus? Oder ist das nur ein polizeiliches Aushängeschild gewesen, um die Begüterten zu schrecken?

Das Kopfgeld (10 Gulden per Leichnam) mußte die Communisten über ihre Bauernphilosophie bald aufklären. Guizot stellte diese künstliche, nach dem schlausten Machiavellismus ersonnene Gegenrevolution in Abrede. Herr von Zedlitz, der Sänger der Todtenkränze, der sich darauf verstehen muß, lobte Guizot dafür in der Augsburger Zeitung und jene durch

„Geldversprechungen hervorgerufene Gegenrevolution“ soll eine Erfindung müßiger Köpfe gewesen sein. Uebergroßer Eifer der Unterbeamten wurde zugestanden. Szela wird vielleicht bestraft. Genug, Fürst Metternich hat die Preußische Staatszeitung so entschieden zurechtgewiesen, daß es fast aussah, als kämen die drei Mächte um ihre gleiche Sache selbst in Hader.

Man entdeckte endlich auch soviel Pfaffenthum in diesem kurzen blutigen Trauerspiel, so viel Haß gegen Deutschland, nicht allein gegen das diplomatische Deutschland, für das wir nicht können, sondern gegen jedes deutschredende Deutschland — und zu unserm Glück auch gegen die Juden. Ich sage zu unserm Glück. Denn da die öffentliche Meinung in Deutschland besonders lebhaft von israelitischen Publizisten bestimmt wird, so war die Erhebung gegen die Juden ein Glück für uns. Die Presse wurde entschieden Deutsch gesinnt*). Die Haltung der liberalen deutschen Zeitungspresse machte in Paris viel Aufsehen. Sie verband Achtung vor der nationalen Sache der Polen mit der Wahrung des selbstständigen deutschen Bewußtseins, wenigstens so lange, bis die Auslieferungen stattfanden und ein schmerzliches Schweigen an die Stelle des Wortes treten mußte.

Versailler Frühlingsträume waren vor diesen Auslieferungen z. B. folgende:

Die Politik des neunzehnten Jahrhunderts ist zu sehr auf Humanität gebaut, die Bildung des Staatsmannes ist eine zu öffentliche und geschichtliche, als daß Polen je Ursache zu haben brauchte, seine Hoffnungen aufzugeben. Der Tag sei-

*) Emanzipirten wir doch die Israeliten! Es gehört zu den Mysterien der deutschen Presse, wenn ich behaupte, daß von diesem Augenblick an alle wahrhaften Interessen Deutschlands kräftiger und einiger in Schrift und Wort vertreten würden.

ner Freiheit müsse kommen, das steht eingeschrieben in unser Herz, mag es auch sonst für die Polen nicht eben stark empfinden. Wir wissen, daß man Nationen nicht vom Papiere streichen kann. Polens Theilung ist keine alte Mythe von den Zeiten der Völkerwanderung her. Polens Theilung ist von Ursachen ausgegangen, die unsre Geschichtskenntniß uns seither gründlich hat verachten lehren, von Männern, über die unsere jetzigen Fürsten selbst, bei ihren starken religiösen Vorurtheilen wenigstens, den Stab brechen. Wie urtheilt wohl Friedrich Wilhelm IV. über seinen Großohm, über Katharina, über Potemkin, Kaunitz? Gewiß diese Erbschaft des achtzehnten Jahrhunderts entbehrt aller Ehrwürdigkeit, an dieser klebt kein „verschönernder Rost der Jahrhunderte", sie ist beschämend und überredet zur Gerechtigkeit, zur besseren Entgeltung, zur Wiederherstellung.

Ein Congreß, um Polens Theilung aufzuheben. Wenn nicht ein Staat, vorläufig ein Volk gerettet. Polens Adel werde radikal zerstört! Der Bürgerstand gehoben. Die polnische Anarchie werde in ihren Ursachen erkannt und vermieden durch Institutionen. Bürgschaften für die Nachbarn. Eine Erbmonarchie. Ein polnischer Staat hätte soviel für Wiederbelebung des Volkes, für die Heilung siebzigjähriger Wunden zu thun, soviel für Hebung der materiellen Interessen, soviel für Handel, Gewerbe, Ackerbau, daß an Unruhe nach Außen oder gefährliche Außenwirkung innerer Unruhe nicht zu denken wäre.

Polen ist denn — ich träume — wieder hergestellt; die Schuld der Väter gesühnt. Ein edles Gefühl schwellt die Brust derjenigen Fürsten und Staatsmänner, die einen solchen Triumph über sich selbst vermochten. Ein Bollwerk gegen Rußland ist aufgeschanzt Oesterreich hat verloren, was

es nicht bedurfte, um groß zu bleiben. Für Preußen wäre der Verlust empfindlicher; aber Preußen habe nie einen Weltberuf, sondern nur einen deutschen Beruf. In der Wiedergeburt Deutschlands und Preußens Hegemonie läge Schadenersatz genug für den Verlust eines lästigen, ewig prickelnden und bei slavischer List und Falschheit wahrhaft widerwärtigen Besitzes.

Rußland ist dann entfernt! Polen drängt es nach der Türkei hin. Dort im Pontus Euxinus mögen ihm die Flotten Englands und Frankreichs begegnen. Polen ist kein Freund der Deutschen. Gewiß nicht. Der Panslavismus wird eine utopische Narrheit bleiben auch nach Polens Wiederherstellung. Ob die freisinnigen (!) Czechen und Slaven aller Orten auch dann vor Rußland kriechen und dem Czaaren als Hohenpriester des Panslavismus schmeicheln werden, weiß ich nicht, aber uns Deutschen wird man nicht vertrauen, uns nimmer schmeicheln. Die Slaven träumen von Weltreichen und glauben Alles besser zu können, als wir Deutsche. Was wäre zu thun? Das germanische Urelement müßte in höchster Entfaltung aufblühen. Zwischen Ost und West, Slavismus und Romanismus kann der Germane nicht ferner so eingekeilt bleiben, wie jetzt. Vierzig Millionen deutscher Junge müßten ihr blondes Haupt wie Hünen schütteln und Friedrich der Rothbart müßte aus dem Kyffhäuser ziehen und die Krone einem neuen Kaiser deutschen Reiches und Wesens aufs Haupt setzen. Wie sich das machen ließe, wie sich unsre Herzöge und Großherzöge unbeschadet ihrer Titel und Hoheiten doch einem großen Ganzen, einem Reichskörper mit einem erblichen Fürstensenat und einer wandelbaren Volkskammer einzuverleiben hätten, das ist Sache der großen und muthvollen Eingebungen und Offenbarungen unsterblicher Heroen. Nach

der alten Kaiserkrone in neuem Glanze sehnt sich unser Volk. Das ist doch der Herzenszug, der Alles ausspricht, was in uns gährt und siedet. Gebt Polen frei, macht Euch selber größer. . . . .

. . . . Doch ich muß fort aus Versailles, aus diesem auch nur durch einen großen Willen hervorgezauberten Alles in einem frühern öden und leeren Nichts. Aus der Poesie wieder in die Wirklichkeit, in die Welt der dreiprozentigen Rente, zurück in die Politik der Auslieferungen!

[S. 295.] Die Communisten nun freilich sagen, daß also diese Art, über Politik und Volksleben zu träumen, nichts denn veraltetes romantisches Rokoko wäre und daß die Fragen der Zeit nur darin beständen, jeder Menschenseele Sonntags ein Huhn in den Topf zu schaffen. Die Communisten haben, was man vielleicht noch nicht weiß, viele hohe Gönner von Karlsruhe bis Berlin. Denn einmal sind diese Leute der höchst loyalen Meinung, daß eine (bei den obigen Träumen ohnehin wegfallende) Einzelverfassung für Preußen überhaupt überflüssig und nur zum Vergnügen der Advokaten und Zungendrescher gegeben werden würde (Siehe die Schriften von Karl Grün, Marx u. s. w.) und zweitens freut es manches christtrunkene Herz, daß die Communisten, mit Ausnahme der Brüsseler und Züricher Atheisten, soviel mit schönen Bibelsprüchen um sich werfen und von Apostelliebe, Bruderkuß, vom Armen und Reichen im Evangelium und vom Kameel und Nadelöhr reden (Siehe die Weitlingiana) und Bunsen bekehrt noch letzlich den Weitling in London. Es ist authentisch, daß die Bibelsprüche im Communismus unsern apostolischen Staatsmännern ebenso gefallen haben, wie die Polemik desselben gegen den „Liberalismus vulgaris.“

Ordentlich aufathmen muß man, daß E. M. Arndt dem herzhaften Widerspruch gegen die Eigenthumsfeinde das Zungenband gelöst hat. Wenn ein so redlicher, im Volksleben bewanderter und von aller vornehmen Misachtung nach ihm geborner Entwickelungen und Persönlichkeiten freier Beobachter, wie der greise Arndt, das Wort gegen absoluten Communismus ergreift, so ist das schon ein Wall, hinter den sich legen läßt. Wer Diderots Grundgesetz der Natur, den Embryo des Communismus, herausgibt und hier im Phantastischen und Unmöglichen doch viel Rechtschaffnes und Lobenswerthes entdecken kann, der hat auch ein Recht des Widerspruchs gegen Uebertreibung; und ordentlich froh wird man, daß man, von solchem Beispiel geschützt, Unsinn wieder Unsinn und Taugenichts wieder Taugenichts nennen darf.

Der Communismus ist bei den Franzosen sehr im Abnehmen begriffen. Die Aussicht, die er auf künftige Eldoraden eröffnete, dauerte der Ungeduld eines raschlebenden Geschlechtes zu lang. Proudhon schreibt wieder ein neues Werk über die Eigenthumsfrage und sicher wird der Ertrag desselben für die Gesellschaftswissenschaft kein geringer sein. Unsre Staatsweise mögen daraus lernen! Unsre Kathedermänner mögen ihre alten vergilbten staatsökonomischen Papierhefte zerreißen und sich neue Prinzipien schaffen! Aber nach unten hin wird die „soziale Bewegung“ in keinen lebhafteren Schritt kommen.

Daß in Paris einige Tausend Arbeitsgesellen sich befinden, die bei natürlichem Verstand ein Streben nach Bildung und bei diesem Streben wenig wahre Freude an ihrem wider Willen gewählten Berufe haben, das ist zunächst die einzige thatsächliche Grundlage, auf welche hin hier der Communis-

mus getrieben wird. Einige Hundert deutsche Arbeiter, die ohnehin unterrichteter als die Franzosen und durch den Aufenthalt in der Fremde elastischer gespannt und aufgeregt sind, schließen sich jenem französischen Grundstamme an. Daß diese Handwerker auf die Bauern sich berufen, daß deutsche Gelehrte in Paris sich einbilden, der deutsche Landmann hätte irgend eine Neigung zum „Draufloßschlagen" und zum Güter vertheilen, ist eine thöricht lächerliche Verblendung, die Arndt mit Recht grade aus der aristokratischen, besitzgierigen, prozeßsüchtigen und eigenthumsnärrischen Natur der deutschen Landleute widerlegt. Wer wird läugnen, daß zur Hebung des menschlichen Elends und zur Erleichterung des Fortkommens der „arbeitenden" Volksklassen unendlich mehr geschehen müßte, als jetzt geschieht? Aber wenn dazu auch von unsrer Seite gehören sollte, daß wir keinen Bissen Fleisch in den Mund zu nehmen wagen dürften, aus Angst, daß in Birmingham mancher Unglückliche kein Brod hat, wenn dazu gehören sollte, daß wir von keinem Mitglied der untern Volksklassen mehr sagen dürfen, der Eine wäre oft unverbesserlich dumm und der Andere oft ein unverbesserlicher Faullenzer, dann bekommt die Empfindlichkeit der communistischen Schriftsteller eine Höhe, die unerträglich ist.

Die einzige Bildungs- und Glückseligkeitsquelle der Menschen ist das Sondereigenthum. Es ist damit nicht gesagt, daß wir die Rothschild'schen und Louis Philipp'schen Reichthümer billigen, allein die bisherige Opposition gegen die Gebrechen der Gesellschaft reicht vollkommen aus, solche Ungleichheiten zu bekämpfen. Es ist nicht nöthig, darum Alles in Fluß zu bringen und die „arbeitenden" Klassen mit dem Utopien eines Gesammteigenthums in grausame Tantalusqualen

zu versetzen. Nehmt immerhin sämmtliche Fabrikkinder von Elberfeld und gebt ihnen eine gemeinschaftliche Erziehung! Das Prinzip der Kaserne wäre überall da zu billigen, wo eben die einzelnen Unterlassungssünden gefährlich sind. Es gibt Waisen, denen Vater und Mutter noch leben. Erzieht durch das Allgemeine, wo es durch den Einzelnen unterlassen wird! Sporadisch, in dieser verlornen Gruppe der Gesellschaft, in jenem wüsten Eilande und ungesunden Sumpfe eines verkommenen Zustandes ist die Form der Gemeinschaftlichkeit nicht genug zu empfehlen, aber die hochmüthige Polemik, die von einigen, besonders den deutschen Communisten, gegen das übrige gesellschaftliche Leben der gebildeten Welt geführt wird, ist eine hohle Renommisterey. Mit unserer bisherigen Methode des Kampfes gegen Willkür und Unterdrückung kommen wir, bei Freimuth der Seele und Uneigennützigkeit des Herzens, vollkommen aus.

Die Denker nehm' ich aus. Aber die gewöhnliche praktische Communisterei tritt uns in Paris oft wie träges Lungern nach Glück, wie weinerliche Genußsucht entgegen. Wollt ihr Männer oder Weiber, Spartaner oder Corinthier erziehen? Lehrt Verachtung der irdischen Güter, lehrt Trotz gegen das Mißgeschick der Erde, schwellt die Brust der Menschen durch himmlische Ideen zur irdischen Entsagung! Das ist da ein winselndes Schmachten nach Erdenwonnen, eine feige Diesseitigkeit des Lebens, kein Aufblick gen Oben, nur ein ewiges Seitwärtsschielen nach dem dampfenden Schornstein, nach der duftenden Schüssel, nach dem oder jenem Besitz des Nachbarn. Wenn die Sucht nach materiellen Gütern der Fluch der Epoche ist, so ist der Communismus die eigentliche philosophirende Entschuldigung dieses weichlichen, um

Gott, die Welt, die Geschichte, die Fragen der Moral, der Politik, der Kunst und Literatur radikal gleichgültigen Materialismus und deßhalb ist er grade von uns, den Anhängern des „Liberalismus vulgaris“, nicht genug zu bekämpfen.

[S. 260.] Diese ganze Schlußparthie des Buches wurde vor vier Jahren auf das Lebhafteste angegriffen. Und doch haben sich seither die Dinge ganz zum Vortheil der damals gewagten Prophezeiungen gewendet und über Louis Philippe, den König der Franzosen, hat der Verf. vielleicht noch zu befangen geurtheilt.

Guizot ist, wie vorausgesagt wurde, Minister geblieben. Seit dem 29. Oktober 1841 ein und dasselbe, nur durch Zufälle einige Male geänderte Ministerium. Alle Jahre vier, fünf glänzende Reden von Thiers, die den Credit seines Gegners nicht erschüttern konnten. Man fängt schon an, Guizot mit dem Cardinal Fleury, Dubois, Choiseul zu vergleichen. Nicht mit Richelieu und Mazarin. Seinen Ruhm wirft der Franzose nicht so leicht fort.

Noch mehr aber hat sich seit dem Tode des Herzogs von Orleans herausgestellt, daß Louis Philippe Frankreichs dirigirender Minister ist. Il règne et gouverne. Die Bürgerkomödie von 1830 ist ausgespielt, die Charaktere der Julirevolution sind abgenutzt, die Kammer ist in ihrer Schwungkraft gelähmt und ein kalter Sand geworden, in dem sich keine Straußeneier bedeutender Talente mehr ausbrüten, die Journale sind im Feuilleton zu Grunde gegangen und erscheinen nur noch zur Unterhaltung, nur die Börse regiert Frankreich und der erste Courtier derselben trägt eine Krone und heißt Ludwig Philippe.

Man will Guizot als den ergebenen Diener seines Herrn

hinstellen. Man will seine Ehre als Denker und Staatsmann dadurch beeinträchtigen, daß man ihn den Lakaien des königlichen Willens nennt. Man irrt sich. Es ist nur ein zufälliges Zusammentreffen, daß Guizot und sein königlicher Herr Dasselbe wollen. Sie gehören Beide einer ganz andern Schule, jeder einem heterogenen Prinzipe an. Nur zufällig ist es, daß das, was bei Guizot ungefähr einem Philosophem gleichkommt, bei dem Könige eine einfache praktische, persönliche Klugheitsmaaßregel ist. Louis Philippe sieht mit Vergnügen, daß die Philosophie, die er vor zehn Jahren noch an den Doktrinärs nicht leiden mochte, eine so bescheidne untergeordnete Rolle durchführen kann; er sieht mit Vergnügen, daß Das, was bisher nur sein kluger, berechnender Menschenverstand war, von Schülern des Plato und Aristoteles für tiefe Weisheit ausgegeben werden konnte. Das hat denn die beiden Herrscher, von denen Guizot ein redlicher Mann ist, zwangsweise befreundet, wie etwa bei uns Schiller und Goethe, die sich erst vielfach mißachtet und beneidet hatten, plötzlich die wärmsten und wirklich aufrichtige Freunde wurden, weil sie sich sagen mußten, daß außer ihnen nichts Sonderliches weiter in der literarischen Welt Deutschlands vorhanden war.

Um Louis Philippe zu verstehen, muß man in Paris nicht die Dichter, die Weisen, nicht die Redner, die Gelehrten, nicht die Soldaten, nicht die Handwerker fragen. Diese ewig unzufriedenen Menschen werden immer an ihm zu mäkeln haben. Aber einen vornehmen Banquier, meinetwegen einen jüdischen, der auch zugleich Deputirter sein und Minister werden könnte, einen der Grundpfeiler der Börse muß man besuchen. Man wird da hören, daß Frankreich glücklich ist, daß alle Staatsmänner außer den gegen-

wärtigen Ministern Schurken, alle Zeitungsschreiber Dummköpfe wären, daß in Frankreich der größte Arbeitslohn und die geringste Steuer gezahlt werde, daß sich alles, besonders die Nationalgarde, die jetzt preußische Waffenröcke bekommt, überschwänglich glücklich fühle, daß die Eisenbahnen unglaubliche Capitalien in Umschwung brächten, daß Tausende von Menschen, besonders junge Commis, am Börsenspiel sich bereicherten, daß die nächsten Wahlen wieder ganz die alte Kammer bringen würden und daß alles Uebrige, was sonst in Frankreich nicht in diesen allgemeinen Jubel der Zufriedenheit miteinstimmen wolle, mit Kartätschen niedergeschossen oder ins Irrenhaus eingesperrt zu werden verdiene.

Die glücklichsten Börsengeschäfte soll Louis Philippe selbst machen. Nächst ihm ein gewisser Herr von Rothschild. Beide, behauptet man, regieren Frankreich. Die Coursschwankungen sind das Einzige noch, was von dieser Politik gefürchtet wird. Eine herabgehende Rente macht in Paris zehntausend lange Gesichter, und nur diese Gesichter sind bedenklich. Sonst muß man gestehen, daß der Julithron auf granitnen Füßen steht.

Bei Hofe sah man früher nur die vornehmen Geschlechter und den höchsten Adel. Das war sehr unbesonnen in einem Lande, dessen berühmte Revolution damit anfing, die Unerträglichkeit jener Menschen zu erklären, die sich bessern Blutes dünken, als ihre Mitmenschen. Louis Philipp handelt demokratischer. Er läßt das Volk in seine Säle kommen, nämlich das Volk, was ihm das Volk scheint, die Offiziere der Nationalgarde und das Volk der Bankiers. Die Wechselmakler vertreten in den Tuilerien die Wohlfart Frankreichs. Von alten legitimistischen Vorurtheilen ist Louis Philippe völlig frei. Christ, Jude, Muselmann, gilt diesem aufgeklärten Denker eins. Sein

philosophisches Beispiel steckt an. Fräulein Fuld heirathete beinahe den Herzog von Guiche und Meyer Achilles Fuld heirathet den weiblichen Sproß einer alten Familie, deren Wappen ein Hôtel im Faubourg St. Germain ziert. Ihr sonderbaren Communisten, was ihr Euch um Eure Idee der allgemeinen Gleichheit müht! Fließt hier nicht alles schon aufs Lauterste wie korinthisches Metall zusammen und gewährt einen Anblick, der an die Träume der „besten Welten" erinnert?

Freilich hat der König oft grämliche Gedanken. Nicht die Republik, nicht das Phalanstère, nicht die Deputirtenkammer machen ihm Sorge. Das ist Alles beseitigt und theilweise durch Maaßregeln, die Beiträge zu den Mystères de Paris werden könnten, beschwichtigt. Aber diese Bourbons, die da in der Welt heimathlos herumirren! Diese Tuilerien, diese Schlösser, in welche künstlich durch Statüen und Bilder die Geschichte des Hauses Orleans eingeführt wird und die doch so viel schreiende und vorwurfsvolle Erinnerungen an die im ersten hitzigen Eifer vertriebene Dynastie enthalten! Diese vielen alten Geschlechter, die sich unter den glückwünschenden Kaufleuten nie an einem Festtage bei Hofe sehen lassen wollen? Wenn der Stifter der neuen Dynastie böse Träume hat, so kann ihm wohl Guizot sagen: „Sire, beruhigen Sie sich, Frankreichs Ruhe ist Ihr Gewissen!" Aber doch ängstigen den Schlummernden trübe Vorstellungen und die Umgebungen verrathen das auch gar zu rasch. Kaum geschieht etwas, was der Dynastie Orleans unangenehm ist, gleich müssen die Legitimisten heimlich dahinter stecken. Ob wohl Abd-el-Kader Verbindungen mit Görz und Kirchberg unterhält? Ob wohl der Postillon, dem am 13. Juli 1842 die Pferde des Herzogs von Orleans durchgingen, im geheimen Solde der Legitimisten stand? Der

König ist ein Held in Selbstbekämpfung. Aber seine Umgebungen, seine Gattin, Mad. Adelaide, General Athalin, Graf Montalivet verrathen sich bei jedem Unglück auf der Stelle. Als Lecomte auf den König zu Fontainebleau geschossen hatte, mußten die Vertrauten des Pavillon de l'Horloge gleich so unbesonnen sein und wieder andeuten, ob dieser Mörder wohl ein Werkzeug der Legitimisten wäre. Das Journal des Débats verrieth auch gleich diese stille Sorge an alle Welt.

Louis Philippe hat etwas, was vertheidigend für ihn spricht, sein Unglück. Andre sagen, sein Glück. Ich finde aber darin ein viel bedeutsameres Unglück, daß man so oft versucht wird, diesen Fürsten zu ermorden, als es bedeutsames Glück scheinen mag, daß alle diese schaudervollen Pläne mißlingen. Dieser Fürst hat viel häusliches rührendes Leiden. Sein hoffnungsvoller Sohn, den er mit Stolz allen Prätendenten der französischen Krone gegenüber stellen durfte, muß ihm auf eine so entsetzliche Weise genommen werden. Man kann ohne die schmerzlichste Rührung nicht die Kapelle betreten, die auf der Stelle gebaut worden ist, wo der junge Prinz sein Leben aushauchte. Ein Bild in der Sakristei vergegenwärtigt den erschütternden Moment des Todes. Der König sitzt vor seinem sterbenden Sohne und mit antikem Niobeschmerz blickt er auf seine gescheiterten Hoffnungen. Ach, es liegt in dem Blick, den der König dem Maler nicht verbergen durfte, mehr, als nur das vernichtete, wehmüthige Vatergefühl; es liegt eine düstre, starre, verzweifelnde Reflexion auf diesen blaßen, seither unaufhaltsam gealterten Zügen. Fern sei es, in diesen Schmerz Deutungen kalt belehrender Art zu legen; aber eins ist unverkennbar in ihm, das Gefühl eines tiefen, überwältigenden und weit über diesen

schmerzlichen Augenblick hinausgehenden allgemeinen Leidens, eines innern Schmerzes des ganzen Bewußtseins.

Glück sind diese Mordanfälle, die immer fehlschlagen, aber größeres Unglück, daß sie überhaupt stattfinden. Sie verrathen mehr als nur die Verworfenheit eines einzelnen Verbrechers. Gleich sollte Lecomte ein Abgesandter der Legitimisten sein! Welche Thorheit, wenn politische Partheien einem Greise nach dem Leben streben wollten!

Ich war in Paris, als Lecomte auf den König schoß. Ich beobachtete die gleichgültige Stimmung des Publikums. Und doch der siebente Mörder! Wieder ein Mörder anderer Art, als die früheren! Eine Art Tschech oder Kohlhaas, bei dem wirkliche oder eingebildete Rechtsverweigerung eine fixe Idee erzeugte einen wahnsinnigen Haß auf die Person des Königs selbst!

Tschechs Verbrechen, um diese Anmerkung hier offen auszusprechen, würde in einem constitutionellen Staate unmöglich gewesen sein. Leider hat man über die schauderhafte Verirrung dieses Mannes nichts mehr, als eine kurze „Warnungsanzeige" im nüchternsten Polizeistyle erhalten, statt daß grade dieses Verbrechen so einzig in deutscher Geschichte dasteht, daß eine Darlegung der gerichtlichen Akten, wie dies in Frankreich und England geschieht, auch wohl uns hätte gewährt werden können. Soviel aber ist ersichtlich, daß Tschech in einem constitutionellen Staate unmöglich gewesen wäre. Denn nur in einer Büreaukratie kann es geschehen, daß Wünsche, Bitten, Klagen, die unerhört bleiben und sich einbilden, auch ungehört zu sein, sich bis zum Wahnsinn steigern. In einem constitutionellen Lande hätte Tschechs hochfahrende, vielleicht schon in Storkow büreaukratisch verwöhnte Gesinnung sich in Petitionen an eine Kammer, in

etwas Journallärm, in ein paar Schutzworten eines Deputirten austoben können. In einer Monarchie richtete sich aber seine, wie es die Juristen nennen, Querulantenmanie direkt gegen die moralische Vertretung aller Freuden und Leiden eines Staatskörpers, gegen den Lenker des Patrimonialstaates selbst und wurde ein in Deutschland unerhörtes und seiner Natur nach fast dem Mittelalter angehörendes Verbrechen.

Lecomte widerlegt den obigen Satz nicht. Lecomte hatte nicht mit der Büreaukratie und einem Könige als deren oberstem Chef zu thun. Es ist die Privatverwaltung des Königs der Franzosen, von welcher sich dieser finstre und ingrimmige Mann verletzt glaubte. Charakteristisch ist, daß in Paris die Hinrichtung Lecomtes von Jedermann aus folgenden Gründen vorausgesagt wurde: „Er ist ein persönlicher Feind des Königs, wie es eben eine Menge gibt unter allen Denen, die mit der Civilliste zu thun haben. Der König ist Oekonom in einem Grade, daß alle die, welche für die Tuilerien arbeiten, nur davon die Ehre, keine Vortheile genießen. Die heimliche Feindschaft gegen den König als Civilliste ist so groß, daß Lecomtes Verbrechen gefährlich ist. Es steht in keinem Zusammenhange mit irgend einem der früheren Attentate und weckt wieder ganz andre, bisher unbekannt gebliebene Feindseligkeiten.“

Es ist nicht gut, wenn ein Fürst seinem Volke zu sehr verräth, daß er das Geld liebt. Es erhebt den Materialismus zur Ordnung des Tages. Der König der Franzosen hat zwei Verwaltungen: die eine, die sein unermeßliches Privatvermögen, die andre, die seine Civilliste betrifft. Wohl dem, der mit der ersten Verwaltung, wehe dem, der mit der zweiten zu thun hat! Dort Ueberfluß, hier Mangel! Die beiden, durch Lokal sogar getrennten Verwaltungen kennen

sich nicht. Die Ersparnisse der einen wandern in die Banken Amerikas und Englands, die Schulden der andern bleiben lange unbezahlt. Kennt ihr den unschönen, abscheulich verwüsteten großen Platz vor den Tuilerieen, das Schlachtfeld der ersten und zweiten Revolution? Dieser „Carousselplatz" ist in seiner Verwahrlosung eine Schmach für Paris. Der König hat die Verpflichtung übernommen, daraus einen Platz mit Rasen, Statuen, Springbrunnen, Säulen zu schaffen: da er aber behauptet, daß seine Civilliste ihm diese Ausgabe unmöglich machen, so bleibt diese Brandstätte, wie sie war und die jetzigen Bewohner der Tuilerien kehren ihr den Rücken, indem sie ihre Wohnzimmer nach dem Garten verlegen. Ist das nun königlich? Groß und bedeutend?

Man sagt, der König wäre in Paris sehr beliebt. Ich will es nicht bestreiten. Ich will die Meinung seiner politischen Gegner, die ihn einen Verräther an den Maximen und Menschen nennen, die ihn auf den Thron brachten, nicht in Anschlag bringen; ich will auch sagen, daß von einem Mann in diesem Alter und von diesem Bildungsgange nicht zu erwarten war, daß er die poetische, großartige und geniale Physiognomie trage, die wir an den Fürsten unsrer Tage leider fast überall vermissen und die wir doch so sehr bedürfen. Ich wiederhole, daß alle Pariser, die sich vor Emeuten, vor Zertrümmerungen ihrer Ladenfenster, vor Herabsetzung des Zinsfußes fürchten, in dem Könige ihren kräftigsten Schutz erblicken. Also an Hingebung für ihn fehlt es nicht. Nur das kann ich beweisen, daß der Ausdruck dieser Hingebung ein höchst kühler und der mattherzigste von der Welt ist.

Es war am ersten Mai, dem königlichen Namensfeste. Ein wundervoller, himmelblauer Tag. Im Tuileriengarten

dufteten die Hollunderbüsche. Die Linden athmeten den würzigen Hauch ihrer Blüthen aus. Ein starker Regen hatte alles noch zurückgebliebene Frühlingsleben zu raschem, üppigem Keim hervorgetrieben. Der Abend senkte sich mit mildem Mondlicht nieder. Der König wollte am Balkon seines Schlosses erscheinen und mehr als 10,000 Menschen waren erwählt worden, in den kleineren Gärten durch besondere Einlaßkarten zugelassen zu werden.

Die Musik der Regimenter spielte unter dem Balkon. Endlich erschien der eben wieder wunderbar aus Mörderhand gerettete Fürst, umgeben von seinen beiden Enkeln, dem Grafen von Paris und dem Herzog von Chartres, denen sich zuweilen ab- und zugehend die Herzogin von Orleans beigesellte.

In den ministeriellen Blättern steht: „Unermeßliches Rufen erfüllte die Luft. Nie ist die königliche Familie so empfangen worden. Nie hat man so anhaltende, so stürmische Lebehochs gerufen. Alles war auf dem höchsten Gipfel des Enthusiasmus.“

Von dem Allen ist nicht ein Wort wahr. Die unermeßliche Menschenmenge war eine Stunde hindurch lautlos. Der König erschien in militärischer Tracht, den dreieckigen Hut in die Quere gesetzt, eine lange, hagre Gestalt, völlig von seinen üblichen vollen und rundlichen Bildnissen abweichend, der Bart weiß, die Haltung die eines Greisen, der uns dieser kalten, stumpfen Menge gegenüber doppeltes Mitleid einflößt. Niemand griff an den Hut, während er unablässig das Haupt entblößte und grüßte. Drei oder vier dazu angestellte Menschen brüllten: Vive le Roi! Niemand antwortete. Der König setzte sich, rings auf allen Dächern und Gallerieen wandelten Schildwachen mit ohne Zweifel geladenem Gewehr, es war eine kühne That, sich so frei preiszu-

geben. Die kleinen Enkel, vom offiziellen Zeitungsstyle „Frankreichs Zukunft" genannt, schlugen zur Musik den Takt. Der König ermunterte sie dazu: es gab ihnen ein muthwilliges, fröhliches, vielleicht kriegerisches Ansehen. Es dauerte für eine natürliche Eingebung viel zu lange, dies Taktschlagen; Kinder sind solcher Scherze bald müde, aber der Graf von Paris durfte nicht aufhören, immer und immer mußte er mit seinem gedruckten Musik-Programm taktiren. Die Herzogin von Orleans, die schon gelernt hat, was es in Frankreich heißt, sich abnutzen, blieb nicht lange auf dem Balkon und entschlüpfte der Gruppe so rasch sie nur konnte. Aber der „unveränderliche Gedanke" harrte aus. Die Claqueurs der Polizei riefen wieder: Vive le Roi! Er stand wieder auf, zog den Hut und verbeugte sich lächelnd. Wieder todtes Schweigen, wiederum keine Entgegnung. Als eine der brüllenden Stimmen rief: Vive la Reine! wieder Schweigen und als es endlich hieß: Vive le Comte de Paris! löste sich die Farce in Gelächter auf. Und das nannte das Journal des Débats: „Unermeßliches Rufen erfüllte die Luft. Nie ist die königliche Familie so empfangen worden. Nie hat man so anhaltende, so stürmische Lebehochs gerufen. Alles war auf dem höchsten Gipfel des Enthusiasmus."

Das nicht anwesende Paris, die Provinz, die Wähler, das Ausland, die fremden Höfe glauben diesen Worten. Als ich einem Banquier diese Scene erzählte, erwiederte er ruhig: „Man ruft in Frankreich nicht. Wenn man nicht zischt, ist es so gut, als hätte Jeder gerufen."

Damit war ich freilich geschlagen. Unser warmes, stark pulsirendes deutsches Herz! Unser Enthusiasmus für Alles, was wir lieben und verehren! Der blasirte Franzose läßt

die Claque rufen und stimmt dadurch mit ein, daß er nicht zischt!

Ob Louis Philipp auch so denkt, wie seine Banquiers? Ob ihm nicht nach einem erneuten Anfall auf sein Leben ein wenig mehr Liebe und Hingebung willkommen gewesen wäre? Oder ob wir Deutsche all dergleichen zu sentimental auffassen?

Möglich! Denn mitten in diesen Betrachtungen war einem Mitgliede unsrer Gesellschaft die Börse gestohlen.

Die Gedanken bekamen eine andere Richtung.

Bei Alledem scheidet man von Paris mit dem Gefühl einer gewaltigen geistigen Befruchtung. Man senkt den Kopf wie eine reife Aehre. Man hat in zwei pariser Monaten zwölf deutsche erlebt.

Wahrheit und Lüge lernt man nirgends mehr unterscheiden, als in Paris. Aber auch nirgends sieht man mehr, wie nahe beide beieinanderstehen und wie der Schatten der Dinge oft mehr ihre Wesenheit vor der Welt ausdrückt, als die Dinge selbst.

Der Deutsche darf sich gestehen, daß wir bei uns jetzt mehr geistigen Stoff verarbeiten, als die Franzosen, die in der That jetzt eher vegetiren, als leben. Ob aber unser gegenwärtiger Kampf uns so weit führen wird, als wo sich der Franzose jetzt in seiner Ruhe und Abspannung schon befindet, das steht sehr die Frage. Ist man wieder mitten inne in unsern wohlbekannten, ehrwürdigen deutschen Lebensbedingungen und eingefangen in dem Netz unsrer fünfzehnhundertjährigen Widersprüche, so möchte man's fast bezweifeln. Doch hoffen wir! Der bei uns seither merkwürdig gesteigerte Muth, eine Ueberzeugung zu haben, ist schon viel werth.

2

